Staatl. Bibliothek
Regensburg
20
Med. 1911 (1

Dr. Joseph Frank's,

öffentlichen Lehrers der Pathologie und allgemeinen Therapie auf der Kaiserlich-Russischen Universität zu Wilna; wirklichen Mitgliedes des Collegiums der Ärzte in Venedig; correspondirenden Mitgliedes der Gesellschaft der Georgiofili in Florenz, der Wissenschaften und Künste in Strasburg, der medizinischen und Galvanischen Gesellschaft in Paris, der k. Gesellschaft der Ärzte in London, der Sydenhamischen in Halle, u. s. w.,

Reise

nach

Paris, London,

und einem grossen Theile des übrigen

Englands und Schottlands

in

Beziehung

auf

Spitäler, *Versorgungshäuser*, übrige *Armen-Institute*, *Medizinische Lehranstalten*, und *Gefängnisse.*

Erster Theil.

Mit einem Kupfer und sieben Tabellen.

Wien,

in der Camesinaischen Buchhandlung.

1804.

G 88/202

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Sr. Hochgebohren

dem

des heil. Röm. Reichs Grafen

Karl von Harrach

&c. &c. &c.

widmet

gegenwärtige Schrift

als

einen geringen Beweis

seiner

Hochachtung und Freundschaft

der

Verfasser.

Vorrede.

Eine Reise, welche ich i. J. 1803 durch Frankreich nach England und Schottland in der Absicht vornahm, die Bekanntschaft ausgezeichneter Ärzte zu machen, die verschiedenen Lehrarten zu beobachten, vorzüglich aber die Spitäler, Versorgungshäuser und übrigen Armeninstitute, so wie auch die Gefängnisse dieser Länder zu besuchen, ist der Gegenstand des gegenwärtigen Werkes.

Als ich meine Reise antratt, war ich weit entfernt daran zu denken, ihre Beschreibung je durch den Druck bekannt zu machen. Diesen Entschluss fasste ich erst dann, als die vor mir liegenden, zu meinem eigenen Gebrauche gesammelten Materialien mich vermuthen liessen, ihre Bekanntmachung dürfte nicht ohne allen Nutzen seyn. Dieser Umstand wird, wenn ich mich nicht irre, hinreichen, mehrere Unvollkommenheiten zu entschuldigen, die ich mir nie zur Last hätte

* 2

fallen lassen, wenn ich meine Reise sogleich in der Absicht, eine Beschreibung davon dem Publikum vorzulegen, angefangen hätte.

Unter den vielen Schwierigkeiten, welche mir bei der Bearbeitung des gegenwärtigen Werkes vorkamen, habe ich wohl keine lebhafter gefühlet, und folglich kräftiger zu überwinden gesucht, als diejenige, meinen Lesern die Wahrheit rein vorzutragen, ohne mich undankbar gegen diejenigen Personen zu benehmen, durch deren Güte ich die Gelegenheit hatte, die manchfaltigen Gegenstände, welche mich auf meiner Reise interessirten, nach Wunsch zu sehen. Ich fühlte nemlich gleich lebhaft, wie viel ich meinem Vaterlande, vor dem ich als Historiker auftrete, und wie viel ich dem Auslande, das mich mit so grosser Gastfreiheit aufnahm, schuldig bin. Mögen beide in meinem Werke eben so grosse Liebe zur Wahrheit, als Bescheidenheit im Urtheilen bemerken!

Schon mehrmalen habe ich dem Schicksale gedankt, dass es mich nicht vor zehn Jahren, (in dem Alter nemlich, wo sich die

meisten Ärzte in der Welt umzusehen pflegen) auf die Reisebahn geschleudert hat. Wahrscheinlich würde ich damals blos diejenigen Ärzte, welche nach neueren Grundsätzen kuriren, für gute Ärzte angesehen haben; — wahrscheinlich würde ich blos solche Lehrarten gebilliget haben, die mit denjenigen, welche auf den von mir besuchten Hohenschulen eingeführet waren, übereinstimmen; und wahrscheinlich würde ich von Spitälern, milden Stiftungen und Gefängnissen das gefordert haben, was mir mein Ideal von Vollkommenheit, ohne Rücksicht auf Nebenumstände, diktirt hätte.

Unter einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte betrachtet man die Gegenstände nach bereits etwas gedämpftem jugendlichen Feuer, und nachdem man mit eigener Erfahrung ausgerüstet ist. Man hat alsdann die Überzeugung, dass sich die Heilkunde, so wie jeder andere Gegenstand, von verschiedenen Seiten betrachten lässt; — dass alle diese verschiedenen Ansichten ihr Gutes und ihr Übles haben, — und dass dieses von jenem nur durch den Probierstein, Erfahrung, getrennet werden könne. In Hin-

sicht der Art, mit welcher die Heilkunde gelehret werden solle, überzeugt man sich nicht weniger, dass diese von verschiedenen Umständen modifizirt werden müsse, dass sie von Lokalitäten, Nationalcharakter, Fähigkeiten der Lehrer, Geist der Zeit u. s. w. abhänge; und dass folglich äusserst schwer falle ihren Gehalt zu bestimmen, wenn man nicht in den Stand gesetzt ist, alle diese Gegenstände abzuwiegen. Eben so von Spitälern, milden Stiftungen, und Gefängnissen, deren Zustand, mehr als jener irgend einer anderen Sache, von äusseren Umständen bestimmt wird, und folglich auch nach diesen beurtheilet werden muss.

Wie schwer es einem Reisenden falle, seine Urtheile auf alle die erwehnten Gegenstände zu gründen, versteht sich leicht von selbst. Dass ihn der unermüdetste Fleiss, der beste Wille, und das zweckmässigste Benehmen blos in den Stand setzen können, sich der Vollkommenheit in der Ferne zu nähern, ist nicht minder offenbar. Äusserst angenehm muss es ihm daher seyn, wenn Sachkundige die begangenen Fehler aufdecken.

Ich habe das gegenwärtige Werk in zwei Theile getheilet. Der erste Theil enthält: die Beschreibungen der Medizinal-Anstalten u. s. w. von Paris, und zum Theil auch von London. Der zweite Theil setzt letztere fort und schlieset mit der Beschreibung jener, die ich in *Oxford*, *Cambridge*, *York*, *Newcastle*, *Edinburgh*, *Glascow*, *Liverpool*, *Manchester*, *Birmingham*, *Bristol*, *Bath* und *Portsmouth* zu sehen Gelegenheit hatte.

Obwohl ich bei meiner Reise nach Frankreich einen beträchtlichen Theil des südlichen, — und bei meiner Rückreise aus England, einen nicht minder ansehnlichen Theil des nördlichen Deutschlandes besuchet habe; so habe ich mich doch enthalten, eine Beschreibung der zahlreichen Gegenstände, die allda meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, zu liefern. Ich glaubte nemlich, dass sich ein unbefangener Ausländer dieses Geschäftes besser entledigen könnte; — und dieser Meinung opferte ich das Vergnügen, von so vielen interessanten und wichtigen Menschen und Dingen zu sprechen, auf. Doch habe ich mich dort, wo sich Gelegenheit fand, meine in Deutschland gemachten

Beobachtungen, mit den im Auslande angestellten zu vergleichen, einigermassen schadlos zu halten gesucht. Möge hiedurch das Interesse folgender Bögen, für die ich mir ein gelindes Urtheil von Seiten meiner Leser zum Voraus erbitte, einigermassen erhöhet werden!

Paris.

Civil-Kranken- und Versorgungshäuser (*Hospices civils*) überhaupt.

Ich werde in der Beschreibung der Kranken- und Versorgungshäuser dieser Hauptstadt, so wie überhaupt in der Darstellung aller übrigen Gegenstände, die in dem gegenwärtigen Werke vorkommen, gerade so verfahren, wie ich in der Besichtigung derselben verfahren bin. Wo möglich, habe ich nemlich nie irgend eine der zu erwähnenden Anstalten besucht, ohne mir vorher die gehörigen Kenntnisse, ihre Entstehung, Verfassung, Administration betreffend, verschafft zu haben. Ich war überzeugt, dass, ohne so zu handeln, die Durchsehung derselben blos die Neugierde, ohne eine solide Belehrung zu gewähren, oder in den Stand zu setzen mit Sachkenntniss zu urtheilen, befriedigen könne. Daher sollen einige allgemeine Betrachtungen über

ihre Verfassung, der besondern Beschreibung derselben vorausgehen.

Die Administration der *Civil-Kranken-* und *Versorgungshäuser*, welche unter dem allgemeinen nicht leicht zu verdeutschenden Nahmen, *Hospices*, begriffen werden; so wie die Hilfe, welche Dürftige in ihren eigenen Wohnungen erhalten, *(secours à domicile)* und das sogenannte *Ammen Bureau* wird überhaupt als ein und dieselbe Anstalt betrachtet, und von einem *Administrations-Rathe* *(Conseil général d'administration des hospices)*, und einer *ausübenden Kommission (Commission exécutive)* welche den 27ten Nivose und 30ten Germinal des 9ten Jahr's durch ein Dekret des Consul's gestiftet wurden, besorgt.

Der *Administrations-Rath* besteht aus vierzehn nicht besoldeten Mitgliedern. Hier folgt ihr Verzeichniss:

Hr. *Frochot*, Präfect des Seine-Departements und *President* des Administrations-Rathes. Hr. *Dubois*, Staatsrath und Policeypräfect. Hr. *Bigot de Préameneu*, Staatsrath. Hr. *Camus*, Aufseher der National-Archive. Hr. *Delessert*, Banquier. Hr. *D'Aguesseau*, ehmals Bothschafter bey Sr. Maj. dem König von Dännemark. Hr. *De Belloy*, Erzbischof von Paris. Hr. *Duquesnoy*, Maire. Hr. *Fieffé*, Maire. Hr. *Mourgue*. Hr. *Parmentier*, vom Na-

tionalinstitut. Hr. *Pastoret*. Hr. *Richard d'Aubigny*. Hr. *Thouret*, Direktor der Medizinalschule. Hr. *Maison*, General-Sekretair.

Dieser *Administrationsrath* versammelt sich zweimal die Woche, und hat die allgemeine Direkzion der Hospicien; er bestimmt jede Art von Ausgaben, den Zustand der Einnahmen, die zu machenden Verbesserungen, mit einem Worte: er berathschlaget über alles, was den Dienst, die Erhaltung und die Verwendung der Einkünfte der Spitäler betrift. Das Resultat seiner Berathschlagungen wird dem *Minister des Innern* zur Genehmigung vorgelegt. Die Mitglieder des Administrationsrathes haben seit dem 15ten Nivos des Xten Jahres die Aufsicht der verschiedenen Hospicien unter sich getheilt, ein Umstand, der mit den grössten Vortheilen verbunden ist.

Die *ausübende Kommission* besteht aus fünf besoldeten Mitgliedern; diese sind:

Hr. *Alhoy*. Hr. *Desportes*. Hr. *Duchanoy*. Hr. *Fesquet*. Hr. *Le Maignan*.

Diese *ausübende Kommission* versammlet sich ebenfalls zweimal die Woche, setzt die Beschlüsse des Administrations-Rathes in Ausübung, und hat die bei den Hospicien angestellten Beamten unmittelbar unter sich. Zwey Mitglieder der ausüben-

den Kommission, wohnen den Sitzungen des Administrations-Rathes bey, wo sie diejenigen Vorschläge machen können, die sie dem Wohl der Hospicien angemessen glauben, und auch über die in Berathschlagung gezogenen Gegenstände vernommen werden. Auch haben die Mitglieder der ausübenden Kommission die Aufsicht der verschiedenen Hospicien unter sich getheilt, — und conferiren mit den respectiven Mitgliedern des Administrationsrathes über die ihnen besonders anvertrauten Hospicien.

Jedes Hospicium hat einen eigenen *Aufseher* (*Agent de surveillance*) oder eine eigene *Aufseherin* (*Agente de surveillance*). Man fordert von ihnen, dass sie die Einrichtung des Hospiciums und die darin sich befindenden Personen genau kennen; dass sie die Kranken, oder Siechen öfters besuchen; dass sie von allem, was auf selbe Bezug hat, unterrichtet sind; und endlich, dass sie stäts bereit seyen, alle Klagen oder Anfragen anzuhören, und nach Umständen denselben abzuhelfen, oder darüber Auskunft zu geben. Diese Beamten dürfen daher nie ausser dem Hospicium schlafen, wenn sie nicht vorläufig die Erlaubniss von der ausübenden Kommission dazu haben, — ja selbst bey Tage ist es ihnen nicht erlaubt auszugehen, ohne einer vertrauten und unter ihrer Responsabilität stehenden Person, die Aufsicht über das Hospicium übertragen zu haben.

Die gesammten Hospicien dieser Hauptstadt werden nach *allgemeinen Grundsätzen* verpfleget. Diese Einrichtung ist gewiss sehr zweckmässig, — denn sie erleichtert nicht allein den Gang der Geschäfte, sondern ist auch höchst ökonomisch. Es ist nemlich bekannt, dass man, blos um die grösseren Kosten zu ersparen, welche mehrere kleinere Hospicien verursachen, auf den Gedanken verfallen ist, die kleineren Hospicien zu vereinigen, und so aus ihnen blos eine oder zwey allgemeine Krankenanstalten zu bilden. Eben so bekannt ist es, dass man hiebei das Wohl der Kranken dem ökonomischen Interesse aufopferte. Beydes liesse sich doch so leicht vereinigen, wenn man dem eben erwähnten Beispiele folgen, und die Grundsätze annehmen wollte, — die Hospicien, so viel als es immer möglich ist, zu vervielfältigen, sie aber dessen ohngeachtet durch eine allgemeine Verpflegung zu administriren.

Der Administrations-Rath hat nicht für gut befunden die Hospicien alsogleich durch *eigene Regie* zu verpflegen, daher hat er das System der *Verpachtung* vorgezogen; diess geschahe, weil man Theils ungewiss war, stäts so viel Geld in Bereitschaft zu haben, um die täglichen Ausgaben, welche mit eigener Regie verbunden sind, zu bestreiten, — Theils, weil man sich in der Administration der Hospicien noch nicht hinlänglich erfahren glaubte, um ein solches Geschäft unmittel-

bar übernehmen zu können. Übrigens sehen die Herren Administratoren vollkommen ein, dass das System der Verpachtung für Hospicien und dergleichen Anstalten nichts tauge, weswegen sie sich auch vorgenommen haben, sobald als möglich jenes der eigenen Regie allgemein einzuführen; — ich sage allgemein einzuführen, weil diess auch wirklich schon in Hinsicht der *Salpetriere*, des *Hospice de la Maternité*, des *Spitals der Venerischen*, und der *Spitäler Necker*, *Baujon*, *Cochin*, *Saint-Antoin*, *Maison de Santé*, und *Maison de retraite à Montrouge* Platz gefunden hat. — *Bicêtre*, das *Heil. Ludwig Spital*, *das Spital der kranken Kinder*, das *Hospice de la Pitié*, und der *Waisen*, sind noch in Pachtung. Das *Hotel-Dieu*, die *Charité* und die *Versorgung der Unheilbaren* sind einer interessirten Regie unterworfen, wo die Ausgabe eine gewisse Summe nicht übersteigen darf, aber geringer seyn kann, in welchem Falle das Übrigbleibende zwischen der Administration und der Regie getheilet wird.

Die *Einkünfte* der Hospicien in Paris kommen aus folgenden Quellen, nämlich:

Von *eigenen Gütern*, *(biens patrimoniaux)*. Sie bestehen in Grundstücken und Häusern, die in verschiedenen Theilen der Stadt liegen. Erstere trugen im Jahr X. 262,810 *francs*, und letztere, deren Zahl sich auf 731 beläuft, — 884,280 *francs*. Dieses von den Häusern herrüh-

rende Einkommen fällt aber grösstentheils nicht den Hospicien, sondern den Aufsehern über dieselben, den Architekten, Maurern, und andern Handwerksleuten zu, so dass es sehr vortheilhaft wäre, wenn der Administrations-Rath der Hospicien autorisirt würde, diese Häuser zu verkaufen, und das Geld auf eine andere Art zu benützen.

Von dem *Versatz - Amte* (*Mont - de - piété*). Das Haus, in welchem sich diese Anstalt befindet, gehört den Hospicien, — welche die Miethe davon erhalten. Ja die Hospicien haben selbst einen kleinen Antheil an der Administration derselben, — der, wie man behauptet, grösser seyn könnte. Im Jahre XI. belief sich die aus dieser Quelle kommende Summe auf 45,822 *francs* und 53 *Centimes* (etwas über 30 *sol*).

Von dem *Octroy*, d. h. von der Mauth, welche auf alle Gegenstände, die in Paris verbraucht werden, gelegt ist. Dieses Octroy soll ein Einkommen von 5,000,000 *francs* jährlich gewähren, welche Summe aber äusserst unordentlich eingeht, so dass sich die Administration der Hospicien nicht vollkommen darauf verlassen kann.

Vom *Gouvernement* zum Unterhalt der verlassenen Kinder — 350,000 *francs*, welche Summe erst für das Jahr XII. bestimmt ward, und bisher

von dem allgemeinen Fond der Hospicien bestritten werden musste.

Nebst diesen giebt es noch einige andere weniger bestimmte Quellen, so, dass man das jährliche Einkommen der Hospicien in Paris gegen 7,000,000 schätzen kann. Von dieser Summe muss man aber mehrere Leibrenten und Pensionen, die das Spital zu zahlen hat, abrechnen, — eben so die Abgaben, welche die Hospicien, *gleich allen andern Häusern ertragen müssen;* so wie die Reparaturkosten sowohl der Hospicien, als der ihnen zugehörenden Häuser, was i. J. X. 716,871 *fr.* betrug.

Die für den unmittelbaren Dienst der Hospicien übrig bleibende Summe reichet keineswegs hin, um ihren Unterhalt zu sichern. „*Ehemals*, heist es in dem Rapport, *) hätte man auf Allmosen zählen können; — diese Quelle ist aber *nun* beynahe ausgetrocknet.„ Die Administratoren sagen daher auch vor, dass, wenn man nicht den Hospicien die ihnen angewiesenen Einkünfte so zusichere, dass sie dieselben pünktlich erhalten, und sich darauf verlassen können, — und wenn man nicht neue Quellen ausfindig mache um das erwähnte Einkommen zu vermehren, die Hospicien wieder in ihren vorigen schlechten Zustand verfallen müssen. Ich hoffe, dass diess nicht der Fall seye, und dass man den würdigen und einsichtsvollen Männern,

*) *Rapport sur les Hospices civils de Paris. An XI.*

die den Administrations-Rath ausmachen, alle Mittel an die Hand geben werde, deren sie bedürfen um ihren Zweck zu erreichen, und ohne welche die vernünftigsten Plane, die sie auch entwerfen könnten, gänzlich ohne Erfolg bleiben würden. Der Wille und die Gesinnungen des Ministers des Innern sind gewiss die besten. — Er weiss zu wohl, dass die Augen von ganz Europa in dieser die Menschheit interessirenden Sache auf ihn gerichtet sind; als dass Er nicht alles Mögliche thun sollte die Administratoren der Hospicien, zu unterstützen, welche aus blosser Liebe zur Menschheit ein so schweres Geschäft übernommen haben, und welche dieses, wenn sie die Hoffnung ihren Zweck erreichen zu können, verlohren hätten, auch sicher aufgeben würden.

Die Hospicien in Paris werden nach folgender Ordnung mit *Arzneyen*, *Nahrungsmitteln*, *Holz* und *andern Bedürfnissen* versorgt.

Arzneyen. Sie werden alle in einem allgemeinen *Dépot* aufbewahret und bereitet. Dieser *Dépot* befindet sich *rue neuve de notre Dame* in dem Hause, welches ehemals den Findelkindern zur Herberge diente. Von da theilt man die Arzneyen unter die Hospicien aus. Ein Apotheker hat die Aufsicht und die Direkzion über den allgemeinen *Dépot;* ihm sind zwey andere Apotheker untergeordnet, wovon der eine dem Magazin, und der

andere dem Laboratorium vorsteht. Sie haben zwei Gehilfen, die sie unterstützen. Nebstdem befinden sich allda ein Buchhalter, ein Expeditor und sieben Dienstleute.

Jeder in den Hospicien angestellte Arzt kann alles, ohne Rücksicht auf Kosten, verschreiben was er will. Ja, er ist nicht einmal an eine Pharmakopoe gebunden. — So sehr ich ersteres billige, so sehr muss ich letzteres missbilligen. Eine Pharmakopoe, die von den Hospitalärzten selbst verfasst ist, und die bloss diejenigen Arzneymittel enthält, welche ein jeder unter ihnen für das Wohl seiner Kranken unumgänglich nöthig glaubt, ist ein wahres Bedürfniss für ein Spital, und vermindert um ein Ansehnliches die Auslagen für Arzneyen. Man kann nemlich annehmen, dass durch eine wohlverfasste Pharmakopoe ihre Mannichfaltigkeit merklich vermindert wird. Diess macht, dass man um so viel Arzneyen weniger kaufen darf, die blos angeschafft werden mussten, um sie zu haben, wann es den Ärzten einfallen sollte selbe zu verschreiben, und die, da diess seltner der Fall ist, gewöhnlich verderben. Ich will nur ein Beyspiel anführen. In der Apotheke des *Hospice de la charité* sahe ich eine Menge Syrupen von verschiedener Art. Da diese Gattung von Arzneyen doch im allgemeinen, und besonders bey erwachsenen Menschen, keinen anderen Zweck hat, als dieselben weniger unange-

nehm zu machen; so glaube ich, dass eine Pharmakopoe für die Hospicien, wo man überhaupt jeden Luxus vermeiden soll, und wo man mit nicht so sehr delikaten Menschen zu thun hat, mit zwei verschiedenen Syrupen auskommen dürfte. Da die Syrupen sich nicht leicht über ein Jahr erhalten lassen; so ist es offenbar, dass man auf diese Art mehrere Zentner derselben vor dem Verderbniss retten, und dadurch manchen Livre ersparen könnte. — Es lässt sich ferner erwarten, dass eine neue Pharmakopoe selbst durch die Verminderung der oft aus so vielen unnützen oder überflüssigen Ingredienzen zusammengesetzten Mittel einen nicht unbedeutenden Gewinn gewähren würde.

Nahrungsmittel. In Hinsicht dieses Punktes besteht folgende Verordnung:

Das *Fleisch* muss von guter Beschaffenheit und wohl ausgeblutet seyn. Das Rindfleisch soll von 6- bis 9jährigen, beiläufig 600 Pfund schweren Ochsen genommen werden. Die Schöpse müssen zwischen dem 4ten und 5ten Jahr, — und die Kälber zwischen dem 3ten und 4ten Monat geschlachtet werden; und jene zwischen 28 und 34 Pfund, diese zwischen 80 und 120 Pfund haben. Das Verhältniss, in welchem diese verschiedenen Fleischsorten täglich geliefert werden, besteht in wenigstens drey viertel an Rind- und höchstens in einem Viertel an Kalb- oder Schöpsenfleisch. Das Fleisch muss in Gegenwart des

Agent de surveillance gewogen, und in einen Kessel mit Schloss, von dem er nachher den Schlüssel zu sich nimmt, geleget werden. — Das Gewicht des rohen Fleisches muss gerade noch einmal so viel betragen, als jenes, welches für die Kranken ohne Knochen bestimmt ist. Die Fleischbrühe wird aus zwei Maass *(deux litres)* Wasser auf beiläufig 25 Loth *(cinquante décagrames)* Fleisch bereitet; und mit einer angemessenen Porzion Salz, so wie mit gelben Möhren, Zwiebeln, Selleri, u. dgl. jedesmal im Verhältniss eines Zehntels zu dem rohen Fleische vermischt. Sie muss zwischen 9 und 10 Stunden sieden, und das Wasser um ein Viertel einkochen.

Die *vegetabilische Suppe (bouillon maigre)* wird bereitet, indem man auf hundert Individuen hundert fünfzig Maass Flusswasser in den Kessel giesst; und damit entweder zehn Pfund feines Gerstenmehl, oder drei Scheffel wohl gekochter Erdäpfel, oder auch nur ein aus einem Scheffel Erbsen, Bohnen, oder Linsen bereitetes Muss *(purée)* umrührt; — dann wird alles zusammen mit fünfzehn Pfund ausgelesenen Zwiebeln, Selleri, Gelbe Möhren, Rüben, und Sauerampfer, gekocht. Endlich giebt man zwei Pfund Salz und vier Pfund frische Butter dazu.

Die ganze Porzion von trocknen Gemüsen *(légumes secs)* für hundert Individuen, wird mit

5 Pfund Butter, 2 Pfund Salz, und 15 Pfund Zwiebel, oder Mangold, gelbe Möhren, oder Sauerampfer bereitet.

Die grünen Gemüse müssen viermal das Gewicht der trocknen haben.

Nie wird zwei Tage hinter einander das Nemliche gegeben.

Der Arzt bestimmt bey der Frühvisite die Diät (auf 24 Stunden) aller der ihm anvertrauten Kranken; sie ist entweder animalisch, oder vegetabilisch.

Bei beiden Diätgattungen sind die Porzionen eingetheilt in ganze-, halbe-, viertel-, Brodsuppe, und Grütze.

Die ganze Porzion der animalischen Diät besteht 1°. aus zwei Suppen mit Brod, Gerste, oder Erdäpfel, jede Suppe von 24 Loth (48 *décagrammes*). 2°. Aus 12¼ Loth (25 *décagrammes*) Fleisch.

Die ganze Porzion der vegetabilischen Diät besteht 1°. aus zwei Suppen oder Brühen, — 2°. aus zwei *décilitres* frischen oder trocknen Gemüse.

Nebstdem können die Ärzte nach Umständen Extra Suppen, Eyer, Obst, Milch u. dgl. verschreiben.

Der *Wein* muss wenigstens ein Jahr alt, roth, und von guter Beschaffenheit seyn. Indessen herrscht doch eine ziemlich allgemeine Klage über diesen Gegenstand, die ich aber nicht in allen Hospicien, wenigstens nach dem Weine zu schliessen, den man *mir* zu kosten gab, gegründet fand.

Sonderbar allerdings und unbegreiflich ist das Reglement in Hinsicht des Weines; es lautet:

„Obwohl der Wein keinen Theil irgend einer Diät ausmacht, so sollen ihn doch Primarärzte den Kranken, die über 12 Jahr alt sind, in dem Verhältniss von einem halben Schoppen, oder halben Seitel *(quart de litre)*, und den erwachsenen Rekonvaleszenten zu einem halben Maass verschreiben können. Die Kinder von und unter 12 Jahren sollen die Hälfte der oben erwehnten Porzionen erhalten.„ —

Warum überlässt man den Ärzten nicht Wein nach Umständen, so wie sie diess in Hinsicht der übrigen Arzneyen thun, zu verschreiben?

Das *Brod* für alle Hospicien in Paris wird in einer allgemeinen, sehenswürdigen, und gut bestell-

ten Bäckerei, *Scipion* genannt, verfertiget. Es seit der den 8ten Thermidor des 9ten Jahres eingeführten Verordnung, von der besten Beschaffenheit. Ich habe es wenigstens 6 Wochen täglich unter Augen gehabt, und es durchgehends so gefunden, als man es sich in irgend einem Privathause wünschen kann. Vor der erwehnten Verordnung verfertigten Bäcker, die in dem Solde der Administration standen, das Brod. Sobald man sie wegen der schlechten Beschaffenheit desselben zur Rede stellen wollte, warfen sie die Schuld auf das Mehl, — und sobald man sich wegen diesem Umstande an den Lieferanten des Mehls wendete, gab er der üblen Bereitungsart die Schuld. Um diesem Übel abzuhelfen, wurde in der oben angegebenen Epoche ein Oberaufseher *(Manutentionair)* bestimmt, welcher sowohl für die Menge des Brodes, die ein jeder Sack von Mehl liefert, als für die Beschaffenheit desselben verantwortlich seyn muss. Von der andern Seite ist der Lieferant des Mehls für die Güte desselben verantwortlich. Ersterer muss von jedem Sacke Mehls, der 325 Pfund wiegt, 425 Pfund Brod liefern, und erhält dafür 4 francs und 15 Centimes. Er kontrolirt wie natürlich, den Lieferanten, weil er ohne gutes Mehl nicht im Stand wäre gutes Brod zu liefern. Der Lieferant hingegen kontrolirt den *Manutentionair*, damit er seinem Mehle nicht die Schuld gebe, die auf die Bereitungsart fallen sollte. Die Öfen, wel-

che in Scipion sind, können jährlich 20, bis 25 tausend Säcke Mehls verbacken.

Was die *Nahrungsmittel* überhaupt betrifft, so habe ich sie nicht ganz gleich in jedem Hospicium gefunden; ein Umstand, der zum Theil vom Zufall, zum Theil auch von der Redlichkeit der Entreprenneurs, des *Agent de surveillance* u.s.w. herrühren mag. Vorzüglich gut schien mir die Kost im *hospice de la charité*, — und das Gegentheil im *Hôtel-Dieu.* Da fiel mir besonders die eckelhafte Art auf, mit welcher die Wärterinnen selbst mit ihren Händen das Fleisch manipulirten, und zerschnitten.

Im Ganzen genommen liesse sich vielleicht manches gegen die so eben beschriebene Diät sagen, wenn man sich nicht fürchten müsste falsch zu urtheilen, weil bei einer Diätordnung für Kranke immer auf die Kost Rücksicht genommen werden muss, welche die in Spitäler aufgenommene Menschen in gesunden Tagen geniessen; eine Sache, die bekanntlich bei den verschiedenen Nationen sehr verschieden ist. — Die nemliche Kost, welche in einem Pariser-Spital die vollkommenste Zufriedenheit erhalten würde, würde in einem Londner-Spital einen hohen Grad von Unzufriedenheit erregen, und noch mehr umgekehrt.

Beheizung. Wer den Einfluss der Temperatur auf die Erzeugung und Heilung der Krankheiten kennt, der wird leicht einsehen, dass die Beheizung der Säle in einem Spitale von der allergrössten Wichtigkeit seye. Diesen Punkt fand ich indessen, wie man in der besonderen Beschreibung der Anstalten sehen wird, in den Hospicien dieser Hauptstadt durchaus mangelhaft. Die Spitäler von Paris gleichen hierin jenen von Italien, wo gewöhnlich die Beheizung kaum wahrgenommen wird. Doch steht in den Statuten der hiesigen Spitäler, dass das Feuer vom 23ten Oktober bis 21ten April, ja auch länger, wenn es die Ärzte verlangen, in den Krankensälen von 7 Uhr Morgens bis Abends 9 Uhr unterhalten werden solle! Ja, es ist selbst den Ärzten überlassen den Grad der Wärme zu bestimmen.

Bette. Die Administration der Hospieien hat sich gezwungen gesehen die Bette beizubehalten, welche sich bereits bei den Hospicien befunden haben. Alle diejenigen, welche neu verfertiget werden, müssen so eingerichtet seyn, dass die hölzerne Bettstelle in der Breite 2 Fuss 6 Zoll, in der Länge 6 Fuss, und in der Höhe 1 Fuss bis zu 1 Fuss 4 Zoll habe.

Jedes Bett hat einen mit 40 Pfund Stroh angefüllten Strohsak, — eine Matraze von 21 Pfund, 2 Leintücher, und 2 weisse wollene Decken, letztere von 8 bis 9 Fuss Länge. Diejenigen Pazienten,

welche in Hinsicht ihrer Krankheit, oder der Mittel, die sie brauchen, die Matrazen verderben würden, bekommen blos *Strohsäcke*; die Leintücher werden alle 14 Tage, und öfters, wenn es nöthig ist, gewechselt.

Bedienung der Kranken. In jedem Spitale werden auf 100 Kranke ein Oberkrankenwärter (*Infirmier en chef*) oder eine Oberkrankenwärterinn (*Infirmiere en chef*) gerechnet. Diese haben mehrere Wärter oder Wärterinnen unter ihren Befehlen. Man rechnet eine von letztern auf zehn oder zwölf Kranke. Die Besoldung dieser Menschen ist verschieden. In einigen Hospicien sind noch die sogenannten *soeurs grises*; — es wäre zu wünschen, sie wären in allen. Der Krankendienst, der aus religiösem und menschenfreundlichen Triebe geleistet wird, ist weit über denjenigen erhaben, welcher blos gegen Bezahlung geschieht. — Ich würde daher bei der Errichtung eines Krankenhauses trachten, die Oberaufsicht über die Krankenwartung *Frauenzimmern* zu geben, welche aus höhern Absichten, dann ihr blosses Unterkommen zu finden, sich demselben widmen. Wenn auch solche Krankendienerinnen mehr kosten, als die gewöhnlichen, so bringen sie diess nicht allein durch die bessere Bedienung, sondern auch dadurch ein, dass sie nichts entwenden, verschleppen, und dass sie verhindern, dass diess von andern geschehe. Es ist eine Erfahrungswahrheit, die ich auch in Paris bestätigt

gefunden habe, dass die Ökonomie in Spitälern, wo Nonnen die Aufsicht führen, weit besser, dann in allen andern Krankenhäusern von statten geht.

Aufnahme der Kranken. Alle mit schweren Übeln behaftete Pazienten, die gezwungen sind, das Bett zu hüten, so wie diejenigen, welche schleuniger Hülfe bedürfen, werden alsogleich in den Spitälern, für die sie geeignet sind, aufgenommen. Alle übrige Kranken haben sich bei der Administrations - Kommission der Hospicien zu melden, welche sich täglich, von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, der Kirche *notre - Dame* gegen über, versammelt, um die Aufnahme der Kranken zu leiten. Die Kommission besteht aus zwey Ärzten und eben so viel Wundärzten, wovon einer der Ärzte und einer der Wundärzte 300 Livres, die übrigen aber 240 erhalten. Sie fertigen den Kranken, wenn sie dieselben für die Hospicien geeignet glauben, die Aufnahmszettel aus. Für die Aufnahme der Venerischen und Krätzigen sind besondere Zimmer, und ein Tag in der *Decade* bestimmt. Die Kranken, die sich nicht für die Hospicien schicken, erhalten eine Anweisung an einen der Wohlthats - Ausschüsse *(comité de bienfaisance)*, wovon in jeder der zwölf Munizipalitäten einer errichtet ist. Dieser Ausschuss übernimmt dann die Besorgung des Kranken in seiner eigenen Wohnung. Die Zweckmässigkeit dieser Verfügung erhellet von selbst.

Je besser die Verpflegung in den Hospicien ist, desto grösser ist die Anzahl der dahin strömenden Menschen, und desto mehr Leute befinden sich unter ihnen, welche diese äusserst kostspielige Verpflegung nicht nöthig haben, und auf eine weit wohlfeilere und zweckmässigere Art versorgt werden könnten. Es ist daher nöthig, — und ich möchte sagen, zur Erhaltung der Hospicien unumgänglich, dass die Aufnahme der Kranken allda nach bestimmten Grundsätzen und durch Leute geschehe, die in diesem Geschäfte erfahren sind. Die Auslage, welche erforderlich ist, einen bestimmten Arzt und Wundarzt ausschliesslich zu diesem Geschäfte aufzustellen, wird durch die Verfügung selbst bald ersetzt. Ich halte es nemlich für nothwendig, dass bestimmte Personen der Aufnahme der Kranken in die Hospicien vorstehen, und dass diese immer die nemlichen seyen, weil sie auf diese Art mehr oder weniger ihr Publikum kennen, und die wahrhaft Dürftigen von denjenigen, welche blos aus Faulheit den Hospicien zur Last fallen, unterscheiden lernen. Grösser als man es sich einbildet, ist die Anzahl der Taugenichts beiderlei Geschlechts, welche in grossen Städten auf Rechnung der Hospicien zehret, — von einer Anstalt, von einem Arzte zu dem andern läuft, — die Moralität der übrigen verdirbt, — und bei dem Heraustreten über die genossene unverdiente Wohlthat schimpft. Da es jedoch besser ist in zweifelhaften Fällen zu gelinde, als zu strenge zu verfahren, so

ist die in Paris bestehende Einrichtung, dass diejenige, welche nicht für die Hospicien geeignet sind, dennoch nicht ganz und gar abgewiesen, sondern auf eine andere Art versorget werden, nachahmungswerth. Eine milde Stiftung, so wie ein wohlthätiger Mensch dörfen niemand ganz ungetröstet abweisen.

Von der ärztlichen Hilfe werde ich in der Folge sprechen.

Bevor ich nach dieser allgemeinen zur besonderen Betrachtung der einzelnen Hospicien übergehe, habe ich zu erinnern, dass ich einem der würdigsten Administratoren, dem Herrn *Benjamin Delessert*, eine Anweisung an alle die in den verschiedenen Hospicien angestellten Aufseher schuldig bin, mittelst welcher Anweisung denselben aufgetragen wurde, mir auf das Genaueste alle Auskunft, die ich nur verlangen könnte, zu verschaffen. Hr. *Pictet*, Professor der Experimentalphysik in Genf, und einer der vorzüglichsten Redacteurs der *Bibliotheque Britannique*, dieses Modells aller Journale, welcher sich in Paris einige Zeit aufhielt, um allda das Amt eines Tribuns zu begleiten, erboth sich, mir bei meinen Besuchen der gesammten Hospicien Gesellschaft zu leisten. Wer Hrn. *Pictet* persönlich kennt, wird einsehen, wie glücklich mich diess machen musste. Es währte nicht lange, so erhielten wir einen dritten Gesellschafter, welcher uns beiden sehr angenehm war, den Hrn. General *Hitroff*, der bekannt-

lich von Sr. Maj., *Alexander I.*, Kaiser von Russland auf Reisen geschickt wurde, um die milden Stiftungs- und Schuleinrichtungen des Auslandes zu sehen; ein Geschäft, dessen Sich jener würdige Mann mit einer Einsicht entlediget, die man nicht leicht in einem Andern von seinem Stande suchen würde.

Hôtel - Dieu.

Der schreckliche Zustand, in dem sich dieses Krankenhaus, (dem man während der Revolution noch den vielversprechenden Nahmen *Hospice d'Humanité* beilegte) ehemals, und noch vor Kurzem befand, — ist hinlänglich durch die Abhandlungen und Nachrichten von *Tenon*, *Bailly* und *Liancourt* geschildert worden. Es freuet mich sagen zu können, dass sich diese Anstalt, so weit sie übrigens von dem Zustande der Vollkommenheit entfernt ist, doch merklich gebessert habe. Auch diess hat man den Einsichten des Administrations-Rathes zu verdanken.

Das *Hôtel - Dieu* ist so beschaffen, dass es sich kaum bessern lässt, wenn man es nicht von Grund aus neu bauen will. Man kann sich nemlich nichts Unregelmässigeres denken, als dieses Gebäude. Zugleich ist es sehr baufällig; so dass die Reparationsköstem, die erforderlich sind, nur um das Einstürzen desselben zu verhindern, bedeutende Summen ausmachen. Durch die Nothwendigkeit beständig Arbeitsleute in dem Hause zu haben,

wird auch grösstentheils die nöthige Ruhe, Ordnung und Reinlichkeit desselben ohnmöglich gemacht. Diess musste mir besonders auffallen, da während der Zeit meines Aufenthaltes in Paris, nebst allen Reparaturen, auch an der Errichtung einer neuen *Façade* gearbeitet wurde.

Ich darf nicht aufhören von dem Locale dieses Spitals zu reden, ohne eines grossen Vortheils zu erwehnen, den dessen Lage an der Seine mit sich führet, — ich meine den Überfluss an *Wasser.* Wenn ich mich nicht irre, so ist diess immer einer der ersten Punkte, den man bei der Wahl eines Ortes für ein Krankenhaus berücksichtigen sollte, — der aber, wie es die Erfahrung lehret, öfters bei solchen Gelegenheiten übersehen wurde. Leider ist es aber schwer, hinreichendes Wasser, mit reiner trockner Luft verbunden zu erhalten.

Da eine der vorzüglichsten Ursachen des schlechten Zustandes des *Hôtel-Dieu*, in der ungeheuren, dem Locale gar nicht angemessenen, Anzahl von Kranken bestand, — so war es ganz natürlich, dass vordersamst diesem Übel abgeholfen werden musste. Diess geschahe auch wirklich dadurch, dass man die allda befindlichen Wahnsinnige und Gebährende entfernte, und von nun an keine mehr daselbst aufnahm. Durch diese Massregel gewann man eine beträchtliche Summe, — die An-

zahl der Bette in jedem Saale konnte vermindert werden; und man konnte die Pazienten, welche ehemals zu 4 und 6 in *einem* Bette lagen, trennen. Doch sahe ich noch einige Bettstellen, in welchen zwei Kranke beisamen schliefen. Es lässt sich nichts abscheulicheres denken, als dieser Anblick. Die Hrn. Administratoren müssen von diesem Umstande nicht unterrichtet worden seyn, weil sie in ihrem Rapport sagen: „*Enfin, on est arrivé au point, que,* „*même dans le cours d'hiver de l'an XI, les malades* „*ont toujours couché seuls; l'espèce d'epidémie qui* „*a regné au commencement de l'an XI, et qui a aug*„*menté le nombre des malades, n'a rien changé à cet* „*etat satisfaisant.*„

Die Bevölkerung des *Hôtel-Dieu* beläuft sich im Durchschnitte auf 1500 Menschen, — ehemals belief sie sich auf 4000. Doch sind noch jetzt 2000 Bette in Bereitschaft.

Sonderbar wird es scheinen, dass die *Sterblichkeit* in dem *Hôtel-Dieu*, von dem Jahre an gerechnet, in welchem die Verfassung desselben verbessert wurde, zugenommen hat, und dass jene noch immer im Verhältnisse, als sich diese Verbesserungen vermehren, zuzunehmen fortfährt. Im Jahr IX — starb nemlich beiläufig 1 — von 7, — im Jahr X — beiläufig 1 — von 6, — und in den sechs ersten Monaten des Jahres XI — beinahe 1 von 4. — Im Vorbeigehen seye es gesagt: — man wird in der

Folge diese nemliche Bemerkung in Hinsicht der Spitäler Londons finden. Auch hier hat das beste Spital die grösste Sterblichkeit. — Diese Thatsache ist schon lange bekannt. Der berühmte italiänische Arzt, *Borsieri*, erkläret laut, dass er dasjenige Spital, wo die Sterblichkeit am grössten ist, für das Best-eingerichtete halte. Die Ursache hievon ist sehr leicht einzusehen. Je besser ein Spital eingerichtet ist, desto mehr wird Sorge getragen, dass nur solche Kranke darin aufgenommen werden, welche wirklich dieser Hilfe würdig, folglich mit bedenklichen Krankheiten behaftet sind. Auf diese Art *muss* das Verhältniss der Verstorbenen zu jenem der Genesenden zunehmen. Diess ist also der erste Grund der vermehrten Sterblichkeit in dem *Hôtel-Dieu*, seitdem es verbessert wurde. Der zweyte Grund ist folgender. Da die Schwangeren und Narren, welche ehemals in diesem Spital aufgenommen, und unter die Anzahl der Kranken gerechnet wurden, doch bei weitem nicht in dem Verhältnisse sterben, wie diess bei den übrigen Kranken der Fall ist, nun aber ausgeschlossen sind; so musste sich die Sterblichkeit im Verhältnisse natürlicher Weise vermehren. Indessen gestehe ich doch offenherzig, dass die in den letzten sechs Monaten angegebene Mortalität enorm ist, und allerdings Aufsehen erregen muss.

Die Krankenwärterdienste werden in dem *Hôtel-Dieu* von den ehemaligen Nonnen versehen.

Es haben sich freiwillig mehrere Frauenzimmer zu ihnen gesellt, die, ohne Nonnen zu seyn, durch die nemlichen Grundsätze bestärket, den schweren Dienst mit ihnen theilen. Das Einzige, was ich an den mehrsten unter diesen Frauenzimmern auszusetzen hätte, wäre, dass sie sich in die Behandlung der Kranken mischen wollen, und so den Arzt stören.

Im Jahr X bestand die allgemeine Ausgabe in 880,171 Franken und 41 *Centimes.* Der Kranke kostete täglich 28 *Sols.* Der mittlere Termin seines Aufenthalts in dem Spitale war $43\frac{13}{14}$ Tage, — und die Kosten der ganzen Krankheit $61\frac{75}{100}$ *francs.*

Das *Hôtel-Dieu* ist in *zwei Departements* eingetheilt, nemlich in das *medizinische*, und in das *chirurgische.* Jenem steht Hr. Dr. *Lepreux* als *médecin en chef* — diesem Hr. *Pelletan* als *chirurgien en chef* vor.

Hr. *Lepreux* geniesst einen Gehalt von 4000 *livres*, hat aber nebst der Direkzion auch zugleich die Behandlung mehrerer Kranken auf sich. Er ist bereits ein Mann von gewissen Jahren, und vereiniget mit einer äusserst feinen Bildung etwas offenes und freies, das seinen Umgang sehr interressant, und ihn höchst liebenswürdig macht. Damit verbindet Hr. *Lepreux* einen Grad von Wissbegierde, den man hier selten antrift, und welcher

verräth, dass Er auch vermuthet, dass anderswo wichtige Anstalten existiren können. Gleich bei meiner ersten Unterredung stellte mir Hr. *Lepreux* so viele Fragen über die Einrichtungen des Wiener-Krankenhauses, dass ich Ihn an den Zweck *meiner* Reise erinnern, und bitten musste, mir lieber zu erlauben, Ihn über die Einrichtungen seines Spitals befragen zu dürfen. — Da ich Ihm zu erkennen gab, dass ich auch gerne die Bekanntschaft der übrigen Herren Ärzte zu machen, und ihren Besuchen in dem Spitale zu folgen wünschte, — bewirkte er alsogleich, dass sie mich zu einem Frühstücke einladen liessen, welches sie alle Montage in dem Spitale selbst halten, und wo über die Angelegenheiten der Anstalt gesprochen, und so eine Gelegenheit entsteht wechselseitig die in dem Verlaufe der Woche gemachten Beobachtungen sich freundschaftlich mittheilen zu können. Hr. *Lepreux* behandelt die Ärzte, über welche er die Direkzion führet, nicht wie Untergebene, sondern als Freunde. Ich verabredete mit jedem dieser Herren Ärzte den Tag, wo ich sie bei ihren Besuchen begleiten würde. Da das medizinische Departement des Krankenhauses in zehn Abtheilungen, deren jeder ein *Primararzt (Prémier-Médecin)* vorsteht, eingetheilt ist, so gab diess gerade eine Beschäftigung auf zehn Tage. Eine allerdings harte Unternehmung zu der Jahrszeit, in welcher ich selbe auf mich nahm. Die ärztlichen Besuche gehen nemlich um 7 Uhr des Morgens an, folglich zu

einer Stunde, wo des Winters noch ganz Paris im Schlafe versunken liegt, und kein Wagen zu finden ist. Zum Glücke wohnte ich nicht sehr entfernt vom *Hôtel-Dieu*, so wie von einigen andern wichtigen medizinischen Anstalten; nemlich in *Fauxbourg St. Germain* *), ein Umstand, den ich darum anführe, damit fremde Ärzte, welche nach Paris kommen, um die dortigen medizinischen Anstalten zu benützen, wissen mögen, welcher Theil der Stadt ihnen am bequemsten ist.

Jeder Primararzt des *Hôtel-Dieu* hat zwischen zwölf- und fünfzehnhundert Livres jährliche Besoldung. Keiner wohnet in dem Krankenhause. Die Kranken werden nur einmal des Tages besucht.

Sonderbar ist es, dass kein Arzt sein bestimmtes Departement hat, sondern, dass sie alle sechs Monate damit wechseln. Dieser Gebrauch kann in einer Hinsicht sein Gutes haben, ich meine für Pa-

*) Ich wohnte in der erwähnten Vorstadt *Rue du colombier*, (nicht *rue du vieux colombier*, die gewöhnlich damit verwechslet wird) im *Hôtel du Prince de Galles*. Ein gemächliches Zimmer mit Vorzimmer kostete mich 2 *Louis d'or* monatlich, jedoch ohne Bedienung und Beheizung. Einem Lehnbedienten giebt man zwischen 3 bis 4 *Livres* täglich; der Wagen kostet jeden Tag 18 *Livres* ohne Trinkgeld. — Um gehörig zu Mittag zu speisen, kann man mit Wein und allem 4 *Livres* verzehren. Zwey *Livres* mehr, so isst man fürtreflich.

zienten, welche an chronischen Krankheiten leiden, und wie es öfters der Fall ist, das Zutrauen an den Arzt verlieren, der ihnen nicht so bald Hilfe schaft, als sie es wünschen, und sich daher um einen Wechsel sehnen. Aber im Ganzen halte ich ihn für verwerflich; denn erstens ist vorauszusehen, dass der Arzt, welcher abtritt, seinem Nachfolger nicht die genaueste Beschreibung der so zahlreich vorhandenen Kranken, und der bisher gebrauchten Mittel samt ihrem Erfolge mittheilen wird; zweitens muss man zur Ehre eines jeden Arztes annehmen, dass der grosse Haufe seiner Kranken doch sein vollkommenes Zutrauen in ihn setzen, und daher jeden Wechsel fürchten werde; endlich sind die Kenntniss der Aufwärter, welche bei einem beständigen Wechsel dem Artze nicht leicht möglich wird, so wie jene der Lokalität, auch Umstände, aus denen der Heilkundige die grössten Vortheile für das Wohl seiner Kranken ziehen kann.

Ich werde ganz kurz einige der Primarärzte, deren Abtheilung ich besucht habe, anführen; ich sage einige, weil mehrere unter ihnen krank waren, und folglich, obgleich für diesen Fall supernumeräre Ärzte da sind, *einer* mehrere Abtheilungen besorgte.

Hr. Doctor *Bourdier*, zugleich Professor der Pathologie an der *Ecole de Médécine*. — Er versahe nebst seiner Abtheilung jene des Hrn. Doctor

Duhaume, so wie zwei Rekonvaleszentenzimmer. Die Rekonvaleszenten des ganzen Spitals werden nemlich in diese zwei Säle gebracht. Diess ist allerdings besser, als wenn sie unter den übrigen Kranken liegen blieben; aber dennoch ist es nicht hinreichend. Eigentlich sollte jeder Arzt bei seiner Abtheilung ein oder mehrere Rekonvaleszentenzimmer haben, um allda die Aufsicht über seine eigenen Rekonvalescenten führen zu können. Diese Aufsicht lässt sich platterdings nicht führen, wenn man nicht von der vorausgegangenen Krankheit unterrichtet ist. Wie sollte aber nun ein Arzt, dem man Rekonvaleszenten aus fremden Abtheilungen zubringt, hievon unterrichtet seyn können? Höchstens kann er den Nahmen der Krankheit, von welcher der Wiedergenesende befallen war, erfahren; — ein unbedeutender Umstand für den, welcher weis, wie unbestimmt und willkührlich die medizinische Nomenklatur ist. Nur in wenigen Fällen, wie z. B. nach Pocken, Scharlachausschlag u. dgl. lassen sich die Spuren der überstandenen Krankheit an dem Wiedergenesenden entdecken. Es ist also höchst nöthig, dass, wenn man einmal, wie billig, die Rekonvaleszenten von den wirklich Kranken trennen will, diess nicht so, wie im *Hôtel-Dieu* geschehe, sondern, dass, wie es in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien *nun* der Fall ist, jeder besonderen Abtheilung ihre eigenen Rekonvaleszen-Säle angewiesen werden. Dr. *Bourdier*'s Behandlung ist aktiver, als jene der übrigen französischen

Ärzte; doch bekam ein Kranker, der an einem gefährlichen Nerven- und Faulfieber lag, nichts als Tamarinden.

Hr. Dr. *Bosquillon* ist zugleich Professor der griechischen Sprache am *College de France*, und als Schriftsteller, besonders als Übersetzer mehrerer englischen Werke bekannt. Er besitzt eine der auserlesensten Bibliotheken, die man nur bei Partikuliers erwarten kann, und ist in dem Studium der Alten wunderbar bewandert. Damit verknüpft er etwas originelles, das seinen Umgang interessant macht, obwohl er nicht selten auf Paradoxien stösst, die sich nicht leicht vertheidigen lassen. Unter andern war die Behauptung, dass die Hundswuth bei Menschen nicht ansteckend, und blos ein Hirngespinst seye, eines seiner Steckenpferde. Ich habe in meinem Leben viel Aderlassen gesehen; aber so wie Hr. *Bosquillon* Blut verschwendet, — nein — das habe ich nie gesehen. — Zu der Zeit, wo die übrigen Ärzte des *Hôtel-Dieu* bei einer gleichen Anzahl von Kranken und bei ganz ähnlichen Übeln, des Tages blos eine oder zwei Aderlässe anstellten, verordnete Hr. *Bosquillon* eines Morgens unter 112 Kranken, die er zu besorgen hatte, wenigstens dreissig die Aderlässe. Und welche Kranke waren diess? — Beinahe alle, abgezehrte Lungensüchtige; Frauenzimmer, die an Mutterblutstürzen, öfters auch als Folge eines Mutterkrebses, litten, — Kranke, die

Staatl. Bibliothek Regensburg

sich dem Zustande der Rekonvaleszenz in Faulfiebern näherten, u. s. w. Man kann sich denken, was die oft zur Verzweiflung gebrachten Kranken dazu sagten. Ihr Händeringen, ihr Flehen, — das Bitten, die Vorstellungen der barmherzigen Schwestern, nichts half, — die Aderlass wurde verordnet; — aber bei mehrern zum Glücke nicht gemacht. Das erfuhr ich von denen des Tages vorher befohlenen Aderlässen; denn mehr als einmal hätte ich der Ordination des Hrn. *Bosquillon* nicht beiwohnen können. Was ich hier sage, habe ich Hrn. *Bosquillon*, den ich übrigens als Gelehrten verehre, in das Angesicht gesagt; — er hört täglich das Nemliche, und noch mehreres von seinen Kollegen — aber alles Zureden ist umsonst.

Hr. Dr. *Borie* — ein sehr artiger Mann, der seine Kranke auf die menschenfreundlichste Art behandelt; obwohl er nebst seiner Abtheilung auch jene des Hrn. *Lepreux* zu besorgen hatte, so liess er sich doch bei jedem Kranken die gehörige Zeit. Auch bemerkte ich von Seiten der Pazienten, (die im allgemeinen den Arzt immer richtig beurtheilen) die vollkommenste Zufriedenheit; was seine Behandlungsart betrift, so war es mir ohnmöglich in so kurzer Zeit ein Urtheil zu fällen. Wenn ich von einer Seite manchem Kranken beinahe nichts, als *Eau de veau* (Fleischbrühe) und Tissanen verordnen sahe, so sahe ich auf der andern auch Chinawein, Äther und Laudanum gebrauchen. Ich ha-

be es allerdings bedauert diesen Arzt nicht eine längere Zeit hindurch am Krankenbette begleiten zu können.

Hr. Dr. *Mallet* — ein bejahrter Mann, der bei seinen Krankenbesuchen sehr bedachtsam, und ordentlich verfuhr, und auf die *Méthode exspectante* sehr viel zu halten schien. Ich besuchte dessen Krankensäle, die auch etwas über hundert Pazienten enthielten, in Gesellschaft eines Engländers, Dr. *Fellowes*, der sich nicht genug über den Unterschied der Heilmethode in seinem Vaterlande, und jener in Frankreich wundern konnte. Als ich diesen meinen Freund, kurz ehe ich London verliess, wieder sahe, konnte ich ihm meine Meinung nicht verbergen, dass sich jener Unterschied des Heilverfahrens zum Theil auf die Verschiedenheit des Nazionaltemperaments, oder der Menschenraçen, des Klimas, der Lebensart gründe; und dass ich versichert wäre, dass man einen Franzosen im Allgemeinen anders behandeln müsse, als einen Engländer, beide anders dann einen Deutschen, und diess zwar nicht sowohl in Hinsicht der Auswahl der Mittel, als in Hinsicht der Dose, welche sich nach den verschiedenen Graden von Reitzbarkeit richtet; die, wie wir in allen sehen, bei verschiedenen Nazionen äusserst verschieden ist. Auf Dr. *Mallet's* Abtheilungen sahe ich etwas, was mir sehr wohl gefiel. Ein Kranker, der in einem Nervenfieber mit Delirium befallen war, war mit einem

sogenannten Zwangskamisole angezogen, welches man gewöhnlich nur Narren anlegt; doch so, dass die Hände nicht um den Leib gebunden, sondern durch eine Verlängerung der Ärmel des Kamisols an die unteren Ecken der Bettlade kreuzweise angeheftet waren. Zugleich befanden sich die Füsse in ähnlichen Ärmeln, wenn man so sagen kann. Diese waren doppelt an die Ecken befestiget, nemlich von der Seite des Fusses an das untere Ecke der Bettlade, und von Seite des Schenkels an das obere Ecke. Auf diese Art wird der Kranke, ohne ihm viel Gewalt anzuthun, vor allem Unglücke verwahret, und man vermeidet das sonst doch manchmal nöthige Binden der Arme und Füsse, wodurch nicht allein der Kreislauf gehemmt, sondern auch bösartigen Entzündungen, ja dem Brande an den gebundenen Stellen Anlass gegeben wird. — Diesem nemlichen Kranken wurde folgendes verschrieben: *Eeau de veau* mit zwei Unzen Tamarinden — eine Emulsion mit sechs Gran Camphor, und zwölf Gran Salpeter — dann einige Blutigel um den Hals.

Hr. Dr. *Thauraux.* — Er hatte eine der stärksten Abtheilungen zu besorgen, denn die Anzahl seiner Kranken belief sich auf 140. Zum Glück waren viele Leute da, die blos durch das Elend in das Spital gebracht wurden, und folglich dem nicht ganz wachsamen Auge, oder einer übel verstandenen Menschenliebe, der zur Aufnahme der Kranken bestimmten Personen, ihren Eintritt in das Spital

zu verdanken hatten. Es ist nemlich nicht zu vermuthen, dass die Ärzte selbst gerne sehen, solche Menschen unter ihre Kranke aufzunehmen, um weniger Mühe mit ihnen zu haben, und eine geringere Sterblichkeit aufweisen zu können. Soviel ich habe beurtheilen können, gleicht die Behandlungsart des Hrn. Dr. *Thauraux* jener des Hrn Dr. *Borie.* Ich sahe auf der Abtheilung, von der ich jetzt spreche, einen Fall von *Diabetes mellitus.* Der Kranke, hatte vor dritthalb Jahren ein Quartanfieber, worauf der *Diabetes* folgte. Als ich ihn sahe, liess er 30 Pfund Urin, der von Hrn. *Vauquelin* untersucht, und sehr reich an Zuckerstoff gefunden wurde. Der Pazient selbst versicherte, sein Urin seye nicht gleich süss zu jeder Zeit; am süssesten nemlich 2 Stunden nach dem Essen, und am wenigsten kurz vor demselben. Wann diese Bemerkung wahr ist, *) so ist sie von der grössten Wichtigkeit; und spricht offenbar für die Theorie des Hrn. Dr. *Rollo*'s, indem die Nahrung, welche obgedachter Pazient erhält, doch grösstentheils aus Vegetabilien besteht. Wie sehr hatte ich gewunschen, dass man eine bloss animalische Kost bei ihm versuchen mögte! — Die übrigen Zufälle waren die gewöhnlichen des Diabetes, nemlich grosse Magerkeit, heftiger Durst und Hunger;

*) Herr Medizinalrath und Professor *Zandonatti* in Salzburg hat eine ähnliche Bemerkung an einem mit dem Diabetes befallenen Kranken gemacht.

trockne Haut und Zunge, Gefühl von Kälte dem Verlauf der Uretheren nach, u. s. w. Der Pazient erhielt keine andere Arzney, dann ein Chinadekokt. Dabei ist es nöthig zu wissen, dass in diesem Krankenhause gewöhnlich auf ein Pfund dieses Dekokt's nicht mehr dann zwei Quentchen Rinde genommen werden. Auch soll es nichts Seltnes seyn das Chinapulver granweis verschreiben zu sehen.

Hr. Dr. *Petit*. — Dessen Praxis schien mir ganz mit jener seiner Herren Kollegen übereinzustimmen. Auf dessen Abtheilung lagen viele mit der Influenza (*Crippe*) befallene Kranke, welche meistens mit sogenannten erweichenden Mitteln behandelt wurden. Dr. *Petit* verschreibt häufig das Pulver der Wurzel von Iris florentina als Brustmittel, und glaubt, es verdiene in dieser Hinsicht darum der Squilla und dem Kermes vorgezogen zu werden, weil es nicht, wie diese, zuhäufige Stuhlausleerungen zu erzeugen pflege.

Hr. Dr. *Recammier*, ein naher Anverwandte der mit Recht als Schönheit berühmten *Madame Recammier* in Paris, gehört auch zu den Ärzten des *Hôtel-Dieu*. Er hat keine beständige Spitalabtheilung, sondern soll suppliren, wenn irgend einer der Primarärzte verhindert ist. Obwohl, wie ich bereits gesagt habe, mehrere Primarärzte krank waren; so wurde er dennoch nicht gebraucht, wenigstens nicht während der Zeit, als ich dieses Kran-

kenhaus besuchte. Diess that mir leid, indem ich an Hrn. Dr. *Recammier* einen talentvollen eifrigen jungen Mann gefunden habe. Es ist gewiss das Interesse jeder Anstalt jungen Männern eine Gelegenheit zu verschaffen ihr Talent zu üben und auszubilden. Wie leicht fällt es dann, die fähigsten unter ihnen, nach bereits abgelegten Proben, zu wählen, und zum allgemeinen Besten anzustellen!

Das *chirurgische Département* steht, wie ich bereits erinnert habe, unter Hr. *Pelletan*, *chirurgien en chef.* — Hr. *Wardenburg* hat diesen unerträglichen Mann schon so treffend geschildert, dass ich kein Wort mehr hinzuzusetzen habe. *) Das *chirurgische Département* besteht aus beiläufig 450 Kranken. Es ist in zwei Abtheilungen eingetheilt, deren einer Hr. *Giraud (chirurgien adjoint)*, und der andern Hr. *Dupuytrin (chirurgien de seconde classe)*, doch unter der Aufsicht des Hrn. *Pelletan*, vorstehen. Nebstdem sind noch zwanzig junge Wundärzte *(Elèves)* mit einem Gehalt von 300 Liv. angestellt. Hr. *Pelletan* behandelt diese Leute wie die jungen Hunde, und soll manchmal Ohrfeigen unter sie austheilen, welches ich um desto eher glaube, als ich ein ähnliches Betragen gegen einen Kranken beobachtete. — Ich sahe mehrere wichtige chirurgische Fälle, deren Beschreibung hier am unrech-

*) Briefe eines Arztes geschrieben zu Paris und bei den französischen Armeen. Göttingen.

ten Orte stehen würde; unter andern auch einige Kranke mit Lähmungen der unteren Gliedmassen, wo die Moxa mit ausgezeichnetem Nutzen angewendet werden solle. Ich fragte Hrn. *Pelletan*, ob er auch in solchen Fällen Nutzen von der Pott'schen Methode erhalten habe? — er schien sie aber nicht zu kennen. Als ich sie hierauf näher beschrieb, und von Fontanellen sprach, sagte er: *Ces choses là ne servent à rien.* Bei einem Kranken mit schwerem Rothlauf am Kopfe, proponirte der *Elève* ein abführendes Mittel *(une purge)*. Hr. *Pelletan* fragte ihn hierauf, ob er bereits ein Brechmittel verschrieben habe? Als der junge Mann verneinend antwortete; so rief Hr. *Pelletan* aus: *Comment pourroit on traiter une érysipele sans l'émetique?* Die Rede kam bald auf Spitäler überhaupt; insbesondere aber auf die Kenntnisse, die man sich nun in der zweckmässigen Erbauung derselben erworben habe. Hr. *Dupuytrin* fragte mich bei dieser Gelegenheit, wann das Spital in Wien errichtet worden seie? Als ich sagte, beinahe vor 20 Jahren; so erwiederte er: nun da kann es schon nach einem guten Plane angelegt seyn. Hr. *Pelletan* liess ihn dieses kaum aussagen, als er in die Rede fiel und behauptete: *Mon Dieu non! dans ces pays là on ne pouvoit pas même alors avoir les connoissances nécessaires pour bâtir un hôpital selon les règles.* Ich lachte von Herzen über dieses schöne Kompliment; Hr. *Pelletan* suchte seinen Fehler wieder gut zu machen, indem er mich versicherte, er spräche blos von

der Architektur: denn in dem medizinischen Fache wüsste er wohl, dass man in Deutschland eben so weit als in Frankreich gekommen seye. —

In der *Apotheke* des *Hôtel-Dieu* sahe es eben nicht sehr ordentlich und reinlich aus. Es war mir auffallend die meisten Arzneyen nicht in Medizingläsern, sondern in offenen Krügen zu sehen. Bald erinnerte ich mich, dass es lauter Tissanen wären.

Ich kann nicht aufhören von dem *Hôtel-Dieu* zu sprechen, ohne eine Anekdote anzuführen, die einiges Interesse haben könnte. Bei einer Audienz, welche der *Erste Konsul* den konstituirten Auktoritäten von Paris gab, wendete Er sich zu dem Präfekt des Seinedépartements, und machte ihm mehrere Vorwürfe über den schlechten Zustand des *Hôtel-Dieu* mit dem Beisatze, dass er zum wenigsten fordere, dieses Krankenhaus solle nicht schlechter seyn, als es unter der ehemaligen Regierung war. Der Präfekt entschuldigte sich dadurch, dass er nie eine Klage darüber gehört habe, versicherte aber, dass er sich nichts mehr angelegen seyn lassen würde, als die genaueste Untersuchung anzustellen, und alle mögliche Verbesserung zu veranstalten. Diess hörte der nicht weit davon entfernte Hr. *Pictet.* Er nahm sich hierauf die Freiheit dem *Ersten Konsul*, der vorher wegen Geschäftssachen mit ihm gesprochen hatte, zu sagen: er habe gehört, was

Er dem Präfekt vorgeworfen habe, könne aber nicht läugnen, dass er vermuthe, der *Erste Konsul* seye übel benachrichtiget worden, indem er vor einigen Tagen das *Hôtel-Dieu* mit Dr. *Frank* aus Wien, vom Keller an bis auf den Speicher, durchsucht, und alles in einem weit besseren Zustande, als der ehemalige, aus den damals erschienenen Beschreibungen zu urtheilen, war, gefunden habe. Der *Erste Konsul* wendete sich hierauf zurück, und sagte dem Präfekten — *En ce cas là je fais amende honorable.*

Hôpital de la charité.

(Rue des saints-pères.)

So nennet man das ehemals den barmherzigen Brüdern zugehörige Spital, welches sich in einer vortheilhaften Lage im *fauxbourg St. Germain* befindet. Es enthält 230 Bette, welche in sechs Krankensäle vertheilt sind. Für innere Krankheiten, sind deren 126, nemlich für Männer 100, und für Weiber 26. Das *chirurgische Département* besteht aus 104 Betten. Die Kranken liegen bequem, und jeder hat sein eigenes, vier und einen halben Fuss langes, Bett.

Man hatte angefangen dieses Spital zu vergrössern und zu verbessern, — aber leider fehlen die nöthigen Fonds dazu, so dass sich befürchten lässt, dass dasjenige, was bereits hieran geschе-

hen ist, anstatt vollendet zu werden, von selbst wieder verfallen werde!

Die Reinlichkeit und Ordnung, welche in allen Theilen dieses Krankenhauses herrschen, übertreffen weit jene des *Hôtel-Dieu.*

Die Sterblichkeit in der *Charité* bestand im Jahr IX. in 1 — $8\frac{8}{91}$ — im Jahr X. — in 1 unter $8\frac{1}{4}$, — und in den 6 ersten Monaten des Jahrs XI. in 1 — unter $6\frac{4}{7}$.

Der Kranke kömmt allda auf 36 sols täglich. Der mittlere Termin seines Aufenthaltes ist $25\frac{1}{2}$ Tage. Die Kosten für die ganze Krankheit belaufen sich auf $46\frac{16}{1000}$ Franken.

In diesem Spitale befindet sich die *medizinische Klinik*, in welcher Hr. *Corvisart*, Arzt des Gouvernements, als Lehrer, in Verbindung mit Hrn. Professor *Leroux*, angestellet ist. Sie haben 50 Kranke zu besorgen; die übrigen medizinischen Kranken werden von dem Primararzte *Dumangin*, — und die chirurgischen von dem Primarwundarzte Hrn. *Deschamps*, welchem Hr. *Boyer* adjungirt ist, behandelt.

Sehr unrecht ist es, dass die klinische Schule auf Kosten der Hospicien verpflegt wird. Sie sollte es ganz von Seiten der Medizinal-Studien-

Kasse werden; denn dient sie nicht hauptsächlich zum Unterrichte? Hingegen sollte die Administration der Hospicien auch alles thun, um diesen Zweck zu begünstigen. Diess mag auch im allgemeinen geschehen, denn mir ist nur *eine* Ausnahme bekannt. Diese besteht in der Verfügung, dass aus der *Charité* alle Kinder unter 15 Jahren ausgeschlossen sind. Auf diese Art wird den jungen Ärzten die Gelegenheit benommen, die diesem Alter eigenthümlichen Krankheiten zu beobachten, ein Umstand, der von den schlimmsten Folgen seyn muss. — Die Ursache, wegen welcher die Kinder von der *Charité* ausgeschlossen, und in ein eigenes Krankenhaus verwiesen sind, besteht darin, dass man gefunden haben will, es seye wegen der Moralität sehr schädlich sie mit den Erwachsenen umgehen zu lassen. Ich möchte daran zweifeln, besonders, wenn es sich von einem Spitale handelt, aus welchem die Venerischen ausgeschlossen sind. Im Gegentheile lehret die Erfahrung, dass nirgend mehr Immoralität einreisst, als wo viele Kinder versammelt leben. Wenn die Hrn. Administratoren sagen, die jungen Ärzte können sich, um die Kinderkrankheiten zu beobachten, in das Kinderspital begeben; so überlegen sie wahrscheinlich nicht, welcher Zeitverlust damit verknüpft wäre, und dass dort Niemand als Lehrer aufgestellt ist. Denn begleiten die jungen Ärzte blos den allda angestellten Arzt; erhalten sie von demselben keine Erklärungen, macht er sie nicht auf die krankhaften Erscheinungen aufmerk-

sam, — und sagt er ihnen nicht, warum er so, und nicht anderst handle, ja dann werden sie wahrlich keinen grossen Nutzen aus ihren Besuchen in dem Kinderspitale schöpfen. Meine Meynung ist, dass nicht allein die Kinderkrankheiten, sondern, dass keine Krankheit aus dem Spitale, welches zum klinischen Unterrichte dienet, ausgeschlossen werden sollte. Es müssen selbst Schwangere, Wöchnerinnen, Wahnsinnige, Venerische, u. s. w. aufgenommen werden. Geschieht dieses nicht; so ist und bleibt der Unterricht unvollständig. Doch ich kehre zu dem würdigen Lehrer, welcher diesem Klinikum vorsteht, zurück.

Hr. *Corvisart*, ein Mann von mittlerem Alter von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten, und von dem besten Karakter, hält sein Klinikum täglich Morgens von halb 7 — bis gegen 9 Uhr; und diess auf folgende Art. Zuerst wird der Krankenbesuch vorgenommen, wo Hr. *Corvisart* selbst die Pazienten untersucht, und ihnen verordnet. Keiner der jungen Ärzte übernimmt die Behandlung eines Kranken unter der Leitung des Lehrers, wie diess in mehrern Kliniken der Fall ist. Auch lässt sich Hr. *Corvisart* in keine Erklärung am Krankenbette selbst ein, sondern verfährt gerade so, als wenn er die Pazienten für sich zu besorgen hätte. Wenn der Krankenbesuch vorbey ist, begiebt er sich in das benachbarte schöne Amphitheater; — und hier wird dann die eigentliche Vorlesung gehalten.

Hr. *Corvisart* hat nemlich die Gabe seine Kranke der Reihe nach im Gedächtniss vorzunehmen, und über jeden seine Meynung und die daraus entspringenden Bemerkungen vorzutragen. Ob ihm die an das Krankenbeobachten nicht gewöhnten und zu diesem Entzwecke am Bette des Pazienten selbst nicht angeführten jungen Ärzte jedesmal mit dem Geiste folgen können, — diess wollte ich nicht behaupten. Ich bin der Meynung, dass der klinische Lehrer vor allen seinen Zöglingen die Kunst, selbst zu sehen, lehren müsse, eine Kunst, die sich nicht leichter erlernen lässt, als wenn der Anführer den angehenden Arzt auf die Erscheinungen, die sich darbieten, am Krankenbette selbst aufmerksam macht. Ich habe manchmal junge Ärzte am Bette gefragt, — was sie in diesem oder jenem Pazienten Besonderes bemerkten, — sie sahen nichts. Als ich sie auf den hervorstehenden Gegenstand aufmerksam machte, dann erst sahen sie, und konnten öfters nachher selbst nicht begreifen, wie ihnen zuvor Etwas so Auffallendes habe unsichtbar seyn können. Bei der nächsten Gelegenheit waren sie die ersten, welche dasselbe bemerkten.

Hrn. *Corvisart*'s Vortrag ist einer der schönsten und unterrichtendsten, die ich kenne. Ich habe ihm viele Stunden mit Vergnügen zugehört, und dabei öfters Gelegenheit gehabt die Richtigkeit seiner Beurtheilungskraft zu bewundern; diese sprechen ihm selbst seine Feinde, so wie die daraus

entspringende Gabe einer richtigen Diagnostik nicht ab; ein Punkt, in welchem sich alle Ärzte, so verschieden ihre Theorien und Behandlungsarten seyn mögen, vereinigen müssen, und, zur Ehre unserer Wissenschaft seye es gesagt, sich auch wirklich vereinigen. Wenn sich eine Gelegenheit dazu darbiethet, nimmt Hr. *Corvisart*, nach der klinischen Vorlesung, die Leichenöffnungen der in seiner Klinik verstorbenen vor.

Es wäre zu wünschen, dass dieser talentvolle und wahrhaft praktische Lehrer, die auf diese Art gesammelten Beobachtungen durch den Druck bekannt machen wollte. Sie würden der Wissenschaft eben so sehr zum Nutzen, als ihm zur Ehre gereichen. Ich bin fest überzeugt, dass, so sehr häufig seine Geschäfte sind, sie ihn doch weniger abhalten, als Schriftsteller aufzutreten, dann der hohe Grad von Modestie, die ihn auszeichnet. Diesem letzten Umstande ist es auch zuzuschreiben, wenn dessen Umgang nicht ganz befriedigend ist, bevor man ihn nicht genauer kenne, — wo er dann alles reichlich ersetzt. Ich kann nicht aufhören von Hrn. *Corvisart* zu sprechen, ohne Ihm öffentlich für die viele Freundschaft und Güte zu danken, mit welcher er mich während meines Aufenthaltes in Paris behandelt hat, und meine Leser zu versichern, dass die Gefühle meiner Dankbarkeit und Freundschaft nicht den geringsten Antheil an dem Urtheile haben,

welches ich über Hrn. *Corvisart* zu fällen gewagt habe.

L'hospice de l'Ecole.

(Vis à vis de l'Ecole de médecine.)

Diese Anstalt ist kaum ein Spital zu nennen, indem sie sehr klein, und blos zum Unterrichte bestimmt ist. Hr. Professor *Dubois*, dessen Talente hinlänglich bekannt sind, und Hr. Professor *Petit Radél* halten allda die sogenannte Vervollkommnungsklinik *(clinique de perfectionnement)*. In dieses medizinisch-chirurgische Klinikum sollen eigentlich nur sehr seltene Fälle aufgenommen werden, auch soll es besonders dazu dienen, Versuche über neue Mittel und Methoden zu machen. So gab man sich während meines Aufenthaltes in Paris mit den Versuchen über das sogenannte Fiebermittel des Hrn. *Séguin*, unter der Aufsicht einiger durch das Nazional-Institut ernannten Kommissairs, ab. Dieses Mittel besteht bekanntlich in einer Sulze, oder in einem Leime, durch welchen der Gärbestoff, (nach *Séguin* das fiebererzeugende Prinzip) in dem Körper niedergeschlagen werden solle. Ich will mir nicht anmassen über diese Methode, deren Gehalt blos durch die Erfahrung entschieden werden kann, zu urtheilen; — auch bin ich von dem Erfolge der angestellten Versuche nicht unterrichtet. Was ich sahe, war keineswegs entscheidend. Freilich verschwanden einige intermittirende Fieber, wel-

che den Winter hindurch allen angewandten Mitteln widerstanden hatten; — aber diess geschieht ohne diess bei eintretendem Frühjahr (die Versuche wurden nemlich im Monat März gemacht), so dass es sehr voreilig seyn würde, diese Wirkung der Sulze zuzuschreiben, welche übrigens durch ihre nährende Eigenschaft auch das Ihrige zur Heilung der Wechselfieber beitragen könnte.

Hôpital Saint Louis.

(Rue des Récollets.)

Dieses Spital wurde im Jahr 1608 auf Befehl *Heinrichs des Vierten*, an einem sehr zweckmässigen Orte, und nach einem für die dortigen Zeiten sehr wohl gedachten Plane gebauet. *Tenon* beschreibt das Locale desselben ausführlich in seinen *Mémoires*.

Das H. Ludwigs-Spital ist für die Behandlung des Skorbuts, der Skrofeln, des Kopfgrindes, der Krätze, der übrigen chronischen Hautausschläge, so wie der krebsartigen Übel, bestimmt. Es hat 700 Bette, — zu welchen, im Nothfall, noch 100, die man in Reserve hält, gestossen werden können. Die Reinlichkeit und Ordnung ist, so gut sie in einem Spitale, welches mit den unreinlichsten aller Krankheiten gefüllt ist, seyn kann. Diess ist um so mehr lobenswerth, als das H. Ludwigs-Spital grossen Mangel an Wäsche leidet. Zum Glück hat es

Überfluss an Wasser. Der Mangel an einer gehörigen Badanstalt hinderte ehemals, dieses gehörig zu benutzen. Nun sind zwei neue, mit kupfernen Badgefässen versehene, in der Nachbarschaft der Krankensäle angebrachte, Badstuben errichtet worden.

Lobenswerth sind folgende in dem H. Ludwigs-Spital seit Kurzem eingeführte Verordnungen.

Kein Fremder wird ohne Erlaubniss zugelassen. Kann sich der Kranke bewegen; so begiebt er sich in ein Sprachzimmer, um mit denjenigen zu reden, welche sich zu diesem Zwecke gemeldet haben. Pazienten, welche irgend eine Arbeit übernehmen können, werden dazu angehalten. Diess gielt besonders von Kindern, als welche Schaf- oder Baumwolle spinnen, auch andere Dinge verarbeiten. Hier habe ich aber in Hinsicht der Krätzigen zu erinnern, dass sich diese Arbeiten nicht ganz für sie schicken, und diess aus zwey Gründen. Erstens lehret die Erfahrung, dass die Wollearbeiten zu den Ursachen, welche Hautkrankheiten erzeugen, gerechnet werden müssen; zweitens ist zu befürchten, dass die in einem solchem Spitale verarbeiteten Effekten, da sie verkauft, und unter das grosse Publikum zerstreuet werden, — irgend einen Ansteckungsstoff verbreiten dürften. Sehr schön ist hingegen die Verfügung, dass die Kinder im Lesen und Schreiben un-

terrichtet werden. Es ist wirklich traurig, wenn man Spitäler dieser Art sieht, in welchen die Kinder jahrelang in der schlechtesten Gesellschaft leben, ohne in der Religion, Moral, und den übrigen dem Staatsbürger nöthigen Dingen unterrichtet zu werden.

Eine andere, sehr weise Massregel der gegenwärtigen Administration ist die Errichtung eines *Kleider - Dépot.* — Hier werden nemlich die Kleidungen des Kranken bei seinem Eintritte in das Spital, nachdem man sie ausgelüftet und durchschwefelt hat, aufbewahret, und ihm bei seinem Austritte rein übergeben. Ehemals erhielten die Austretenden mit ihren Kleidern öfters den Keim ihrer vorigen Krankheit. Was mit den Kleidungsstücken der Verstorbenen geschieht, weiss ich nicht. Dieser Umstand sollte überall die Aufmerksamkeit einer weisen medizinischen Polizey auf sich ziehen.

Die Sterblichkeit des H. Ludwigs - Spitals war folgende. Im Jahre IX und X, starb 1 — von 8; — in den 6 ersten Monaten des Jahrs XI — starb 1 — von $4\frac{1}{3}$. — Der Kranke kostet hier täglich 26 Sols. Der Aufenthalt ist $131\frac{1}{2}$ Tag. — Die Kosten der ganzen Krankheit $169\frac{63}{1000}$ Fr.

Der Oberarzt *(médecin en chef)* dieses Krankenhauses ist Hr. Dr. *de la Porte*, — ich war nicht so glücklich dessen Bekanntschaft zu machen. Desto öfter, aber nie oft genug, habe ich das Vergnü-

gen gehabt Hrn. Dr. *Alibert*, zweiten Arzt desselben, zu sehen. Er hatte die Güte mir die ganze Anstalt zu zeigen, und von den wichtigsten Kranken Auskunft zu geben. Hr. *Alibert* hat viele Liebe für die Arzneywissenschaft, und hat allerdings eine sehr schöne Gelegenheit, das Fach vieler chronischen Übel, besonders aber jenes der Hautkrankheiten, zu bearbeiten. Letztere scheinen auch wirklich dessen Aufmerksamkeit gefesselt zu haben. Er lässt nemlich die interessantesten Hautkrankheiten malen, und hat mit derlei Gemälden sein ganzes Wohnzimmer behängt. Ich besuchte einstens Hrn. *Alibert*, und fand eine sehr elegante Dame bey ihm, vor der ein Junge mit einem Abscheu-erregenden Hautausschlag sass, den sie abmalte. Hr. *Alibert* begnügt sich indessen nicht blos mit dem Scheine, sondern lässt zugleich die chemische Analyse mehrerer Hautausschläge durch Hrn. *Vauquelin* machen, das heisst, er sammelt zu diesem Entzwecke die Schuppen oder Krusten, welche bey den Hautausschlägen erzeugt werden, und von selbst oder durch geringe Gewalt abfallen.

Der Oberwundarzt (*chirurgien en chef*) dieses Spitals heisst Hr. *Ruffin*. Er hat Hrn. *Richerand*, einen vielversprechenden jungen Mann zum Gehilfen. Letzterer ist der Verfasser eines physiologischen Werkes, welches in England so sehr gefallen hat, dass gleich zwei Übersetzungen davon

erschienen. Hr. *Richerand* wohnet in dem Spitale selbsten.

Hôpital de Madame Necker.

(Rue de Sèves, près le Boulevart.)

Ein ehemaliges Benediktinerinnen - Kloster wurde im Jahr 1779 von *Madame Necker* zu einem Spitale verwandt, und erhielt von ihr den Nahmen. Die ganze Einrichtung verrieth, dass die Stifterinn viele Sachkenntniss gehabt habe. Ihr Eifer gieng so weit, dass sie selbst die anzustellenden Ärzte prüfte. So liess Sie eines Tages Hrn. Professor *Bourdier* hohlen, den sie gerne in ihrem Spitale anstellen wollte; um aber doch zu sehen, ob die gute Meynung, welche sie von ihm hatte, auch gegründet wäre, stellte Sie ihm einige Fragen, unter andern, wie er mir selbst erzählte: *Monsieur! qu'-est-ce que la fièvre subintrante de* Cullen? — Hr. *Bourdier*, anstatt zu antworten, empfahl sich bald und gieng fort.

Das Spital von *Madame Necker* enthält 128 Kranke; für die inneren Krankheiten ist ein Saal von 45 Betten für jedes Geschlecht bestimmt. Da man die Rekonvaleszenten von den Kranken absondern wollte, und dazu kein Zimmer erhalten konnte; so behielt man sie in den Krankensälen, nur mit dem Unterschiede, dass sie zusammen in das äusserste Ende desselben gelegt wurden. Eben so hat jedes

mit äussern Krankheiten behaftetes Geschlecht einen kleinen Saal mit 14 Betten angewiesen. Überdiess werden noch zwölf alte Weiber allda verpfleget. Die Säle sind beinahe durchaus zu niedrig.

Die Sterblichkeit verhält sich hier, wie folgt. Im IX^ten Jahre starb 1 von 8, — im X^ten 1 von $6\frac{1}{2}$; — und in den sechs ersten Monathen des XI^ten Jahres 1 von $4\frac{7}{11}$. Der Kranke kömmt täglich auf 26 sols 3 deniers zu stehen. Der mittlere Termin seines Aufenthalts ist $30\frac{9}{11}$ Tage; — die Kosten der ganzen Krankheit belaufen sich auf $35\frac{70}{100}$ Fr. Seitdem dieses Spital durch eigene Regie administrirt wird, haben sich die Ausgaben um ein Drittel vermindert.

Die Bedienung der Kranken wird von zwölf barmherzigen Schwestern *(soeurs de la charité)* geleistet. Diese guten Frauenzimmer haben während der Revolution sehr viel ausgestanden. Sie mussten ihre Kleidung ablegen, ihren Gottesdienst aufgeben, und sich mit wenigen Assignaten behelfen. Doch verliessen sie ihren Posten nicht. Nun fängt es an ihnen etwas besser zu gehen. Sie verdienen es auch wirklich, denn ihr Spital ist sehr gut gehalten.

Die Aufseherinn, *Madame Clavelot*, ist eine äusserst liebenswürdige Frau, welche, wie ich

von einigen der Hrn. Administratoren gehört habe, grosse Verdienste um dieses Krankenhaus besitzt. In den Zeiten, wo sich dasselbe in der Noth befand, hat dieses würdige Frauenzimmer von ihrem eigenen Gelde vorgestreckt.

Äusserst reinlich und ordentlich ist die Küche, der Ort, wo das Fleisch aufbewahret wird. u. s. w.

Die Apotheke wird ebenfalls von einer barmherzigen Schwester versehen. Ich bath sie mir ihren vorräthigen Bisam zu zeigen. Nein, mein Herr! sagte sie, wir halten nur, was unsern Kranken nützlich seyn kann! Also glauben Sie, dass das nicht der Fall mit dem Bisam seyn könne? erwiederte ich. — Gewiss nimmermehr, war die Antwort.

Auf das Niedlichste ist das Magazin, wo die Wäsche aufbewahret wird, eingerichtet.

Ich hörte in diesem Spitale eine Bemerkung machen, die mir neu war, und die nicht ohne Interesse zu seyn scheint. Die barmherzigen Schwestern hatten einige artige Katzen, die in den Krankensälen herumliefen; als ich solche lobte, so sagten die guten Frauenzimmer in ganz gerührtem Tone: Ach! wenn diese armen Thiere nur nicht so häufig zugrundgiengen. Ich erkundigte mich, wie diess zu verstehen seye? und erfuhr, dass es selten seye, dass eine Katze sich einige Zeit in den Krankensälen aufhielte, ohne

von einer hitzigen Krankheit befallen zu werden, und daran zu sterben. Diese Beobachtung ist, wie ich nachher erfuhr, in mehrern andern Spitälern von Paris gemacht worden.

Hôpital Cochin.

(Rue du faubourg St. Jaques.)

Hr. *Cochin*, Pfarrer der Jakobvorstadt, stiftete im Jahr 1780 dieses Krankenhaus zur Bequemlichkeit seiner Pfarrkinder. Es hat eine sehr gute Lage, und enthält 87 Pazienten beiderlei Geschlechtes, doch mehr Weiber als Männer. Die Reinlichkeit ist erträglich. *Madame Galand*, die Aufseherinn, giebt sich viele Mühe, das Spital auf einen besseren Fuss zu bringen. Überzeugt, dass die Vorhänge an den Betten schädlich sind, wollte sie dieselben abschaffen. Da diess nicht geschehen konnte, weil sich die Kranken widersetzten; so kapitulirte sie dahin, dass wenigstens der Himmel der Bette weggenommen, und so der Zutritt der Luft von oben gestattet würde.

Im IX^{ten} Jahre, starb hier 1 Kranker von $5\frac{3}{4}$, — im X^{ten} 1 von $5\frac{1}{2}$, — und in den 6 ersten Monaten des XI^{ten} Jahres 1 von $4\frac{7}{10}$. Der Kranke kömmt täglich auf 23 sols. Der mittlere Termin seines Aufenthaltes ist $36\frac{1}{4}$ Tag. Die Kosten der ganzen Krankheit betragen $41\frac{5}{100}$ Franken.

Hr. Dr. *Bertin*, welcher Einiges von Hrn. Weikard und mir in das Französische übersetzte, ist Arzt allda. Eine Krankheit hinderte mich dessen persönliche Bekanntschaft zu machen.

Hôpital de Vénériens.

(Rue du faubourg Saint-Jaques)

Ein Spital, welches in Hinsicht der merkwürdigen Fälle, die es enthält, ganz einzig in seiner Art ist! Die Beschreibung der wichtigsten unter diesen, würde hier allerdings am unrechten Orte stehen. Die Kranken, die in diesem Spitale behandelt werden, waren ehemals in *Bicêtre*. Es konnten aber allda nur 600 aufgenommen werden. Man sahe sich daher gezwungen, über 2000 abzuweisen. Eine fünf- oder sechsmal grössere Anzahl fragte sich da, in der Überzeugung, nie aufgenommen werden zu können, gar nicht an. Mehrere liessen sich 18 Monate vorher aufschreiben. Und diess geschahe alles um so übel als möglich zu seyn. Jeder Saal hatte nehmlich mehrere Reihen von Betten: und doch musste man mehrmalen den Boden mit Kranken belegen. Obwohl diese zu Vier in *einem* Bette lagen; so waren sie doch manchmal gezwungen des Nachts aufzustehen, um andern Platz zu verschaffen. Man badete sechs Kranke in *einem* Gefässe zusammen.

Seit dem Jahre 1792 befindet sich das venerische Spital in einem ehemaligen Kapuziner-Kloster. Das Lokale ist nicht schlecht. Die Anzahl der Bette ist auf 500 bestimmt. Nebstdem sind noch 50 Bette für den Nothfall bereit. Unzählige Kranke kommen zu diesem Spitale blos um Rath und Arzneien zu hohlen. Dessen ohngeachtet ist es angepfropft. Die Bette stehen viel zu nahe. An jedem derselben ist die Geschichte des darin liegenden Kranken aufgezeichnet; ein fürtrefflicher Gebrauch. Überhaupt herrscht viele Ordnung in diesem Spitale. Fremde werden durchaus nicht zugelassen. Will irgend jemand mit einem Kranken reden, so ist ein bestimmtes Sprachzimmer zu diesem Entzwecke vorhanden. Pazienten, welche sich schlecht aufführen, kommen in Arrest. Jeder, der das Spital verlassen will, kann es thun, wenn er auch nicht geheilt ist, ein Gebrauch, den eine weise medizinische Polizei nicht billigen kann.

Die Sterblichkeit verhält sich hier, wie folgt. Im Jahr IX — starb 1 — von $20\frac{8}{11}$, im folgenden, 1 — von 15; und in der ersten Hälfte des Jahres XI 1 von $10\frac{1}{3}$. — Der Kranke kömmt täglich auf 26 *Sols*. Dessen Aufenthalt ist im Durchschnitt auf $77\frac{1}{2}$ Tage berechnet. In dieser Zeit kostete er $100\frac{75}{100}$. *francs*.

Hr. Dr. *Bertin* ist Arzt hier, und Hr. *Cullerier* Wundarzt. Letzterer wohnt in dem Hause selbst,

und scheint eben so thätig, als geschickt zu seyn. Ich habe dessen Krankenbesuchen in Gesellschaft des Hrn. Professors *Nolde*, aus Rostock, mit vielem Vergnügen beigewohnet. Hr. *Cullerier* gebraucht beinahe ausschliesslich den Sublimat, und die Merkurialsalbe. Ich würde jedem jungen Arzte, welcher nach Paris geht, rathen, die Vorlesungen und das Klinikum, welches Hr. *Cullerier* über venerische Krankheiten hält, zu besuchen. In 40 Stunden absolvirt er den Cours; und in dieser Zeit kann ein Mann von seinen Kenntnissen und ausgebreiteter Erfahrung viel sagen.

Aus der Kapelle des ehemaligen Klosters ist die Badeanstalt errichtet worden, in welcher der ökonomischeOfen, welcher dasWasser in einem grossen Kessel, von welchem es durch Röhren in die Badekübel geleitet wird, warm macht, sehenswerth ist.

Hôpital Saint - Antoine.

(A l'ancienne abbaïe Saint - Antoine.)

Ein Kloster wurde während der Revolution zur Errichtung dieses Krankenhauses verwendet. Die Lage ist sehr gesund, und das Gebäude weitläuftig. Dennoch enthält es nicht mehr dann 160 Kranke von beiden Geschlechtern, vorzüglich mit Fiebern und mit äusserlichen Übeln Behaftete. Man hat den Klostergang benutzt, und die daran gränzenden Zellen so weit eingeschlagen, als es nöthig

war, um einen freien Durchzug zwischen den Fenstern des ersteren und der letzteren zu erhalten. Die Weiber, welche den ersten Stock bewohnen, haben Vorhänge an ihren Betten; die Männer, welche sich im zweiten Stocke aufhalten, haben keine. Hr. Dr. *Leclerc*, Professor an der medizinischen Schule, ist Arzt in diesem Spitale, in welchem vieles Missvergnügen wegen Mangel an Nahrung und Holz zu herrschen schien.

Mit der Sterblichkeit verhält es sich folgendermassen. Im IXten Jahre, starb 1 — 7, — im Xten 1 — von $6\frac{1}{2}$, — und in den sechs folgenden Monaten 1 — von 4. — Die gegenwärtige Administration hat viele nicht vollkommen Dürftige, welche sich in diesem Spitale häufiger dann in den andern verpflegen liessen, dadurch ausgeschlossen, dass sie den Kranken und Rekonvaleszenten ohne Unterschied auferlegte den Spitalrock zu tragen.

Der Kranke kostet allhier täglich 33 sols. Die Dauer einer jeden Krankheit beläuft sich im Durchschnitte auf $28\frac{1}{3}$ Tag und die Kosten auf $46\frac{47}{1000}$ Fr.

Die Wärterinnen werden in diesem Spitale, welches nun auf eigene Regie, und weit besser als ehemals, verköstiget wird, nicht allein von Seiten der Administration gekleidet, sondern auch genährt. Sie speisen in einem allgemeinen Refektorium. Letz-

teres ist auch der Fall mit den allda angestellten Beamten. Diese Einrichtung hat einen grossen Vortheil für die Spitäler, auf den man bisher noch nicht gehörig Rücksicht genommen hat. In den meisten Krankenhäusern, besonders in solchen, wo viele fieberhafte Pazienten aufgenommen werden, ist die Anzahl derjenigen, welche Fleisch geniessen können, weit kleiner, dann jener, die guter Brühen bedürfen. Man sieht sich daher gezwungen, entweder weniger Fleisch zu kaufen, als nöthig ist, um gute Brühen zu haben, — oder man weis nicht, wie man das Übrigbleibende benutzen solle. Diesem Übel ist abgeholfen, wenn Wärter und Offizianten in dem Hause speisen; ich möchte sagen, auf eine erlaubte Art in dem Hause speisen. Diess gilt besonders von den Krankenwärtern, die, wenn sie die Kost nicht haben, entweder den Kranken ihr Essen entziehen, oder, — (und diess ist meistens der Fall) die Kranken selbst bitten, sie möchten über Hunger klagen, damit ihnen der Arzt eine grössere Menge Speisen verschreibe, die dann zum Theil an sie abgetreten wird. Haben indessen die Beamten und Wärter Familie, so ist es auch wieder für diese Leute hart in Gemeinschaft zu speisen. Man überzeugt sich immer mehr, dass in dieser Welt nichts Vollkommenes möglich ist; und dass jedes Ding seine gute und böse Seite hat.

Hôpital Baujon.
(Rue du faubourg du Roule.)

Das schönste Spital in Paris! Das prächtige Gebäude, welches dazu dienet, war ursprünglich einer Erziehungsanstalt gewidmet, und wurde erst während der Revolution zu einem Krankenhause verwendet, zu welchem das Locale auch ganz geeignet ist. Ein prächtiges eisernes Gitter verschliesst den Eingang; hinter demselben wohnet rechts der Portier, links befindet sich das Zimmer, in welchem die Kranken aufgenommen werden. Das Gebäude selbst besteht aus einem *Corps de logis*, und zwei Flügeln, welche zusammen drei Seiten eines Quadrats bilden. An jedem Ecke, wo sich das *Corps de logis* mit den Flügeln verbindet, ist eine prächtige und bequeme Schneckenstiege angebracht, welche sich zwei Stock hoch erstrecket. Zu ebener Erde im rechten Flügel sieht man die Badeanstalt, die Waschküche und die Todtenkammer; und eben so im linken, die Wohnung der Aufseherin, die Wäschkammern, die Küche, der Speisesaal für die Offizianten, und die Apotheke. Im ersten und zweiten Stocke des rechten Flügels befinden sich mehrere Krankenzimmer von 4 bis zu 10 Betten für Männer; im linken eben so für das andere Geschlecht. Die Anzahl der Kranken ist 120. Jeder Flügel hat seinen besondern Ausgang in den Garten, welcher eine dreifache Eintheilung hat, wovon die mittlere an das *Corps de logis* stösst,

und für die Aufseherinn bestimmt ist, während dem die zwei übrigen Seitenabtheilungen, welche mit den Flügeln zusammenhängen, den Kranken gehören. Im *Corps de logis* selbst befindet sich ein Saal, worin sich die Hrn. Administratoren von Zeit zu Zeit versammeln, und neben demselben, auf jeder Seite zwei Rekonvaleszentensäle, samt einem Speisesaale für die Wiedergenesenden. Die Rekonvaleszentensäle, welche an den rechten Flügel gränzen, sind für Männer, — jene der andern Seite, für Weiber bestimmt. Die Krankenzimmer selbst haben den Fehler blos an einer Seite Fenster zu haben. Die grosse Reinlichkeit, welche in diesem Spitale beobachtet wird, macht aber, dass man nicht den geringsten üblen Geruch spüret. Die Bette sind mit verschiedenen gefärbten, meistens blauen, niedlichen Vorhängen versehen. Die Beheizung dieses Spitals ist wie jene der übrigen sehr schlecht. Die Aufseherin *(surveillante)*, *Madame Chamois*, ist eine recht artige Frau, welche mit Recht auf die ihr anvertraute Anstalt stolz seyn kann. Die unter ihr stehenden Krankenwärterinnen, zwölf an der Zahl, sind uniform gekleidet.

Die Sterblichkeit verhält sich hier so: im IXten Jahre starb 1 — von $7\frac{1}{2}$, — im Xten 1 — von 7, und in der ersten Hälfte des XIten Jahres 1 — von $5\frac{2}{3}$. — Die mittlere Dauer der Krankheiten ist $23\frac{11}{12}$ Tage; der Tag kömmt auf 39 sols 6 derniers. Jede Krankheit im Durchschnitt auf $47\frac{56}{100}$

Franken. — Hier fällt die sonderbare Bemerkung, dass die hohe Tageskosten durch die Kürze des Aufenthalts beinahe vollkommen ersetzt werden, von selbst in die Augen. Im *Hôtel-Dieu* kostet nemlich jede Krankheit im Durchschnitt $61\frac{75}{1000}$ fr., während der Kranke des Tages nur auf 28 sols kommt. So gehet es öfters bei der Administration der Spitäler: — was beim ersten Anblicke verschwenderisch scheint, — beweisst sich öfters nach reiferer Überlegung streng ökonomisch.

Maison de santé.

(Rue du faubourg Saint-Martin.)

So nennet man ein kleines Spital, welches 60 Kranke aufnehmen kann, und *ausschlieslich* für Zahlende bestimmt ist. Dieser Gebrauch gefällt mir sehr wohl. Nie würde ich, besonders in grossen Städten, eine bedeutende Summe Zahlender, mit den gratis-Kranken in *einem* Locale vereinigen. Viele Menschen werden abgehalten ersteres zu benutzen, weil sie die Idee Armen-Spital damit verbunden haben, und weil sie auch wirklich an einem solchen Orte viele unangenehme Gegenstände vor Augen haben. Endlich muss auch die Verpflegung der Zahlenden ganz anders, dann jene der Armen, eingerichtet seyn. Die Errichtung eines wohlbestellten und von allen übrigen Krankenanstalten getrennten *Hôtel de santé* würde eine grosse Wohlthat für eine grosse Stadt seyn. Nur müsste aller

Wucher ausgeschlossen werden, ein Gegenstand, der bis auf einen gewissen Punkt leicht ausführbar wäre, wenn die Administration desselben nicht durch Partikuliers, sondern durch wohlthätige Directeurs geleitet würde. Diese müssten den Grundsatz aufstellen, dass eine solche Anstalt nicht als Gewinnsquelle zu betrachten seye; — sondern sich blos selbst zu verkösten habe.

Das Gebäude, in welchem sich die gegenwärtige Anstalt befindet, liegt wohl sehr vortheilhaft, ist aber äusserst baufällig. — Die Kranken werden in drei Klassen eingetheilt, je nachdem sie täglich 30 — 40 sols, oder 3 livres bezahlen. Zwischen den 2 ersten Klassen ist kein anderer Unterschied, als dass die zur zweiten gehörigen, in bessere Gesellschaft kommen; indem man in der ersten blos Dienstbothen, Handwerksleute u. dgl. aufnimmt. Die 3 Livres zahlenden werden durchaus wie die anderen verpfleget; nur haben sie ihr eigenes Zimmer, zu welchem ein finsterer Gang führet. Mehrere dieser Kranken werden durch *einen* Wärter bedienet. Die ganze Kost besteht Mittags in Suppe, Rindfleisch und Gemüse, — des Abends erhalten die Kranken entweder eine Obstspeise, oder eine Côtelette. Die Pazienten, welche sich bewegen können, und Bäder brauchen, müssen sich in die Badeanstalt begeben. Den Verordnungen dieses Hauses gemäss, dürfen weder venerische, noch Lungensüchtige, noch solche Kranke

aufgenommen werden, die mit ansteckenden Fiebern behaftet sind. Dass man diese zweckwidrige Verordnung nicht strenge befolgen kann, versteht sich von selbst. Der Arzt dieses Spitals ist Hr. Dr. *De Laroche*, ein interessanter Mann, der sein Studium in Edinburgh zurückgelegt hat, und in der englischen Litteratur bewandert ist. Ich habe das Vergnügen gehabt ihn öfters bei Hrn. *Delessert* zu sehen, wo er Hausarzt und Freund ist. Der Wundarzt ist der berühmte Hr. Professor *Dubois*, und der Aufseher *(Agent de surveillance)* Hr. *Wilhelm*, welcher etwas deutsch spricht.

Wenn ein Fremder in Paris krank wird, und sich in seiner Wohnung nicht pflegen lassen kann; so würde ich ihm in jeder Rücksicht rathen sich in dieses Krankenhaus tragen zu lassen.

Hospice de la maternité.

Dieses grosse und wichtige Institut ist bestimmt, Schwangere, welche allda gebähren wollen, und Kinder, die durch ihre Ältern ausgesetzt werden, aufzunehmen, so wie auch eine praktische Schule der Hebammenkunst zu bilden.

Es besteht aus zwei Abtheilungen: nemlich aus dem *Gebährhause (Rue d'Enfer)* und aus dem *Findelhause (Rue de la Bourbe)*, welches letztere zu-

gleich die Aufsicht über die Findelkinder auf dem Lande hat.

Gebährhaus. Es geschehen allda jährlich über 1500 Geburten. Man sehe hierüber die beiliegende sehr interessante Tabelle *(Tab. I.)*. Unter 89 Geburten war kaum eine, welche die besondere Hülfe der Kunst gebraucht hätte. Die Weiber, welche aufgenommen werden, müssen entweder in der Gefahr seyn zu frühe niederzukommen; oder sich im achten Monat der Schwangerschaft befinden. — Diejenigen, welche unentgeldlich aufgenommen werden, müssen ihre Armuth und die Ohnmöglichkeit füglich zu Hause gebähren zu können, beweisen.

Die Schwangeren werden seit kurzem zur Arbeit angehalten, und verfertigen nicht allein die Kinderwäsche und übrigen Bedürfnisse des Hauses, — sondern arbeiten auch für andere Hospicien. Dafür erhalten sie eine angemessene Belohnung. Diese betrug in 12 Monaten 3,872 francs, 3 centimes. — Um die nemlichen Arbeiten ausser dem Hause machen zu lassen, hätte man beiläufig in dieser Zeit 1,100 fr. mehr ausgeben müssen; und hier kömmt nicht einmal der Nutzen, welchen die Beschäftigung in jeder Hinsicht den Schwangeren gewährt, in Anschlag. — Jede unter ihnen kömmt das Haus täglich auf 23 sols 3 deniers zu stehen. Die Kosten des ganzen Aufenthalts einer Schwangeren belaufen sich auf 25 francs 38 Centimes.

Die Schwangeren und Wöchnerinnen sind in 4 Abtheilungen, deren jede aus mehreren Zimmern, die von 3 zu 6 Betten enthalten, besteht, eingetheilt.

1. Mütter, deren Nahmen geheim bleiben solle.
2. Arme verehlichte Mütter.
3. Unehliche fremde Mütter.
4. Einheimische unehliche Mütter.

Die Weiber der drei letzten Abtheilungen dienen zum Unterrichte, und werden zu diesem Entzwecke zur Zeit der Geburt in eine fünfte Abtheilung gebracht.

Der berühmte Hr. *Baudeloque*, — der würdige Lehrer des fürtrefflichen Hrn. Professor *Boer*'s, ist bekanntlich Professor an dieser Entbindungsschule. Leider dient sie aber blos für Hebammen; da es keinem Manne erlaubt ist daran Antheil zu nehmen, es seye dann, er seye ein Fremder, und zeichne sich durch seine ungewöhnliche Talente, und solide Aufführung so vortheilhaft aus, wie diess mit Hrn. Professor *Froriep*, und einigen andern, welche sich die allgemeine Achtung zu verschaffen wussten, der Fall war. Ich habe einer Vorlesung des Hrn. *Baudeloque*'s, so wie einer Hebammenprüfung beigewohnt. Dessen Vortrag ist, ohne pöbelhaft zu seyn, doch so deutlich, dass er ganz geeignet ist die Hebammen auf die zweckmässigste Art zu beleh-

ren. Auch antworteten die meisten unter ihnen fürtrefflich.

Die *Ober-Hebamme (sage femme surveillante)* welche die Aufsicht über das ganze Institut führet, ist eine höchst gebildete und interessante Frau. Hr. Professor *Froriep* versicherte mich, dass sie die ausgebreitesten Kenntnisse in ihrem Fache habe. Ihr Name ist *Madame La chapelle.*

Unter ihr stehen zugleich die Hebammen, welche von den Präfekten der gesammten Départements nach Paris gesendet werden, um allda die Entbindungskunst zu lernen. Ihre Anzahl beläuft sich auf siebenzig. Ich genoss das schöne Schauspiel sie alle beisammen beim Mittagmal zu sehen. Es bestand aus einer guten Suppe, acht Unzen gesottenem Fleisch, einer Schüssel Gemüss, einem Schoppen Wein, und anderthalb Pfund Brod.

Die Kost für die Schwangeren besteht in einer Kräutersuppe *(soupe aux légumes)*, in 6 Unzen gesottenen, eingemachten oder gebratenen Fleisches, und einer Porzion Gemüss zu Mittag, — und Abends in 4 Unzen Fleisch. Auf den ganzen Tag erhalten sie einen halben Schoppen Wein.

Die *Wöchnerinnen* bekommen die drei ersten Tage blos vier Fleischbrühen, und ihre vorher

erwehnte Porzion Weins. In der Folge erhalten sie zwei Suppen, ein halbes Pfund gesottenes und eben so viel gebratenes Fleisch; und ein bis anderthalb Pfund Brod. — In ungewöhnlichen Fällen kann der Arzt, oder die Oberhebamme die Diät nach Gutdünken, doch nur so verändern, dass die Auslagen jene der gewöhnlichen Kost nicht übersteigen.

Es steht der Mutter frei ihr Kind zum Säugen zu geben *(de le mettre en nourrice)*, oder, wenn ihre Gesundheit wieder hergestellet ist, es mit sich zu nehmen. Das Kind, welches von der Mutter zurückgelassen wird, ohne dass sie nach der Regel ihr Unvermögen, dasselbe bei sich zu behalten, bewiesen hätte, wird als verlassen betrachtet. Die Mutter, welche die Erlaubniss erhält ihr Kind in dem Hospicium zu säugen, kommt auf die Abtheilung der Ammen.

Die erkrankten Wöchnerinnen werden von den übrigen abgesondert. Die Krankensäle stehen nicht unter der Sorge des Lehrers des Accouchements, sondern werden von einem Arzte, Hrn. *Andry*, versehen. Leider herrscht auch manchmal hier das gräuliche Kindbettfieber, und nicht mit einem glücklichern Erfolge, als diess in dem Wiener Gebährhause der Fall ist. Beigefügte Tabelle *(Tab. II.)* liefert eine vollkommene Übersicht, nicht allein des Kindbettfiebers, sondern aller Krankheiten, welche seit

dem VI^ten^ Jahre bis in die Hälfte des XI^ten^ Jahres in dem Pariser Gebährhause geherrschet haben.

Das *Findelhaus* enthielt, als ich es besuchte, blos 150 Kinder, da die meisten derselben auf das Land gegeben werden. Die Anzahl letzterer soll sich auf 4,000 belaufen. Die Aufnahme sowohl der Findel- als verlassenen Kinder hat nichts besonderes. Man gewähret keine Nachfrage, ausgenommen man wollte das Kind aus dem Institut nehmen: in welchem Falle 30 Livres, nebst den Auslagen, welche die Erziehung bisher gekostet hat, vorher erlegt werden müssen. Ist das Kind todt, so werden 20 Livres davon zurückgegeben,—das übrige bleibt, wie auch in erfolgendem Falle, für das Nachforschungsrecht *(droit de recherche)*. Lebt das Kind; so nimmt das Haus die übrigen 20 Livres a Conto für die Erziehungskosten.

Der Arzt bestimmt, ob die Kinder, auf dem Lande gesäugt, oder auf eine andere Art genähret werden sollen.

Die *Hausammen (nourrices sédentaires)* müssen, nebst ihrem eigenen, ein Findelkind, oder, wenn sie kein eigenes haben, zwei von letzteren, stillen. Sie erhalten nebst ihrer Besoldung, welche monatlich in 7 Livres 10 sols besteht, 3 Livres Belohnung für jedes Kind, das sie bei ihrem Austreten

wohl bestellt übergeben. Sie bekommen, nebst Kleidung, folgende Nahrung.

Zum Frühstück eine Kräutersuppe; zu Mittag eine Fleischsuppe, 8 Unzen Fleisch, nemlich zwei drittel gesotten, und das übrige eingemacht oder gebraten — dann nach Verschiedenheit der Jahrszeit eine ansehnliche Porzion von trocknem oder frischen Gemüse, — und einen halben Schoppen Wein, oder, wenn sie es vorziehen, eine doppelte Porzion Bier. — Nachmittags zwei Unzen eingemachte oder frische Früchte, — zum Nachtessen eine halbe Porzion Fleischsuppe, vier Unzen Fleisch, die eine Hälfte gesotten, die andere eingemacht oder gebraten, und eben so viel Wein oder Bier, wie zu Mittage. Auf den ganzen Tag erhalten sie zwei Pfund Brod.

Die Kinder, welche über 6 Monat alt sind, erhalten einen halben Schoppen Milch, und etwas Brod in Fleischbrühe abgerührt. Die unter diesem Alter sind, können das Nemliche auf Befehl des Arztes erhalten, abgerechnet das mit Fleischbrühe abgerührte Brod.

Die Kinder, welche nicht mehr an der Brust liegen, erhalten einen Schoppen Milch, — Brodsuppe mit Fleischbrühe, und dreimal die Woche ein Ey.

Für die Kinder, welche ausser dem Hause auf dem Lande verpflegt werden, wird den Ammen bezahlet

an *Reisekosten* für eine kürzere Entfernung als von 10 Stunden		3 Livres
von 10 bis 15 Stunden		4 —
— 15 — 25 —		5 —
— 25 — 35 —		6 —
— 35 — 45 —		7 —
— 45 — 55 —		8 —
— 55 — 65 —		9 —

Für *jeden Monat* von der Geburt bis in den 12ten Monat		7 Livres
vom 13ten bis inclusive den 24ten	. . .	6 —
Nach geendigten 3 Monaten von der Übergabe zu zählen		8 —
6 Monaten		6 —
9 Monaten		6 —

Von dem Zustande der Kinder ausser dem Hause, kann ich nicht urtheilen, — jener der Kinder, die sich im Findelhause befinden, ist, obwohl überall ziemliche Reinlichkeit herrscht, schreckbar. Das Locale ist viel zu klein für ihre Anzahl: daher liegen die armen Kreaturen auf Tischen, Stühlen, Fensterbretten, manchmal zu neun auf *einer* Matraze herum. Dabei fehlet es an Allem. Wenigstens klagten die Aufwärterinnen über

Mangel an Holz und Nahrungsmittel. Dass bei einer solchen Lage der Dinge viele Krankheiten entstehen, und die Sterblichkeit ausserordentlich seyn müsse, lässt sich leicht voraussehen. Sie erhellet aus der Beilage *(Tab. III.)*. Sehr interessant war mir in den Krankenzimmern des Findelhauses ein sonst seltenes, doch den Kindern eigenes Übel zu sehen; ich meine die *Verhärtung des Zellengewebes (endurcissement du tissu cellulaire)*. Dieses Übel herrschte vor mehrern Jahren auch in dem Mayländischen Findelhause, und wurde von Hrn. *Moscati* treffend beschrieben. Die Krankheit fängt mit Röthe des Gesichtes, welche sich über den ganzen Körper fortpflanzet, an. Darauf werden die Extremitäten steif. Dieser Zufall verbreitet sich dann über die übrigen Theile mit Inbegriff des Gesichtes. Die Kinder werden dabei so hart, dass sie wie Holz anzufühlen sind. Das Übel dauert gegen fünfzehn bis zwanzig Tage, und endigt sich gewöhnlich mit dem Tode. Die Kälte scheint Antheil an der Erzeugung dieser Krankheit zu haben. Auch herrscht sie beinahe ausschlieslich im Winter. Mir scheint, dass dieses Übel, von dem ich fünfzehn Beispiele in diesem Findelhause sahe, ungemein Vieles mit dem Starrkrampfe *(Tetanus)* gemein habe.

Hospice des Orphelins.

(Rue Saint-Victor.)

Dieses *Waisenhaus* enthält gegen tausend Knaben; sie werden von 4 bis 12 Jahren aufgenommen, und erhielten während der Revolution den Namen *Zöglinge des Vaterlandes (Elêves de la patrie)*. Die nemlichen Menschen, welche diesen Kindern einen so vielversprechenden und hohen Namen beilegten, liessen das Haus, das sie bewohnen, so zu Grunde gehen, dass es an verschiedenen Stellen mit dem Einsturz drohet; — sie vernachlässigten ihre Kleidung dermassen, dass sie noch jetzt, wo man doch anfängt für sie zu sorgen, wie die Betteljungen aussehen. Doch soll der grösste Theil unter ihnen Sonntags gut gekleidet seyn. So wie man für das Äussere sorgte, so sorgte man für das Innere. Es ist kaum ein Jahr, dass man diesen Kindern die ersten Grundsätze der Religion beibringt, und sie in die Kirche führet. Die Immoralität stieg dabei, wie leicht vorauszusehen war, auf den höchsten Gipfel. Die Kleinen machten Komplotte unter sich, die manchmal die blutigsten Zwecke hatten. Man brauchte die Kinder auf dem National-Theater, welches erst seit Kurzem abgestellt worden ist. Alle Laster hatten unter ihnen ebenfalls ihr Haupt empor gehoben. Nebst einigen besonderen daherrührenden Krankheiten, war der Skorbut allgemein eingerissen. — So sorgten jene *berüchtigte Menschenfreunde* für das Wohl der Menschheit! —

Die Kinder lernen jetzt nebst lesen, schreiben und rechnen, verschiedene Handwerke, und zwar in dem Hause selbsten. Die ganz kleinen Knaben müssen Wolle zopfen. Ich sahe deren 400 an dieser Arbeit, wie die Häringe in der Tonne, in einem Zimmer zusammengepackt. Die Kinder bekommen überhaupt zweimal die Woche Fleisch. Die Schlafzimmer sind reinlich. Im Waisenhause selbst, ist kein Spital, sondern die Kranken werden in eine weiter unten zu beschreibende, Krankenanstalt gebracht. Die mehresten sind vaccinirt geworden.

Die Sterblichkeit verhält sich wie folgt. Im IX[ten] Jahre starben 39 unter 2448 in das Hospicium aufgenommenen Kindern; d. h. es war ein Todter auf $63\frac{8}{9}$ Individuen. Im Jahre X wurden unter 1678 Kindern 944 krank, von diesen starben 14. — Die Mortalität verhielt sich also wie 1 zu $119\frac{2}{7}$. Im ersten Semester des XI[ten] Jahres erkrankten 327 Kinder unter 1116. — Die Anzahl der Todten belief sich auf 19; — die Mortalität war also wie 1 zu $58\frac{7}{9}$.

Die Verpflegung eines jeden Kindes kömmt täglich auf 20 sols 2 deniers zu stehen.

Hospice des Orphelines.

(Rue du faubourg Saint-Antoine.)

Das weibliche Waisenhaus enthält über 150 Kinder. Das dazu bestimmte Gebäude ist prächtig, und mit einem schönen, grossen Garten versehen. Die Mädchen sehen gut aus, und sind fröhlich. Doch sind sie schlecht gekleidet, und schmutzig. Sie werden in der Religion, im lesen, schreiben, rechnen, und in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten unterrichtet.

Im IXten Jahre verhielt sich hier die Sterblichkeit wie 1 zu $70\frac{1}{4}$, im folgenden wie 1 zu 46, und in dem ersten Semester des XIten Jahres wie 1 zu 38. Jedes Kind kömmt täglich auf 22 sols 6 deniers zu stehen.

Hospice des enfans malades.

(Tout près de l'hopital de Madame Necker.)

In diesem Spitale werden arme kranke Kinder vom 18ten Monate an, bis zu 15 Jahren aufgenommen, wenn sie nicht mit Skrofeln und Hautausschlägen behaftet sind, in welchem Falle man sie nach dem *Hôpital Saint-Louis* bringt. Die Anzahl der Kranken ist in diesem Spitale 300; die Reinlichkeit mittelmässig. Die erkrankten Waisenkinder werden ebenfalls hieher gebracht.

In den vier letzten Monaten des X^{ten} Jahres starb ein Kind von 7, — und in den sechs ersten Monaten des XI^{ten} 1 von $3\frac{7}{8}$. Jeder Kranke kostet täglich 24 sols 6 deniers. Die mittlere Dauer der Krankheit besteht in $29\frac{1}{2}$ Tagen, — die Kosten der Behandlung belaufen sich auf $36\frac{28}{100}$ Franken.

Maison de Retraite.

(A Mont-rouge.)

So nennet man ein *Versorgungshaus* für alte Männer, welches sich gleich ausserhalb der *Barrierre de l'enfer* befindet. Greise von 60 Jahren, oder solche Leute, welche früher siech werden, erhalten hier Wohnung, Essen, und alle übrige Bedienung gegen jährliche 200 Franken. Doch ist diese Summe, die allerdings zu ihrer Verpflegung nicht hinreichen kann, nicht das einzige Bedingniss, um aufgenommen zu werden: denn man fordert noch Zeugnisse ihrer guten Aufführung, und der Ohnmöglichkeit sich sonst wo auf eine gute Art verpflegen zu können. Auch müssen sie sich genau den Gesetzen unterwerfen, welche der Ordnung wegen in dem Hause eingeführt sind.

Anfangs war diese Anstalt nur für 24 Personen bestimmt, nun sind deren 70 darin. Der Mangel an Raum macht, dass die Aufgenommenen in dem nemlichen Saale, in welchem sie schlafen und

wohnen, auch essen müssen. Ja, da nicht einmal ein Krankensaal vorhanden ist, so müssen die Pazienten unter den Gesunden liegen, oder sich in das nicht sehr entfernte *Hôpital Cochin* transportiren lassen. Die Staatsbeamten, welche nur unter ganz gleichen Umständen, wie die andern, aufgenommen werden, geniessen den Vortheil ein Zimmerchen für sich allein zu bekommen.

Hospice des Incurables.

(*Rue faubourg Saint-Martin.*)

Diese ziemlich in das Grosse gehende Anstalt ist für unheilbare männliche Kranke und gebrechliche Greise bestimmt. Ihre Anzahl beläuft sich auf 400. — Das Gebäude, in welchem sie sich befinden, war ehemals ein Kloster, dann wurde es zu einem Versorgungshause alter Leute von beiden Geschlechtern verwandelt, und erst kürzlich zu dem gemacht, was es jetzt ist. Da jedoch einige Greise so sehr an dieses Haus gewöhnt waren, und sich bei der Umschaffung in ein Krankenhaus bitter beklagten: so liess man sie zurück, damit sie ungestört allda ihre Tage endigen können. Unter diesen traf ich einen 96jährigen Mohren an, welcher Laufer beim *Marschall de Saxe* war. Dessen Haare sind ganz weiss, — übrigens befindet er sich wohl, und geniesset noch des Gebrauches seiner Sinne. Die Schlaf- und Wohnsäle sind zum Theil

sehr schön, — einige hingegen sind unter aller Kritik; ja in manchen dieser stehen zwei Reihen Bette: die eine unten, und die zweite auf einer oben angebrachten Gallerie. Dazu kömmt noch der Umstand, dass die Bette Vorhänge haben. — Die Kranken, welche sich bewegen können, speisen in einem Refectorium beisammen.

Im IX^{ten} Jahre starb 1 — unter $8\frac{1}{4}$, — in folgenden 1 — unter 6, — und in den sechs ersten Monaten des XI^{ten} Jahres 1 — unter $7\frac{1}{2}$. Der Kopf kommt hier täglich auf 24 sols 6 deniers zu stehen.

Hospices des Ménages, ehemals les petites maisons.

Eine Anstalt, die, so viel ich weis, einzig in ihrer Art ist. Da nemlich die Versorgungshäuser der Männer von den weiblichen getrennt sind, so war eine natürliche Folge davon, dass sich alte Ehepaare, welche auf die Versorgung in denselben Anspruch machten, um dahin zu gelangen, trennen mussten. Dass diese armen Leute lieber darbten, dann sich trennten, ist leicht vorauszusehen. Dieser Klasse von Dürftigen beizuspringen, ist der Zweck der gegenwärtigen Anstalt. Es befinden sich allda gegen 160 kleine Haushaltungen, d. h. alte Ehepaare, die theils in einzelnen Zimmern, theils in Gemeinschaft wohnen. Sie erhalten auf zehn Tage, nebst dem nöthigen Holze, 3 Livres in

Geld, dann 1½ Pfund Brod täglich, und alle 10 Tage ein Pfund rohes Fleisch. Gegen einen Erlag von 1600 Franken ein für allemal, werden auch einzelne Wittwer und Wittwen aufgenommen, wenn sie über 60 Jahr alt sind, und wenigstens 20 Jahre in der Ehe gelebt haben.

Retraite de la vieillesse à Chaillot.

Ich sollte eigentlich dieses Versorgungshaus aus zwei Gründen hier nicht anführen; erstens, weil es ein Privatinstitut ist, und folglich nicht unter der allgemeinen Administration der Pariser-Hospicien steht; zweitens, weil auch dessen innere Einrichtung ganz von jener der anderen Versorgungshäuser verschieden ist. Da aber diese Anstalt doch dem Hauptzwecke gemäss mit den ebenangeführten übereinstimmt; so glaube ich, dass sie hier füglich beschrieben werden könne.

Hr. *Bhailla* und *Madame Gloux*, kauften das Kloster *Périne* und ein benachbartes Haus, so wie die dazu gehörenden Grundstücke, und bestimmten es zu dem Zwecke, alten Leuten nach folgendem Plane einen ruhigen Rückzug von dem Geräusche der Welt, und eine sichere Herberge zu verschaffen.

Jede Person, von welchem Geschlechte oder Stande sie immer seyn mag, die eine Summe von 1080 Franken, in welchen Terminen es ihr ge-

fällt, von ihrem vierzigsten Jahre an, an das erwehnte Institut abträgt, erhält dadurch in ihrem 70ten Jahre, altershalber, oder in jedem anderen Zeitpunkt ihres Lebens, (jedoch blos zehn Jahre, nachdem sie subskribirt hat,) wenn sie durch Krankheit ausser Stand gesetzt wird, sich selbst zu erhalten, das Recht, in dasselbe einzutreten, und allda lebenslänglich ohne alle fernere Unkosten zu verweilen. Die erwehnte Summe kann erhalten werden, wenn von dem Tage der Geburt an, bis in das sechzigste Jahr, oder von dem zehnten in das siebenzigste Jahr, täglich *ein Sols* zurückgelegt wird.

Da der Plan zu dieser Errichtung erst i. J. 1806 genau ausgeführt werden kann, so haben die Unternehmer einige Einrichtungen getroffen, um die Pränumerationen und Aufnahmen, auch nach dem vierzigsten und vor dem siebenzigsten Jahre, gegen gewisse Entschädigungen, bis dahin möglich zu machen.

Périne liegt gesund, angenehm, und hat grosse Gärten, worin die Bewohner spazieren gehen können. Die Verpflegung in dem Institut gleicht in jeder Rücksicht der Lebensart, die in bürgerlichen Häusern mittleren Standes statt findet. Jeder hat sein eigenes Zimmer, und die Bedienung, in so fern sie sich auf die absolut nöthige Bedürfnisse bezieht. Sie speisen zwölf und zwölf an jedem Tische; die Unternehmer sorgen, dass die Leute

gleichen Standes, und, so viel als möglich, solche, die sich gerne sehen, zusammenkommen. Einer oder Eine unter ihnen machen die *Honneurs de la table.* Die Bedienung geschieht auf Silber. Das Mittagessen besteht aus Suppe, Rindfleisch, und noch einer Schüssel. Abends bekommen sie eine Obstspeise. Jeder Mann hat eine ganze Bouteille Weins des Tages: jedes Frauenzimmer eine halbe, und dazu köstliches Brod, so viel sie wollen. Ich habe einem Mittagmahle beigewohnet, und alles sehr ordentlich gefunden. *Madame Gloux*, ein liebenswürdiges und sehr vernünftiges Frauenzimmer, gieng von einem Tische zum andern, und sagte beinahe jedem der Gäste etwas angenehmes. Auch wird sie von denselben angebetet. Wie viele Thränen des innigsten Dankes erndet nicht diese edle Frau, von den bereits zur Zahl von hundert allda versammelten Alten ein!

Jede in diesem Institute aufgenommene Person kann ausgehen, und Besuche annehmen, wie sie will, gerade, als wenn sie in ihrem eigenen Hause wäre, wenn nur die gute Ordnung und der Anstand nicht dadurch verletzt werden. Auch ist ein beheizter und beleuchteter Versammlungssaal vorhanden, wo es jedem frei stehet, sich durch Journal-Lesen, oder durch Umgang mit anderen zu belustigen. Wenn *Madame Gloux* und Hr. *Bhailla* Jemand unter ihren Pensionairs besonders auszeichnen wollen: so laden sie ihn Abends zum

Koffe zu sich ein. Diess ist wohl die grösste Ehre, auf welche diese guten Alten Anspruch machen.

Mitten in dem Hause ist eine Kapelle, wo ordentlicher Gottesdienst gehalten wird. Auch für die Kranken ist gesorgt. Es sind nemlich einige Säle errichtet, wo die dahin gebrachten Pazienten mit der möglichsten Sorgfalt gepfleget werden. *Madame Gloux* scheint die meisten durch ihre blosse Gegenwart und durch ihr Zureden zu heilen. Die Rekonvaleszenten haben ihren besonderen Garten, wo sie sich Bewegung machen können. Mit einem Worte, alles scheint in diesem Institute den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht zu haben. Dabei versicherte mich *Madame Gloux*, welche die innere Ökonomie führet, während sich Hr. *Bhailla* mit der äusseren abgiebt, dass, obwohl die Nahrungsmittel seit der Errichtung des Instituts theurer geworden sind; und obwohl *Jemand* für viele pränumerirt, die sie einsweilen haben aufnehmen müssen, und für die wenigsten unter ihnen gezahlt hat; so trage Ihnen dennoch die ganze Anstalt einen reinen nicht unbedeutenden Gewinn ein. Diess solle daher rühren: weil sehr viele Leute unterschreiben, die vor oder bald nach ihrer Aufnahme in die Anstalt, sterben.

Ich verdanke Hrn. Dr. *Muggetti* aus Mailand, meinem ehemaligen Zuhörer, der sich einige Zeit in Paris aufhielt, um sich besonders mit

dem Taubstummen-Unterrichte bekannt zu machen, das Vergnügen, diese *Retraite de la vielliesse* nicht übergangen zu haben. Ich verliess dieselbe mit dem sehnlichsten Wunsche, dass die Unternehmer einer so schönen, menschenfreundlichen Anstalt ein langes Leben geniessen mögen, und mit dem Missvergnügen, die persönliche Bekanntschaft des Hrn. *Bhailla*, der ein sehr interessanter Mann seyn soll, nicht gemacht zu haben.

Salpêtrière.

Eine Stadt, dem Umfange und der Menge der Bewohner nach zu urtheilen! Hier ist nicht allein die Rede von Krankenzimmern, Höfen, und Flügeln von Gebäuden, sondern es handelt sich von Häusern, Strassen und Plätzen. Im Jahr 1790 belief sich die Bevölkerung der *Salpêtrière* auf 6,704 Individuen. Der Zustand dieses Hospiciums soll damals — ja bis zur Epoche der gegenwärtigen Administrazion, schrecklich gewesen seyn. Diese würde, nur um das Locale herzustellen und einzurichten, einer Summe von 280,000 Franken bedürfen.

Die gegenwärtige Bevölkerung der *Salpêtrière* beläuft sich auf 4,000 Individuen; nemlich 3,040 alte, gebrechliche Leute, — 600 wahnsinnige Frauenzimmer, — und 360 wirkliche Kranke. Erstere sind in fünf Haupsklassen, und vierzig Unterab-

theilungen getheilt; — 1,900 unter ihnen haben 70 Jahre erreicht, oder sind bereits darüber. Zu den wirklich Kranken zählt man 200 Epileptische, und mehrere mit krebsartigen Übeln, so wie mit der Krätze Behaftete.

Die Anzahl der zur Verwaltung und Bedienung der *Salpêtrière* angestellten Personen beläuft sich auf 366. Ihre Besoldungen kommen jährlich auf 78,542 Franken. Viele unter ihnen sind selbst Leute aus der Versorgung, die mit einem geringeren Lohne zufrieden sind, und durch Beschäftigung ihre Gesundheit in einem besseren Zustande erhalten.

Hr. *Pinel* ist als erster Arzt, und Hr. *L'Allemand* als Wundarzt angestellt. Hr. *Pinel* wohnet *en philosoph* in der *Salpêtrière*, wo er auch vom Frühjahr bis in den Herbst ein Privatklinikum hält. Dieses Klinikum muss, das Interesse, welches dieser berühmte Lehrer einflösst, abgerechnet, auch darum sehr nützlich seyn, weil die allda vorkommenden Krankheiten die seltensten Fälle von den Übeln, welche den Frauenzimmern in späteren Jahren zustossen, darbieten.

Während meines Aufenthaltes in Paris, gab Hr. *Pinel*, zu meinem grössten Leidwesen, kein Klinikum. Diess hat mich nicht gehindert, dessen Umgang so sehr zu benutzen, als es dessen Geschäfte erlaubten. Hr. *Pinel* ist durch seine Werke hinreichend

bekannt, darum enthalte ich mich aller ferneren Anmerkungen. Obwohl unsere Grundsätze in vielen Hinsichten verschieden sind; so waren wir doch über viele andere Punkte einverstanden. Äusserst interessant war es mir, zu sehen, wie Hr. *Pinel* mit den vielen Wahnsinnigen umgeht, deren Behandlung ihm anvertraut ist. Ich habe gefunden, dass er sich hier gerade so, wie in seinem klassischen Werke von der Manie zeigt. Man kann diese unglückliche Klasse von Menschen nicht mit mehr Gutherzigkeit und Gedult behandeln, als es Hr. *Pinel* thut. Es sollten eigentlich ohne Ausnahme nur solche Wahnsinnige da aufgenommen werden, von welchen erwiesen ist, dass sie unheilbar sind. Da diess aber nicht geschieht, so theilte Hr. *Pinel* seine Kranke in fünf Klassen ein. Jede Klasse ist von der anderen vollkommen getrennt. Die Kranken wohnen in mehreren kleinen Häuschen, in denen sich Zellen, beinahe wie in einem Karthäuserkloster, befinden. Diese Zellen sind ziemlich geräumig. Leider liegen in beinahe jeder derselben zwei Kranke. Die Beheizung fand ich durchaus schlecht. Ich weiss, dass man darauf antworten wird, die Wahnsinnige ertragen einen grossen Grad von Kälte. Diess gestehe ich ein; nur setze ich hinzu, *ohne sich zu beklagen.* Beweisst dieser Umstand aber auch, dass sie die Kälte, ohne dadurch Schaden zu erleiden, ertragen? Ich glaube nicht, dass diess allgemein behauptet werden könne. Es giebt gewisse Arten von Manie, wo die Kälte eben so schädlich, als in

vielen andern Nervenkrankheiten, ist. Ich könnte deren mehrere Beispiele anführen.

Die *erste Klasse* enthält diejenigen Wahnsinnigen, welche man für unheilbar ansehen kann, (*Folles présummées incurables*). Die *zweite* ist für solche Kranke bestimmt, von welchen sich wohl die Heilung hoffen lässt, die aber rasend sind (*Folles présumées curables, mais furieuses*); die *dritte* umfasset die der Wiedergenesung nahen, oder wenigstens die ruhigen, Wahnsinnigen; die *vierte* ist den vollkommenen Rekonvaleszenten, die nur noch Probe aushalten müssen, bevor man sie entlässt (*Folles entièrement convalescentes, et à épreuve*); und die *fünfte* den eben gemeldeten Pazienten, welche mit andern Krankheiten zufälliger Weise behaftet sind, gewidmet.

Die Kranken der ersten Klasse sind, der Meinung des Hr. *Pinel*'s gemäss, meistens in den Zustand der Unheilbarkeit gebracht worden, weil man sie zu häufig mit Aderlässen behandelt hat. Diejenigen, welche sich nemlich in der zweiten Klasse befinden, sollen wohl öfters durch das Aderlassen beruhiget werden; aber diese Beruhigung solle kein gutes Zeichen seyn; sondern vielmehr den Zustand der Unheilbarkeit nach sich ziehen. — So ungestümm einige der Kranken bei der zweiten Klasse thaten; so hörte man doch nirgends Ketten rasseln; und nirgends sahe man andere Zwangsmittel, als

das sogenannte *Zwangkamisol*, durch welches solche Kranke an die Bettstellen befestiget waren. Einige unter ihnen wurden mitten in der Raserey in ein laues Bad gebracht. Der Deckel des Gefässes, in welchem sie sich badeten, gieng ihnen nahe um den Hals, so dass sie mit dem Kopfe nicht untertauchen konnten. Zugleich wurden einige mit dem Tropfbade, auf den Kopf gerichtet, behandelt. Hr. *Pinel* versicherte mich, die Raserei lege sich bald unter dieser Behandlung, wenn sie in Verbindung mit einem menschlichen Betragen angewandt werde. — Die Kranken der dritten Klasse haben einen ansehnlichen Hof mit Bäumen besetzt; man sucht sie so viel als möglich zu beschäftigen. Die wenigsten unter ihnen hatten Arzneien. In der *vierten* Klasse verriethen die meisten Kranken den Zustand der Herstellung. Sie haben einen sehr schönen Garten, an welchen einige Felder gränzen, zum Spazieren gehen, oder um sich durch leichte Arbeiten zu zerstreuen. Die *fünfte* Klasse, das eigentliche Spital für zufällige Übel, war auch in guter Ordnung; nur schienen mir die Kranken nicht gehörig verwahret.

Indem sich Hr. *Pinel* nicht den ganzen Tag mit der Behandlung dieser Unglücklichen abgeben kann, so hat er einen Aufseher, der seine Grundsätze vollkommen zu besitzen scheint, und welcher das unbegränzte Zutrauen seines Vorstehers besitzt. Hr. *Pinel* gesteht ein, dass der Erfolg der Behand-

lung grösstentheils von den Kenntnissen und dem guten Benehmen des Aufsehers gegen die Kranken abhänge; und wer wird Ihm hierin nicht beistimmen?

Da ich in der Folge noch öfters Gelegenheit haben werde, über Irrenhäuser und Behandlung der Wahnsinnigen (ein Gegenstand, dem ich ganz besonders meine Aufmerksamkeit schenkte) zu sprechen; so breche ich hier ab. Nur eine Nachricht habe ich noch hinzuzusetzen.

Der Salpêtrière gegenüber befindet sich eine *Privatanstalt für Wahnsinnige*, welche allerdings angeführt zu werden verdient. Hr. *Esquirol*, ein junger, genievoller Arzt, und Schüler des Hrn. *Pinel*, hat dieselbe auf seine eigene Kosten errichtet. Sein Lehrer besucht sie manchmal als konsultirender Arzt. Die Anstalt besteht aus zwei, durch einen Garten getrennten Häusern, das eine für die wirklich Wahnsinnigen, das andere für Rekonvaleszenten. Die beiden Geschlechter sind durch einen Hof getrennt. Hr. *Esquirol* kann fünf- und zwanzig Kranke aufnehmen. Die Pension, welche für jeden Kranken gezahlt werden muss, beläuft sich ohne Arzneien auf 300 Livres monatlich. Dafür bekömmt der Kranke ein eigenes Zimmer, einen Aufwärter, und vier, meistens vegetabilische, Speisen. Die Zimmer sind geräumig, und lassen sich mittelst eines mit Leder umgebenen äusserlich angebrachten Riegels zusperren, ohne den mindesten

Lärmen zu verursachen, und der Anstalt das Ansehen eines Gefängnisses zu geben; ein Umstand, den man stäts bei der Errichtung der Spitäler für Wahnsinnige vor Augen haben muss. Aus der nemlichen Ursache haben auch die Fenster keine eisernen Gitter, sondern sie sind mit starken hölzernen Jalousien versehen, die man zuschliessen kann, und die der Kranke nicht leicht zerbrechen könnte, ohne dass es der Wärter merken sollte. Ich werde in der Folge zeigen, dass man die Sache noch mehr vervollkomnen kann.

Bicêtre.

Ein Stündchen von der *Barrière des Gobblins* liegt auf einer kleinen Anhöhe, welche Paris dominirt, die beste Luft und das beste Wasser besitzt, das ehemalige Schloss, nun das Hospicium, *Bicêtre* genannt. Es kann ebenfalls mit einer kleinen Stadt verglichen werden; denn in dessen Mauern leben 3400 Menschen. Unter diesen befinden sich zum Theil alte oder gebrechliche Leute *(infirmes)*, zum Theil und vorzüglich Dürftige *(indigens)*, unheilbare Narren, Blödsinnige, Menschen die mit hartnäckigen Nervenkrankheiten befallen sind, Züchtlinge, und Leute, welche zum Tode verurtheilt wurden, und bis ihr Urtheil vollzogen wird, im *Bicêtre* aufbewahret werden.

Dass die Versammlung so vieler verschiedener Klassen von Menschen an und für sich sehr zweckwidrig seye, und die Administration dieses Hospiciums sehr erschwere, lässt sich leicht von selbst begreifen. *Bicêtre* kann in dieser Hinsicht mit mehrern deutschen Zuchthäusern verglichen werden, welche noch zur Aufnahme der Wahnsinnigen bestimmt sind. Lässt sich wohl etwas Empörenders denken, als Missethäter und Kranke zu vereinigen!

Die Armen oder Dürftigen *(Indigens)*, deren Anzahl sich im *Bicêtre* auf 684 beläuft, haben eine grosse Werkstätte, die ehemalige Kirche, wo sie alle mögliche Arbeiten verrichten. Wäre dieser Ort reinlicher gehalten, so würde er ein schönes Schauspiel gewähren. Eine andere Beschäftigung dieser Leute ist das Wasserschöpfen. In dem *Bicêtre* ist nemlich ein ungeheurer, sehenswürdiger Brunnen, der 134 Schuh tief ist, und 13 Schuh im Durchmesser hat. Zwei Eimer, jeder von 794 Mass, gehen beständig wechselseitig auf und ab, und diess mittelst einer Machine, welche durch die *Indigens* getrieben wird. Diese erhalten dafür eine Belohnung von 5 bis 6 sols täglich. Die Anzahl der Narren, Epileptischen, alle männlichen Geschlechts, beläuft sich auf 425. Sie werden durchaus für unheilbar angesehen, und diess meistens nach einem Versuche von höchstens einem Jahre, der in *Charenton* vorgenommen wird, und weit entfernt ist zur Bestim-

mung der Frage, ob ein Staatsbürger aus der Gesellschaft auf immer verstossen werden könne, hinzureichen. Diese Unglücklichen sind bei weitem nicht so gut hier, als in der *Salpêtrière*; denn erstens fehlet es an Reinlichkeit; zweitens behandelt man sie auch nicht so milde. Doch muss man gestehen, dass sich unter ihnen gefährliche Leute befinden. So sahe ich eine Figur, die mir stäts vor Augen schweben wird, nemlich einen der Mordbrenner, welche in dem mittägichen Frankreich unter dem Namen *Chauffeurs* bekannt sind. Dieser Mensch wurde zum Narren, als man ihn zum Tode verdammte. Man stelle sich einen grossen, starken Mann, beinahe ohne Kleidung, mit einem langen Barte, einem eisernen Band um den Hals, das mittelst einer Kette an die Wand geschmiedet ist, mit gefesselten Händen, vor! Nie sahe ich wüthendere Blicke, nie grössere Verzweiflung, als an diesem Menschen. Ein anderer, ganz von diesem verschiedener, Wahnsinnige von ziemlich hohem Alter, bildet sich ein, er seie ein Frauenzimmer. Nichts macht ihn glücklicher, als wenn man ihm weibliche Kleider giebt. Seine Gebärden und sein ganzes Benehmen stimmt dann ganz damit überein.

Nebstdem befinden sich noch über 200 Kranke, welche meistens mit unheilbaren oder chronischen Übeln behaftet sind, im *Bicêtre*. Auch zahlt dieses Hospicium 120 Armen, die sich ausser demselben befinden, Pensionen.

Hr. Dr. *Lanfranque*, ein sehr liebenswürdiger Mann, und Freund von Hrn. *Corvisart*, besorgt *Bicêtre* als Arzt, — und Hr. *Dumont* als erster Wundarzt. Ich kann letzterem nicht genug für die Mühe und viele Höflichkeiten, die er meiner Gesellschaft *) und mir erwies, danken.

Von den im *Bicêtre* befindlichen Gefängnissen werde ich dort, wo die Rede von den Gefängnissen in Paris überhaupt seyn wird, sprechen.

Bicêtre hat, wie es leicht vorauszusehen ist, eine Garnison, welche den Dienst versieht, und die Ordnung in diesem von so gemischten Menschen bewohnten Orte unterhält.

Hospice de St. Maurice à Charenton.

Ein Spital, welches zwei Stunden von Paris entfernt, und für Narren beiderlei Geschlechtes, die als heilbar angesehen werden, bestimmt ist. Dieses Krankenhaus steht nicht unter der allgemeinen Administration der Hospicien von Paris, sondern hat seinen eigenen Direktor, Hrn. *Coulmier*, der unmittelbar mit dem Minister des Innern korrespondirt.

*) Hr. Professor *Pictet*, Hr. Kriegsrath *v. Bulow* aus Berlin, und Hr. Dr. *Muggetti* aus Mayland.

Die Kranken dieses Irrenhauses, deren Anzahl, wahrscheinlich weil öfters Kranke nach der *Salpêtrière* und *Bicêtre* abgehen, nicht grösser, dann 130 ist, werden zum Theil gratis, zum Theil gegen Bezahlung aufgenommen. Für die Zahlenden ist der geringste Preis jährlich 600 Livres. Nur, wenn sie mehr, dann diese Summe erlegen, werden sie verhältnissmässig besser, als die gratis Pazienten behandelt. Die Zahlenden können auch im Falle der Unheilbarkeit da bleiben.

Der Arzt, Hr. Dr. *Castelli*, geniesst eine Besoldung von 4000 Livres, nebst 400 Livres für seine Wohnung in Paris. Er besucht die Anstalt alle andere Tage. So viel ich erfahren konnte, lässt er häufig zur Ader, und gebraucht auch öfters abführende Mittel. Übrigens wird, wie Hr. *Coulmier* versichert, mehr auf die moralische Behandlung und auf gute Nahrung, dann auf Arzneien gezählet. Im dem Hause selbst wohnet ein Wundarzt.

Die *Weiberabtheilung* dieses Spitals ist recht wohl eingerichtet. Der Theil, welchen die ruhigen Wahnsinnigen bewohnen, besteht aus einem grossen Saal, der durch eine doppelte Bretterwand so getheilt ist, dass ein Gang in der Mitte entsteht, zu dessen Seiten kleine Zimmerchen, die oben offen sind, und folglich kommuniziren, eingerichtet worden sind. Mitten im Saale steht ein Ofen, der das Gan-

ze heizet. Die unruhigen Närrinnen befinden sich zu ebener Erde, in kleinen, ungeheizten Stübchen, in denen es im Sommer ganz angenehm zu wohnen seyn mag. Diese Stübchen öffnen sich alle unter einen Portico.

Die *Männerabtheilung* ist bei weitem nicht so regelmässig. Die Kranken sind in kleine Kämmerchen eingesperrt, welche sich in einen Gang öffnen. Sie haben geheizte Zimmer, wo sie zusammen kommen, und sich unterhalten können.

Taubstummen-Institut.

Obwohl auch diese Anstalt, so wie folgende für *Blinde*, nicht unter der allgemeinen Administration der Hospicien, sondern unmittelbar unter dem Minister des Innern stehen; so finde ich doch, dass ich an keinem andern Orte füglicher von ihnen Meldung thun kann, als an dem gegenwärtigen.

Unter allen Anstalten, die in der Absicht, an und für sich untaugliche Menschen zu nützlichen Staatsbürgern umzuschaffen, errichtet werden, kann wohl keine derjenigen den Rang streitig machen, welche den Unterricht der *Taubstummen* zum Zwecke hat. Die Erreichung keines ähnlichen Zweckes dürfte mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft seyn, als jene des vollkommnen Unterrichtes dieser Unglücklichen. — Von allen diesen Betrachtungen

hingerissen, wohnte ich den 12ten Jänner 1803 einer Sitzung *(séance)* des Taubstummen - Instituts in Paris bei. Die Versammlung war sehr zahlreich. Der Direktor des Instituts, der Nachfolger des berühmteu *Abbé de l'Epée*, Hr. *Abbé Sicard*, stand auf einer kleinen Bühne, und deklamirte die höchst metaphysischen Grundsätze, nach welchen Er die Taubstummen unterrichtet, vor. Ein Zögling (Hr. *Massieux)*, der schon seit vielen Jahren den Unterricht des Hrn. *Sicard's* geniesst, und voller Fähigkeiten zu seyn scheint, gab allerdings Beweise von ungewöhnlichen Einsichten, sowohl in der Sprachkenntniss, als in der Metaphysik; von den gewöhnlichen und Vorbereitungs - Kenntnissen gar nicht zu sprechen. Dessen besondere Stärke schien indessen die Mimik zu seyn. Ein Theatertänzer könnte ihn kaum an Lebhaftigkeit und Eleganz der Gebärden übertreffen. Der grösste Theil der Versammlung war durch diese Gattung *Pas de deux* in Erstaunen gesetzt, — als Hr. *Abbé Sicard* ein zweites Wunderwerk mit der ihm eigenen Beredsamkeit ankündigte, nemlich einen Taubstummen, der *laut lese.* Nun war der Verwunderung kein Ende, und diese hörte selbst dann nicht auf, als der Junge einige Zeilen ziemlich unverständlich herabgelesen hatte. Hierauf wurden einige vor Kurzem aufgenommene Zöglinge vorgestellt, und dann die Sitzung aufgehoben. Ich machte hernach die persönliche Bekanntschaft des Hrn. *Abbé Sicard*, und diess war wohl der vorzüglichste Gewinn, den ich bei dieser Gelegenheit erhalten

habe; denn obgleich ich nicht die Bewunderung in vollem Masse mit der Versammlung theilen konnte, so erkenne ich jedoch zu sehr die Verdienste des Hrn. *Sicard*, um nicht jede Gelegenheit zu ergreifen, ihm meine Hochachtung zu bezeigen. Ich konnte nicht umhin Ihm zu sagen, dass die mehresten Taubstummen in dem Wiener Institute unter der Leitung des fürtreflichen Hrn. *May*, *sprechen*, und zwar viele unter ihnen auf eine sehr verständliche Art; wozu ich die wichtige Bemerkung des Hrn. Dr. *Gall* fügte: dass, seitdem die Taubstummen sprechen; die vorhin unter ihnen so häufig herrschenden Brustkrankheiten weit seltner geworden sind; eine Sache, die sich auch leicht begreifen lässt, wenn man bedenket, dass die Theile, welche mässig geübt werden, eine grössere Kraft erhalten. Hr. *Abbé Sicard* und der Arzt dieser Anstalt, Hr. Dr. *Jtard*, legten auch diesen Bemerkungen alles Interesse bei. Ersterer sagte mir, er halte selbst viel auf das Sprechen; er könne es aber nicht einführen, weil es ihm an Lehrern fehle. Und allerdings, da in dem Pariser Institut über 100 Zöglinge sind; so müsste man zum wenigsten fünf Lehrer dazu haben; vorausgesetzt, dass diese die Gedult hätten, 10 Stunden des Tages auf den Unterricht zu verwenden; und zwar auf einen Unterricht, der so schwer ist, als jener, den Taubstummen die Sprache beizubringen. Von dem hiezu so nützlichen Werke des Hrn. Hofrathes *Kempele*

über den Mechanismus der menschlichen Sprache, schien Hr. *Sicard* keine Kenntniss zu haben.

Wenn ich von einer Seite den Gründen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, welche Hr. *Sicard* anführt, um die Stummheit seiner Taubstummen, wenn man so sagen darf, zu entschuldigen; so verdiene ich von der andern Seite auch Nachsicht, wenn ich die Sache so nehme, wie sie für das allgemeine Beste dasteht, und (indem ich den Umstand zugleich mit in Anschlag bringe, dass ich bei Besichtigung der ganzen Anstalt die Zöglinge sehr roh gefunden habe, was auch wohl die Ursache seyn mag, warum bei der öffentlichen Prüfung nur zwei unter ihnen paradirten), behaupte, dass das Pariser Taubstummen-Institut bei weitem nicht der Erwartung entsprochen habe, die ich mir davon gemacht hatte; und dass es, meiner Meinung nach, den übrigen Instituten dieser Art in andern Ländern weit nachstehe.

Eine kleine Übersicht derselben dürfte meinen Lesern nicht unangenehm seyn.

Ich mache den Anfang mit dem kleinen Taubstummen Institute in *Kiel* *) — Es enthält blos 16 Zöglinge; diese sprechen aber beinahe alle, —

*) Von dem Taubstummen-Institute in London werde ich zu seiner Zeit sprechen.

und verstehen das Gespräch der Personen, mit welchen sie gewohnt sind umzugehen, an den Bewegungen des Mundes. Nur unter sich sprechen sie durch Zeichen, und da bedienen sie sich auch eines Alphabets, welches in der Nachahmung der deutschen Lettern besteht. Um daher mit ihnen umgehen zu können, muss man nicht zuerst ihre mimische Sprache lernen, sondern *sie* machen den mühsamen Schritt. Hr. *Pfingsten*, der Direktor dieses Instituts, ist ein einfacher, modester Mann. Ich traff ihn eben unter seinen Zöglingen an. Er prüfte die mehrsten in meiner Gegenwart. Ich hatte dabei Gelegenheit mich zu überzeugen, dass sie bei der Erlernung ihrer Sprache nicht die übrigen nöthigen Kenntnisse versäumet hatten. Sie sind nemlich in der Religion, im Lesen, Schreiben, und Rechnen unterrichtet. Die Mädchen erlernen zugleich die weiblichen Arbeiten u. dgl. Für diese ungeheure Mühe geniesset Hr. *Pfingsten* einer ganz kleinen Besoldung, durch welche er verbunden ist, alle Landeskinder gratis zu unterrichten. Wohlhabende geben Beiträge. Wenige Tage vor meiner Ankunft in Kiel, hatte Hr. *Pfingsten* eine Amerikanerin aufgenommen, welche jährlich eine Pension von 300 Thaler zahlet.

Beinahe von der nemlichen Grösse ist das Taubstummen-Institut in *Leipzig*. Es wird von *Madame Heinecke* dirigirt. Die Zöglinge, 17 an der Zahl, sprechen wohl; aber nicht zum Besten. Einige

sehen es am Munde ab, was ihre Bekannte sprechen. Dass der Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen nicht verabsäumt wird, versteht sich von selbsten.

In *Prag* besteht ein ähnliches Institut, als Privatanstalt. Es enthält gegen 17 Kinder, meistens *Knaben;* eine Bemerkung, die ich in allen Taubstummen-Instituten gemacht habe. Hr. Pater *Dominik Stöhr*, der Lehrer, examinirte einige unter ihnen im Rechnen, worin sie wohl bewandert schienen. Das Nemliche kann ich von ihrem Lesen und Schreiben sagen. Die mehrsten Kinder sprechen auch hier. Hr. *Stöhr* bedauerte es, dass die besten Sprecher, unter andern ein gewisser *Weisbach*, der neulich bei der Prüfung eine kleine Dankrede hielt, krank lagen.

Von dem Taubstummen-Institute in *Berlin* spreche ich zuletzt; obwohl es, meiner Überzeugung nach, das vorzüglichste ist. Der Vorsteher und Lehrer allda, Hr. Professor *Eschke*, ist zu bekannt, als dass ich nöthig hätte, etwas zu dessen Lobe zu sagen. Dieses liegt ohnehin in der Beschreibung des Instituts selbsten. Bei dem Unterrichte in den gewöhnlichsten Gegenständen, als welcher auf den höchsten Grad von Vollkommenheit gebracht ist, hat Hr. *Eschke* nicht versäumt, ausgezeichnete Talente unter seinen Zöglingen besonders zu bilden, und so-

gar sich Gehilfen aus denselben zu erziehen. Zu dieser Würde ist Hr. *Habermass*, während meiner Anwesenheit in Berlin, durch ein sehr gnädiges Handbillet Sr. Maj. des Königs erhoben worden. Dieser Hr. *Habermass* ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten. Er spricht sehr gut, und versteht selbst, was *Fremde* zu ihm sagen, wenn sie deutlich sprechen; indem er auf die Bewegungen des Mundes acht giebt. Doch ich sage unrecht; nicht allein auf die Bewegungen des Mundes, sondern auch auf jene der Wangen und des Kinns sind die Taubstummen in Berlin aufmerksam: sonst würde es ihnen ohnmöglich fallen, Hrn. *Eschke* auch dann zu verstehen, wenn er die Hand vor den Mund hält. Diess heisst gewiss die Sache so weit als möglich gebracht! — Da Hr. Professor *Eschke* stäts darauf Rücksicht nimmt die Taubstummen für die übrige menschliche Gesellschaft zu erziehen; so hat er auch darauf gedacht sich ihnen sogar im Finstern, wo sie nemlich die Bewegungen des Mundes nicht sehen können, verständlich zu machen. Diess geschieht, indem man ihnen mit dem Finger auf den Rücken schreibt, was sie sehr leicht begreifen. Sehr interessant sind einige Bemerkungen, welche mir der berühmte Professor der Philosophie in Berlin, Hr. *Kiesewetter*, einer der liebenswürdigsten Männer, die ich kenne, über die Fähigkeiten und Neigungen der Taubstummen mitgetheilt hat. Ich will nur eine davon anführen. Hr. Professor

Kiesewetter hat nemlich beobachtet, dass die meisten unter diesen einen besonderen Hang zum *Reimen* haben, — und zwar nicht zum Reimen, welches sich auf die Orthographie bezieht; sondern zu jenem, welches sich auf den Klang der Endungssylben der Wörter gründet; — eine Erscheinung, die nicht leicht zu erklären seyn dürfte. Zugleich bewundert Hr. Professor *Kiesewetter* die Richtigkeit der Begriffe, und die schönen Definitionen, welche die Taubstummen in dem Berliner Institute von den manigfaltigsten Gegenständen geben, und wie schwer es ist, sie durch eine unerwartete Frage ausser Fassung zu bringen; ja wie sie selbst diese Gelegenheit öfters zu benutzen wissen, um etwas witziges zu sagen. So besuchte Hr. Professor *Kiesewetter* einstens das Taubstummen - Institut in Gesellschaft eines Geheimenrathes. Als Hr. *Eschke* sie beide vorstellte, fragte Hr. *Kiesewetter* einen Elêven, welchen Begriff er sich von einem Geheimenrathe mache? Der Elêve antwortete sehr treffend. Hierauf erwiederte Hr. *Kiesewetter:* was ist das Gegentheil eines Geheimenrathes? — Öffentlicher Unrath, — war die Antwort.

Nach dieser Digression, die ich mit der Bemerkung schliesse, dass in allen Instituten dieser Art, wo der Galvanismus angewandt wurde, derselbe entweder unnütz, oder auch schädlich gefunden worden seye, kehre ich nach Paris zurück, und zwar in das

Institut für Blinde.

(Ehemals des Quinze-Vingt, rue de Charenton.)

Dieses Institut wurde im Jahr 1260 von dem heiligen *Ludwig* für 300 Blinde gestiftet. Nun enthält es deren 420. Das Gebäude, in welchem sie sich befinden, ist sehr gross. Die Blinden werden gekleidet, genähret, einige unter ihnen erhalten sogar etwas an Geld. Dabei werden sie in mehreren Gegenständen unterrichtet, die denselben entweder einigen Gewinn, oder einiges Vergnügen zu verschaffen dienen mögen.

Bevor ich dieses Institut besuchte, wollte ich mich mit der Art und Weise, wie man die Blinden unterrichte, bekannt machen. Ich besuchte deshalb vorher eine andere, und zwar eine Privatanstalt für Blinde, welche unter der Leitung des Hrn. *Havy* (eines Bruders des berühmten Mineralogen) steht. Hr. *Havy* war vorher Vorsteher des öffentlichen Instituts, wurde aber abgesetzt. Die Zöglinge fahren dem ohngeachtet fort ihm zugethan zu seyn, und wohnen zum Theil dessen öffentlichen Sitzungen aus Dankbarkeit bei. Hr. *Havy* hält nemlich von Zeit zu Zeit eine öffentliche Sitzung, wo jeder Fremde, der sich an ihn wendet, leicht Zutritt erhalten kann. Bei einer solchen Sitzung, machte ich durch Hrn. Dr. *Mugetti* (der, so wie er sich auf den Unterricht der Taubstummen legte, sich zugleich

auch jenen der Blinden eigen machen wollte) mit Hrn. *Havy* Bekanntschaft. Die Sitzung fieng mit einer Symfonie an, die ganz gut zusammen klang, was mich bei den *Fermate*, wo natürlich die Spieler den Direkteur nicht sehen konnten, wunderte. Während der Symfonie bemerkte man mehrere Blinde, welche Handarbeiten verfertigten, als Peitschen, seidene Schnüre, Körbe u. dgl. — Nachher erschien ein Blinder, welchem Jemand aus der Versammlung eine Sentenz aufgab, die er, wie jeder Setzer in einer Buchdruckerei thun würde, setzte. Darauf wurde ein zweiter Blinde hereingerufen, welcher das betastete, was der andere gesetzt hatte, und es herunter las. Als diess geschehen war, wurde das Gesetzte gedruckt. Hierauf erfolgte eine Arie, welche ein Blinder ganz mittelmässig sang. Nach dieser, zeigte Hr. *Havy* einige Bücher vor, die er für die Blinde verfertigt hatte. Sie sind von feinem Pappendeckel mit erhabenen Buchstaben *(bas relief)*. Mehrere Blinde lasen mit grosser Fertigkeit mit den Fingern. Auf die nemliche Art sind die Musik-Noten verfertigt, und so werden sie auch gelesen. Es wurde abermals musizirt. Darauf zeigten einige Blinde, dass sie auch schreiben können. Sie schrieben auf einer Oberfläche, auf welcher quer kleine messingene Saiten gezogen sind, zwischen welchen ein Raum gelassen ist. Unter diese Saiten schiebt man ein Papier, dessen hintere Fläche schwarz gefärbt ist, (ich hatte die Composition der Farbe, habe sie aber verlohren,) doch so,

dass sich die Farbe auf ein zweites, weisses Papier, welches unterliegt, übertragen lässt, wenn man auf die äussere Oberfläche des ersten Papiers mit einem Stift zwischen den Interstizien der messingenen Saiten mit schwerer Hand schreibt. Da bei dieser Gelegenheit nicht allein die Farbe auf das untergelegte Papier übertragen wird, sondern zugleich Vertiefungen entstehen, welche die Gestalt der Buchstaben haben, so dienen letztere den Blinden zum Lesen, besonders zum Untersuchen, ob sie recht geschrieben haben. Blinde, welche unter sich korrespondiren wollen, brauchen, blos die Eindrücke auf dem Papiere. — Nach einem abermaligen *Inter-mezzo* von Musik, legten einige Blinde ihre Kenntnisse in der Geographie dar; und hierin waren sie allerdings vorzüglich geschickt. Sie haben nemlich Landkarten, die ganz für sie verfertiget sind. Sie werden auf folgende Art bereitet. Man nimmt eine gewöhnliche Landkarte, und bezeichnet die Contouren der Länder mit dem nemlichen Drathe, mit welchem die Frauenzimmerhauben verfertiget werden. Auf diese Landkarte klebet man eine ihr ganz ähnliche, dergestalt, dass die Contouren der zweiten genau auf jene der ersten, folglich auch auf den Drath, passen. Es fällt dann den Blinden, leicht mit den Fingern sich die Form der verschiedenem Contouren so eigen zu machen, dass sie jedes Land zu erkennen im Stande sind. Tiefer lassen sie

sich hier nicht ein. Am Ende der Sitzung wurden einige von den Blinden verfertigte Arbeiten verkauft.

Auf die nemliche Weise verfährt man im öffentlichen Institute, wo ich ebenfalls einer Sitzung beiwohnte. Hier hörte ich eine Klavier-Sonnate. Es spielte aber keine *Paradis.* — Auch befindet sich in diesem Institute keine *Kirchgesner*, die sich mit der Harmonika hören lassen könnte.

Wenn ich überhaupt meine Meinung über die Anstalten für Blinde sagen soll; so scheint mir, dass man, wie bei allen übrigen Anstalten, auch hier, von dem Grundsatze ausgehen müsse, selbe nicht zur Schaue und Ergötzung Anderer, sondern zu dem reellen Zwecke, dem Staate nützliche und tugendhafte Bürger zu erziehen, errichten müsse. Man kann daher den Blinden, nebst der Religion und Moral, eine Arbeit lehren, mit der er sich, es seie nun in oder ausser dem Institute, sein Brod, wo nicht ganz, doch zum Theil verdienen möge. Hat er Genie und Lust zu einigen Nebendingen, die seinen Geist oder sein Herz auf eine angenehme und nicht verderbliche Art beschäftigen können; so wird es nicht schwer fallen dessen Hang auf eine zweckmässige Art zu befriedigen: was am Besten dadurch geschieht, dass man ihn in seinem Gange nicht stöhre. Nur ein besonders seltenes Genie

dürfte eine Ausnahme machen, und zu einer Kunst aufgezogen werden. Nach diesem Plane ist das Institut für Blinde in *Liverpool* eingerichtet, — ich werde zu seiner Zeit davon sprechen. Hier habe ich bloss hinzuzusetzen: dass, wo ich von Instituten für Blinde rede, ich nur von armen Blinden, die auf Kosten des Staates, oder wohlthätiger Partikuliers, erzogen werden, spreche. Leute, von Stand und Vermögen, wenn sie das Unglück trifft, Blinde in ihren Familien zu haben, können und müssen freilich einen anderen Erziehungsplan wählen, als es bisher geschehen ist. Auch glaube ich, fehlet es uns nicht an Schriften über die vorzüglichsten Lehrmethoden in den wichtigsten Fächern der Wissenschaften und Künste. Ich will nur der Werke meines verstorbenen Freundes Hrn. *Niesen*, und des fürtreflichen Abbe *Vogler* erwehnen, jener hat nemlich die *Algebra für Sehende und Blinde*, dieser die *Notirkunst für Blinde* geschrieben, Werke, die klassisch in ihrer Art sind.

Philantropische Gesellschaft.

Diese Privatgesellschaft, der Hr. *Pastoret* präsidirt, ist seit vier Jahren errichtet, und hat den Zweck, die ökonomische oder Rumfordische Suppe unter die Dürftigen *gratis* auszutheilen. Sie hat bereits zwanzig Öfen in den verschiedenen Theilen der Stadt errichtet, und im X^ten^ Jahre 1,600,000,--

im XIten aber, wie aus öffentlichen Blättern zu ersehen ist, 456,776 Suppen ausgetheilt.

Société de la charité maternelle.

Eine Privatgesellschaft wohlthätiger Damen versammelte sich unter diesem Nahmen, um ehelichen Wöchnerinnen, unter gewissen, dringenden Umständen, in ihren eigenen Wohnungen, samt ihren Säuglingen beizuspringen. Der Hauptzweck, den die Mitglieder dieser Gesellschaft haben, ist, durch ihre Hilfe das Aussetzen und das Übergeben der ehelichen Kinder in das Findelhaus zu verhindern; um so der Moralität unter der ärmeren Klasse des Volkes einen Vorschub zu leisten, und zu gleicher Zeit das Findelhaus in den Stand zu setzen, desto besser für die unehelichen Kinder, für die es eigentlich bestimmt ist, sorgen zu können.

Nach den Berechnungen, die man hat machen können, werden jährlich zwischen zwölf- und vierzehn hundert eheliche Kinder an das Findelhaus abgegeben; und eine eben so grosse Anzahl ist, durch die dringende Noth, in welcher sich die Älteren befinden, in der Gefahr dahin abgegeben zu werden. Hieraus liesse sich schliessen, dass diese Gesellschaft wohl jährlich gegen dreitausend Kinder zu verpfle-

gen haben dürfte. Da aber eine solche Menge, Summen erfordern würde, die nicht leicht aufzutreiben sind; so sahe man sich gezwungen, folgende Einschränkungen, welche sich auf die Umstände, in denen sich die *Mutter* und das *Kind* befinden, gründen, festzusetzen, nemlich: die *Mutter* muss wenigstens seit einem Jahre in Paris wohnhaft seyn, — sie muss nicht allein ein gehöriges Zeugniss ihres verehlichten Standes, sondern auch Zeugnisse ihrer Armuth und guten Aufführung von den Nachbaren und dem Hausbesitzer vorzeigen können; endlich muss sie sich verpflichten, das Kind selbst zu säugen, oder wenn sie diess nicht kann, wenigstens an ihrer Seite mit Milch aufzuziehen. Das *Kind* muss entweder wegen dem, während der Schwangerschaft seiner Mutter erfolgten Tode des Vaters, als Waise gebohren werden; oder es muss kränkliche Älteren, die nicht im Stande sind, ihr Brod zu verdienen, haben; oder es muss zu solch zahlreicher Familie, als welcher es ohnmöglich ist, für sich zu bestehen, gehören.

Die Gesellschaft besteht eigentlich aus allen denjenigen, welche eine bestimmte Summe jährlich zu erwehntem Zwecke hergeben, doch ist die Administration nur einem Ausschusse von Damen anvertraut. Um an dem Institute Theil zu nehmen, muss die Kandidatin durch ein wirkliches Mitglied des Ausschusses vorgeschlagen, und durch Mehrheit der Stimmen angenommen werden.

Der eben erwehnte Ausschuss theilet sich Paris in zwölf Départements ein. In jedem Département ist eine Dame, welche das Geschäft der Administration übernimmt. Ist das Département zu gross; so sind deren zwei oder drei, die es übernehmen. Ihre Verrichtungen bestehen darin: die schwangeren Mütter, welche für ihre Leibesfrucht um Beistand ansuchen, selbst in ihren Wohnungen zu besuchen; sich auf das Genaueste nach ihrer Armuth und ihren Sitten zu erkundigen, sodann dem Ausschusse vorschlagen, und wenn sie von demselben aufgenommen werden, während dem Säuge-Geschäft die Aufsicht über Mutter und Kind zu führen.

Die Hilfe, welche jede Arme von der Gesellschaft, die sie samt ihrem Kinde zu verpflegen übernimmt, erhält, ist sehr ansehnlich; doch darf sie die Summe von 200 Livres nicht übersteigen. Die Gesellschaft verspricht nemlich ihre Hilfe blos auf *ein* Jahr; sie besteht in

Kindswäsche	18 Livres
Kindbettkosten	18 —
Zwölf Monate hindurch jeden Monat 6 Livres	72 —
Kleine Nothwendigkeiten nach Willkühr der Dame	8 —
	116 —

Sind nach dem ersten Jahre Umstände vorhanden, welche die Fortsetzung der Hilfe absolut nothwendig machen; so wird diese dann nach denselben festgesetzt.

Der Subscriptionspreis belief sich vorher auf 96 Livres jährlich. — „*Damals (vor der Revolution)* „*waren die Glücksumstände der Subskribenten ansehnlicher, und die Armen nicht so zahlreich!* Nun „waget die Gesellschaft nicht mehr, dann 50 Livres „von jedem Subskribenten zu fordern: *indem die* „*Mittel abgenommen haben, und das Verderbniss* „*und Unglück des Volkes weit fürchterlicher und* „*grausamer worden ist.*„ *)

Ich kann nicht aufhören von diesem fürtreflichen Institute zu sprechen, ohne den Namen der Dame, *Madame Fougeret*, welche die Statuten dazu entwarf, anzuführen, und ohne von einigen Mitgliedern des Ausschusses, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte, Meldung zu machen; nemlich:

Madame Chaptal, — eine Dame, die sich, nebst ihren andern ausgezeichneten Eigenschaften, durch ihre Edelmuth und Wohlthätigkeit die allgemeine Hochachtung und Liebe zugesichert hat.

*) *Réglemens de la Société de la charité maternelle.*

Madame Pastoret, — welche das Amt der Sekretärin der Gesellschaft verwaltet, und mit einer, Jedermann einnehmenden Gutmüthigkeit solche Kenntnisse in Hinsicht der Administration dieser und ähnlicher Stiftungen besitzt: dass ich keinen Augenblick Bedenken tragen würde Ihr die Leitung der wichtigsten medizinischen Armenanstalt anzuvertrauen.

Madame Delessert, — die würdige Mutter des bereits rühmlich angeführten Hrn. *Benjamin Delessert*, eine Busenfreundin von *Rousseau*, — die ihr Glück darin sucht, dürftigen Menschen beizustehen, und jedem, der die Ehre hat sie kennen zu lernen, unvergesslich bleibt; und derselben Tochter,

Madame Gauthier, deren Erziehung grösstentheils durch *Rousseau* geleitet worden ist, und die in jeder Rücksicht ein Modell weiblicher Tugenden und Vollkommenheiten ist.

Obwohl *Madame Lavoisier* nicht zu dem Ausschusse gehört, sondern blos als Subskribentin an der *Société de la charité maternelle* Antheil nimmt; so kann ich doch nicht umhin Ihrer zu erwähnen. Diess geschieht nicht allein um mir eine Gelegenheit zu verschaffen, dieser liebenswürdigen und verehrungswürdigen Dame für die viele Güte und Gefälligkeit, die Sie mir erwiesen, für die vielen interessanten Bekanntschaften, die Sie mir verschaf-

fet, und für die vielen Gelegenheiten, mich zu belehren, zu welchen Sie mir den Weg gebahnet hat, öffentlich zu danken; sondern auch in der Überzeugung, meinen Lesern etwas Angenehmes zu erweisen, wenn ich Ihnen von dieser würdigen Wittwe eines unsterblichen Mannes spreche.

Versorgung der Armen in ihren Wohnungen. (Secours à domicile.)

Meine Leser werden sich vielleicht erinnern, dass ich Anfangs dieses Werkes gesagt habe, der Administrationsrath in Paris habe nicht allein die Hospizien, sondern auch die *Versorgung der Armen in ihren Wohnungen*, so wie das *Bureau der Ammen* unter sich. Von diesen zwei Gegenständen bleibt mir nun zu sprechen übrig, bevor ich zur Betrachtung anderer übergehe.

Vor allem muss ich bemerken, dass die Einrichtung, die verschiedenen Zweige des Armenwesens einer allgemeinen Administration zu unterwerfen, fürtreflich ist. Ja, es fällt nicht schwer sich zu überzeugen, dass diess die einzige Art ist, durch welche die Armenbesorgung auf den Grad der Vollkommenheit, dessen sie empfänglich seie, gebracht werden könne. Sobald sich mehrere Administrationen eines und desselben Armen anzunehmen haben, je nachdem er gesund oder krank ist, und dann entweder zu Hause oder in einem Hospizium sich

verpflegen lässt, und sobald diese Administrationen nicht von gleichförmigen Grundsätzen ausgehen; oder sobald sich dieselben sogar durchkreuzen; — dann tritt eine Verwirrung ein, welche die reichlichsten Hilfsquellen austrocknet, und die thätigsten Hände lähmet. Es ist daher sehr wünschenswerth, dass dem in Paris gegebenen Beispiele überall gefolget, — und aus der Administration des Armenwesens ein Ganzes gemacht werde.

Der Administrations-Rath der Pariser Hospizien und des Armenwesens nimmt für ausgemacht an, dass es in einem wohleingerichteten Staate nothwendig seye, dürftige Kranke oder Arme, die Altershalber untauglich sind sich zu erhalten, theils in allgemeinen zu diesen Zweck bestimmten Orten, theils in ihren Wohnungen zu versorgen. Ohne daher gegen irgend eine dieser Versorgungsarten ein Vorurtheil zu haben, gesteht er, dass, nach Umständen bald den Hospizien, bald der Versorgung der Armen und dürftigen Kranken in ihren eigenen Wohnungen der Vorzug gehöre. Im Allgemeinen wünschet er doch, so viel als möglich, das Letztere einzuführen, und diess aus den allgemein bekannten Gründen, welche gegen die Versorgung in Hospizien angeführet werden.

Vor der Revolution wurde in Paris sowohl von der Regierung, als von den Partikuliers ausserordentlich viel für die Armen gethan. In harten

Wintern, oder theuern Zeiten gab erstere der Polizei Befehl, sich mit den Frabrikvorstehern oder sonst mit Personen, welche Handwerksleuten Arbeiten verschaffen, abzufinden, damit letztern so viel an Geld beigelegt würde, als sie, um leben zu können, nothwendig hatten. Bei verschiedenen Gelegenheiten liess die Regierung die Pfänder auf dem *Mont de piété* lösen, und stellte sie den Armen, welche sie dahin gebracht hatten, ohnentgeltlich zurück. Eben so wurden zuweilen bei Feierlichkeiten die, wegen geringen Verbrechen verhafteten Gefangenen auf freien Fuss gesetzt. Noch zahlreicher war die Hilfe, welche theils von einzelnen Partikuliers, theils von wohlthätigen und frommen Gesellschaften den Armen ertheilet wurde. Die Pfarrer erhielten beträchtliche Summen, um sie unter ihre dürftige Pfarrkinder auszutheilen. Die Erkrankten unter ihnen erhielten vorzugsweise Hilfe.

Die Revolution stürzte mit so vielen andern, auch diese, seit Jahrhunderten bestehende, Wohlthätigkeits-Anstalt zu Boden. Freilich wurde der Munizipalität von Paris den 25ten Mai 1791 aufgetragen, das Armenwesen zu übernehmen; und nicht minder wahr ist es, dass sie aus ihrer Mitte eine *Wohlthätigkeits-Kommission (Commission municipale de bienfaisance)* zu diesem Zweck ernannte. Wie hätte es aber in einer Zeit, wo Reichthum zum Verbrechen angerechnet wurde,—wo überall Unordnung und Schrecken herrschte, möglich seyn kön-

nen, die für die Versorgung der Armen nöthigen Hilfsquellen offen zu erhalten? —

Im Vten Jahre, wurden durch ein Gesetz vom 7ten Thermidor die sogenannten *Wohlthätigkeits-Bureaux* errichtet. Der beständige Wechsel von Regierungsformen, und die übrigen wohlbekannten, daraus entspringenden Unordnungen hinderten aber dass diese an sich so guten Anstalten ihre Wirkung haben konnten. Man hatte nemlich 48 *Wohlthätigkeits-Bureaux (Bureaux de bienfaisance)* in Paris errichtet. Diese standen unter der Aufsicht eines *Central-Ausschusses (Comité centrale)*, der unmittelbar vom Minister des Inneren abhieng. Das Einkommen bestand in 24,000 francs monatlich vom *Octroy* und in einer Taxe, welche auf die Theaterbillets gelegt wurde.

Im IXten Jahre wurde, auf einen Befehl der Konsuln vom 29ten Germinal, die erwehnte Anstalt dem Administrations-Rathe der Hospizien untergeordnet. Er hat jedoch nicht diejenige Ordnung in dieses Fach bringen können, die er wohl gewünschet hätte. Der Administrations-Rath hat sich nemlich gezwungen gesehen, die 48 Wohlthätigkeits-Bureaux, deren jedes aus sieben durch den Minister des Inneren gewählten Individuen besteht, und seine eigene Kasse hat, beizubehalten. Die Deputirten von vier Bureaux vereinigen sich in einen Ausschusse, haben aber nicht die nöthige Vollmacht. Überhaupt

sieht man, dass dieses System sehr komplizirt ist. Der Administrations-Rath ist hievon überzeugt, und wünschet nichts sehnlicher, als solche zu vereinfachen, — und auf diese Art in Paris das zu leisten, was bereits in *Hamburg* und in anderen Städten geleistet worden ist.

Um diesem glücklichen Augenblicke entgegen zu gehen, hat Er daher gesorgt vor allem ein Verzeichniss der Armen, und ihrer Lage aufzunehmen. Zu diesem Entzwecke ist beiliegende Tabelle *(Tab. III.)*, zum Ausfüllen der Rubricken unter die respektiven Wohlthätigkeits-Bureaus ausgetheilet worden. Das auf diese Art verfasste Verzeichniss der Armen ist noch nicht vollendet; — indessen schäzt man aus allen den Nachrichten, welche über diesen Gegenstand vorläufig eingezogen worden sind, die Anzahl der Armen in Paris auf 116,626 Individuen, welche Anzahl doch etwas übertrieben scheint. Da nemlich diese Hauptstadt auf 547,416 Menschen gerechnet wird; so müsste man annehmen, dass beinahe der Fünfte arm seye. — Wien soll bei einer Bevölkerung von 300,000 Seelen, — gegen 30,000 Arme haben; — also wäre die Anzahl von dieser Klasse verhältnissmässig nur halb so gross als in Paris; ein Umstand, der sich von selbst erkläret.

Der Administrationsrath der Hospizien und des Armenwesens in Paris beschäftiget sich nun mit der Errichtung von Schulen, Arbeitshäusern und der-

gleichen, über welche Gegenstände ich mich umständlicher unter dem Artikel *London* erklären werde.

Ammen-Bureau.
Bureau de la location et de la direction des nourrices.

Dieses Institut hat den Zweck den Einwohnern dieser Hauptstadt gesunde und taugliche Ammen, und diesen die Sicherheit der Bezahlung zu verschaffen. Es besteht seit mehrern Jahrhunderten. Man findet nemlich Beweise, dass dasselbe bereits i. J. 1350 existirt habe. Ludwig XIV. schenkte dem Ammen-Institute seine Aufmerksamkeit, und übergab die Direktion desselben den Polizei-Stellen. Nun wurde eben diese Direktion dem Administrations-Rathe übertragen, welcher beschäftiget ist ein neues Reglement dafür zu entwerfen.

Militärspitäler überhaupt.

Während meines Aufenthaltes in Paris wurde bereits davon gesprochen, dass das Gesundheitswesen der französischen Armee eine andere Einrichtung bekommen sollte. Was damals blos im Anschlage war, soll dermalen ausgeführet seyn. Es heist, der Gesundheitsrath *(Conseil de santé)* sei aufgehoben, und sechs General-Inspektoren, worunter zwei Ärzte, drei Wundärzte, und ein Apo-

theker, haben die Oberaufsicht über die Militärspitäler, so wie auch über solche Civilspitäler, welche mehr oder weniger kranke Soldaten aufnehmen. Man berichtet ferner, dass ein jeder dieser sechs Inspektoren nicht allein jährlich eine Reise, und zwar so vornehmen solle, dass zwei unter ihnen sich stets von dem guten Zustande der Spitäler überzeugen mögen; sondern dieselben sollen auch gehalten seyn, die ihnen untergeordneten Militärärzte in ihren Dienstpflichten immer mehr zu unterrichten.

Nach meinen begränzten Kenntnissen in diesem Fache, kann ich die Verfügung sich durch das Herumreisen der Inspektoren von der guten Administration der Militärspitäler zu überzeugen, nicht anderst, dann billigen. Solch eine Einrichtung dürfte zwar von einer Seite überflüssig scheinen, da sich in jeder Provinz, oder in jedem Département doch immer ein Oberstaabsarzt, oder wie man ihn sonst nennen will, befindet, welcher füglich die Spitäler in seinem Bezirke untersuchen, und dann einen Bericht darüber abstatten könnte. Allein auch dagegen liesse sich manches einwenden, wovon ich nur folgendes anführen will. Man kann ein sehr guter praktischer Arzt seyn, ohne eben die genaueste Kenntniss oder Erfahrung in Hinsicht der Administration der Spitäler zu haben. Diese ist die Frucht eines ganz besonderen Studiums, und der Gelegenheit eine grosse Anzahl Spitäler unter allen verschie-

denen Lagen genau beobachtet zu haben. Ohne unbillig zu seyn, lässt sich nun leicht vermuthen, dass nicht alle die Oberstaabsärzte, welche Spitäler unter sich haben, ihre Zeit dem obgedachten Studium geschenkt, oder Gelegenheit genug gehabt haben werden, sich die gehörige Erfahrung zu verschaffen, als ohne welche hier, so wie überall, die schönsten Projekte scheitern. Diese Kenntniss lässt sich hingegen leicht in einigen finden, welche sich ausschliesslich einem solchen Fache gewidmet haben.

Aus den oben angeführten Verfügungen zu schliessen, scheinet es, dass man der alten Einrichtung, den *Garnisonsspitälern* vor den *Regimentspitälern* den Vorzug einzuräumen, getreu geblieben seye. Ob man hierin wohlgethan habe, ist nicht leicht zu entscheiden. Sowohl die Garnisons- als die Regimentsspitäler haben ihre Vorzüge, welche sich beinahe abwiegen; doch will ich hierin den Leser selbst zum Richter auffordern.

Die *Regimentsspitäler* haben fürs erste alle Vortheile der kleineren Spitäler; daher sind sie auch leichter zu übersehen. Der Soldat hat keinen Abscheu dagegen, denn er trifft allda die nemlichen Menschen an, mit denen er in gesunden Tagen zu leben gewohnt ist. Er kennet seinen Arzt, — dieser kennet ihn. Nicht genug! Da es bei Heilung von Krankheiten so sehr darauf ankömmt, die Le-

bensart, Gewohnheit des Pazienten zu kennen, so kann der Arzt in dieser Hinsicht alle Auskunft von dem bei der Compagnie angestellten Oberen erhalten. Eben so, wenn eine Krankheit wieder kömmt, so hat der Arzt, welcher den Kranken vorher behandelt hatte, ungemein viel vor dem Fremden zum voraus.

Gegen die *Regimentsspitäler* spricht hingegen Folgendes, nemlich: — dass ein Kranker da viel höher zu stehen kömmt, dann in einem *Garnisonsspitale;* — dass überdiess der Arzt in vielen Rücksichten die Hände gebunden hat, und nicht immer so handeln kann oder will, wie es das Wohl des Kranken erfordert, und wie es in einem Garnisonsspitale ohne Schwierigkeit geschehen kann. Diess lässt sich leicht einsehen, denn entweder hat der Regimentsarzt das unter ihm stehende Spital in Pacht; oder der Oberste, hat nebst der Löhnung des erkrankten Soldaten, ein Pauschquantum, welches er blos in dem Falle zur Erhaltung des Spitals hergiebt, wenn jene nicht hinreichen sollte.

Im *Allgemeinen* gesprochen, wenn man nur die Menschen ein wenig kennt, so lässt sich befürchten, dass, im ersten Falle, der Arzt leicht dazu verleitet werden könnte, zu sehr auf seine Vortheile zu sehen, und daher nicht immer die der Krankheit angemessensten Mittel, besonders, wenn sie theurer Art sind, anwenden dürfte.

Gerade das Gegentheil! sagt man mir: Es muss einem Arzte daran liegen, dass der Kranke sobald als möglich, geheilt und aus dem Spitale geschaffet werde. Es lege aber ein jeder, der mir so antwortet, die Hand auf das Herz, und frage sich, ob er von der Richtigkeit seiner Antwort überzeugt seie. — Ich könnte gewiss zur Begründung meines Verdachtes eine Reihe medizinischer Beweise anführen, ich will aber blos einen einzigen vorbringen, der Jedermann einleuchten wird. Man muss annehmen, dass der Staat bei Verpachtung eines Regimentsspitals genau berechnet habe, wie viel dasselbe zu verpflegen jährlich kosten möge. — Diess muss besonders hier der Fall seyn, wo die Pachtung in die Hände einer ohnehin schon besoldeten und dadurch bereits zu den nemlichen Bemühungen verbundenen Person übergeben wird. Bei dieser Lage der Dinge wäre zu vermuthen, dass am Ende des Pachtjahres alles aufgegangen, und für den Arzt höchstens die Gefahr einige Schulden zu machen, oder von dem Seinigen hinzuzusetzen, überstanden wäre. Eine natürliche Folge hievon wäre, dass der Arzt eine andere, ihm nicht stets mit der Gefahr des Verlustes drohende Einrichtung von Herzen wünschen, und sich hierüber freuen müste. Geschieht dieses? — Gerade das Gegentheil; Ja ich bin sogar überzeugt, dass, wenn heute ein Staat, in welchem die Verpachtung der Regimentsspitäler an den Regimentsarzt bereis eingeführt ist, solche demselben

abnehmen wollte; dieses nicht ohne eine Zulage an Besoldung für denselben, oder ohne die Gefahr, ihn in die dürftigste Lage zu setzen, geschehen könnte. Bedarf ich noch eines grösseren Beweises?

Überträgt man dem Obersten des Regiments die Verpflegung des ihm untergeordneten Regimentsspitals gegen den Ertrag der Löhnung des erkrankten Mannes, und gegen ein Pauschquantum, so ist zu befürchten, dass der Arzt nicht selten in der Meinung seyn dürfte, der beste Weg, sich seinem Obersten zu empfehlen, und daher den ersten Schritt zu seinem Glücke zu machen, bestehe darin, das Spital, wo möglich, mit der Löhnung des Mannes zu versorgen, und so dem Obersten das Pauschquantum, d. h. die Zulage, setzen wir den Fall 80 Gulden monatlich, folglich jährlich 960 fl. zu ersparen, und daher, in Hinsicht der Folgen auf den Kranken, in den nemlichen Fehler, als wenn er selbst die Pachtung auf sich hätte, verfallen könnte.

Alle diese Schwierigkeiten hören bei einem Garnisonsspitale auf, das von der ersten Quelle her seine Einkünfte bezieht, dem ein Arzt von Ansehen vorsteht, welcher sich unmittelbar an diejenigen wenden kann, die bei der Pflege der Spitäler kein anderes Interesse haben können, als dieselben am bestmöglichsten bestellt zu sehen. Wahrscheinlich war diess der Beweggrund, warum die Garni-

sonsspitäler in Frankreich den Regimentsspitälern vorgezogen wurden.

Jedem meiner Leser wird indessen doch immer eine Vorliebe für die Regimentsspitäler zurückgeblieben, und die Bemerkung wenigen entgangen seyn, dass das Übles solcher Art Krankenhäuser wohl mit diesen bei der bisherigen Einrichtung verknüpft war, aber an und für sich doch nicht so beschaffen ist, dass es nicht, wenn man wollte, davon abgesondert werden könnte. Ich sage noch mehr. Muss man denn immer in dergleichen Sachen das eine *oder* das andere wählen? Giebt es denn nicht auch einen Mittelweg, wo sich nach Umständen das Gute von beiden vereinigen lässt?

Das *wie* und *wann* kann hier nicht bestimmt werden, weil die Administration der Militärspitäler mit noch so vielen andern Zweigen, deren Kenntniss jedesmal vorausgesetzt werden muss, in Verbindung steht. Sollte ich dessen ohngeachtet einen Vorschlag wagen; so wäre es, im Allgemeinen, den *Regimentsspitälern* den Vorzug einzuräumen; — aber sie, wie es bisher bei den Garnisonsspitälern der Fall war, aus einem *allgemeinen Fond* zu administiren. Dieser allgemeine Fond dürfte aus dem Pauschquantum, welches den Obersten gegeben wird, und aus der Löhnung der erkrankten Soldaten bestehen. — Man wird sehen, dass ich hierin dem, bei der Administration der Civilspitäler be-

reits nützlich gefundenem Plane getreu geblieben bin.

Nun zur Übersicht der Militärspitäler in und um Paris.

Hospice du val de Grace.

(Rue et faubourg St. Jacques.)

Diess ist eigentlich das einzige für die Garnison der Hauptstadt, die Wache der Konsuls abgerechnet, bestimmte Spital. Das, wenigstens von aussen, prächtige Locale, war ehemals ein durch die Königin Anna von Österreich gestiftetes Kloster. Es hat drei Stöcke: in dem obersten liegen die chirurgischen Kranken. Die Anzahl der Pazienten überhaupt besteht in 500 Mann, worunter gewöhnlich 200 mit äusserlichenKrankheiten Behaftete sind. Sehr leicht könnten derer 600 aufgenommen werden. — Die Venerischen sind, *der Regel nach*, von diesem Spitale ausgeschlossen. Ich kann nicht anders sagen, als dass in allen Theilen desselben Reinlichkeit und Ordnung herrsche. Ehemals wurden zugleich medizinisch - chirurgische Vorlesungen in diesem Krankenhause gegeben, welche nun aufgehöret haben.

Die Herren *Desgenettes* und *Gilbert* begleiten die Stelle der ersten Ärzte. Hr. *Dufoire* ist erster Wundarzt, und hat Hrn. *Barbier* zum Adjunkten.

Hr. *Desgenettes* hat in Pavia unter dem berühmten *Tissot* studiert, und befand sich da, als mein Vater im Jahre 1785 dahin kam. Er ist ein Mann von mittlerem Alter, und von sehr angenehmem Umgange. Dass Hr. *Desgenettes* Oberarzt der Egyptischen Armée war, ist allgemein bekannt. Es war natürlich, dass ich mein Möglichstes that, ihn auf Gespräch hievon zu führen, was mir auch sehr leicht gelang. Da Er selbst seine Beobachtungen über die ihm angehenden Vorfälle in Egypten bekannt gemacht hat; so kann ich eigentlich, ohne indiskret zu seyn, nichts hinzufügen. — Was über die nicht ansteckende Natur der Pest gesagt wurde, dürfte wohl mehr die Absicht gehabt haben, der Armée Muth einzuflössen, als die Wahrheit an Tag zu legen. Indessen läugnet auch Hr. *Desgenettes* nicht, dass es in der Armée Beispiele von Pestkranken gegeben habe, wo man wirklich die Ansteckung nicht wahrnahm. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu erinnern, dass es mir scheine, als wäre der Streit, ob diese oder jene Krankheit ansteckend, oder nicht seie, wann grosse Beweise für beide angeführt werden, dahin zu entscheiden, dass man annehme, es könne ja das eine und das andere zu gleicher Zeit Platz finden. So wie nemlich *der erste*, welcher irgend eine für ansteckend gehaltene Krankheit bekömmt, sie nicht durch Ansteckung von andern erhalten konnte; so können mehrere auf die nemliche Art von demselben Übel befallen werden. Diess hindert aber nicht

dass sich zugleich auch eine neue Quelle des Übels durch Ansteckung bilde, und so die Verbreitung befördere. Wenn ich dreissig, obwohl gesunde Menschen in ein enges, geschlossenes, feuchtes Zimmer einige Tage hindurch bringe, ihnen alle Reinigungsmittel entziehe, sie mit schlechter Nahrung versehe; so werden ohne Zweifel bald mehrere unter ihnen mit bösartigen Fiebern befallen werden. Diese wären nun freilich nicht, wenigstens bei den meisten, die sich zugleich legten, durch Ansteckung entstanden; — aber würde diess hindern, dass sie das Vermögen besässen andere nachher anzustecken? Ich glaube nicht. Man verzeihe mir diese Digression! — Von Hrn. *Desgenette*'s Behandlung der Kranken kann ich nichts sagen, weil Er durch Krankheit einige Zeit verhindert wurde das Spital zu besuchen, und als wir zusammen dahin giengen, sich die Mühe gab, mir die ganze Einrichtung des Hauses zu zeigen. Er ist auch Professor der medizinischen Physik und Hygiene an der *Ecole de Médecine*.

Hr. Dtr. *Gilbert* war Arzt in St. Domingo, und hatte vor Kurzem dieses fatale Land verlassen. Er ist ein ernsthafter, übrigens äusserst gefälliger Mann. Ich habe einmal dessen Krankenbesuche beigewohnet. So viel ich daraus schliessen kann, hängt Hr. *Gilbert* noch sehr an der antigastrischen Methode; doch ist er weit entfernt den Gebrauch der stärkenden auszuschliessen.

Von Hrn. *Dufoire* habe ich nichts Anderes auf *jede* Klage seiner Pazienten antworten gehört, als: *Hè bien, c'est la vérole.*

Dessen Adjunkt, Hr. *Barbier*, ein sehr trockener ernsthafter, aber interessanter Mann, versieht inzwischen mit grosser Bedachtsamkeit und mit Interesse die Kranken. Ich sahe unter diesen den sehr wichtigen Fall einer Anchylose aller Gelenke, ausgenommen jenes der Unterkinnlade. Der Pazient, ein Offizier, hatte mehrere syphilitische Krankheiten und grosse Strapatzen ausgestanden. Ein Schwefelbad hat, seiner Meinung nach, am Meisten beigetragen, ihn in die gegenwärtige Lage zu stürzen. Hr. *Barbier* gehört nicht zu jener Klasse von Wundärzten, die alle örtlich scheinende Krankheiten, als wenn solche wirklich blos örtlich wären, behandeln; sondern er verbindet mit der zweckmässigsten Hilfe, die sie örtlich erfordern, einen nicht minder wohl eingerichteten allgemeinen Heilplan. Er glaubt nicht, wie es so häufig der Fall ist, dass das Verdienst des Wundarztes blos darin bestehe, mit Festigkeit das Messer zu führen; sondern er legt einen ausserordentlich grossen Werth auf die sogenannte medizinische Chirurgie.

Besonders nimmt Hr. *Barbier* Rücksicht auf so manche örtlich scheinende Übel, welche ihren Ursprung einer allgemeinen skrophulösen Beschaffenheit zu verdanken haben; in welchen Fällen er

die *salzsaure Kalkerde* sehr häufig, und, wie er sagt, mit grossen Nutzen gebrauchet. Er steigt von der Dose einiger Grane, bis zu jener eines Quentchens, und lässt dieses Mittel in einem gesättigten Hopfendekokt nehmen. Im Cancer mammae will er dort, wo andere gewöhnlich die Operation nöthig glauben, Wunder von der Anwendung eines Umschlags aus den Blättern der *Portulaca oleracea* und des *Solanum nigrum* gesehen haben. Überhaupt beschäftiget sich Hr. *Barbier*, der zugleich die Botanik zu seinem Lieblingsstudium gemacht hat, sehr viel mit der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Heilkunde. Er bauet zu diesem Entzwecke mehrere Pflanzen in seinem eigenen, mit einem kleinen Treibhause versehenen Garten.

Hospice de la garde des Consuls.

(Près de l'Académie militaire.)

Das Spital für die Konsulgarde kann einige hundert Kranke enthalten. Obwohl mehrere Krankensäle etwas niedrig sind; so ist dennoch dieses Spital in jeder Hinsicht nicht allein das allerbeste in ganz Paris, sondern auch eines der vorzüglichsten, die ich je gesehen habe. Alles, was die Ärzte und Wundärzte zur Behandlung und Pflege ihrer Kranken bedarfen, wird ohne Rücksicht auf Kosten herbeigeschaft. Koffee, Burgunder, so wie jeder andere Wein, — eingemachte Hühner, gebratene Tauben, — machen hier keine Ausnahme.

Dabei herrschet durchaus die grösste Reinlichkeit und Ordnung. — Hr. *Suë* besorget die inneren, und Hr. *Larrey* die äusseren Übel. Sie gehen bei ihren Krankenbesuchen so langsam, und mit so ausgezeichneter Höflichkeit gegen die Pazienten zu Werke, als sie es nur immer in der Privatpraxis thun könnten. Von der anderen Seite herrschet der grösste Anstand und die beste Ordnung unter den Kranken. Sie lieben ihre Ärzte, und freuen sich sie zu sehen. So muss es seyn! und wenn es nicht so ist; so liegt die Schuld stets auf Seiten des Arztes, oder auf Seiten derjenigen, welche ihm die zur Pflege seiner Kranken nöthigen Bedürfnisse mangeln lassen.

Hr. *Suë*, einer der beschäftigsten Ärzte in Paris, zugleich Leibarzt der *Madame Bonaparte*, ist in Edinburgh promovirt worden. Er besitzt ein interessantes anatomisch-pathologisches und naturhistorisches Kabinet, — eine schöne Bibliothek, — einen kleinen botanischen Garten, und ein sehr wohl eingerichtetes Herbarium. In dem anotomischen Kabinette sahe ich einige schöne Einspritzungen, und mehrere sehr wohl gelungene trockene Präparate. Ein Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit der meisten Fremden, welche Hrn. *Suë*'s Kabinet besuchen, auf sich zieht, ist das Gehirn von *Mirabeau*. Hr. *Suë* hat nemlich diesen berühmten Menschen gerichtlich geöffnet. Er glaubt die Windungen des Hirns tiefer und ent-

wickelter, als gewöhnlich der Fall ist, gefunden zu haben.

Hr. *Larrey*, welcher Erfahrungen über die Amputation herausgegeben hat, war mit *Desgenettes* in Egypten. Er wird allgemein für einen Wundarzt von ausgezeichneten Talenten geschätzt. Damit verbindet er einen liebenswürdigen Charakter, und eine anspruchslose Dienstfertigkeit, die ihn bei allen denjenigen, die ihn kennen, beliebt machen muss.

Hôtel national des militaires invalides.

Dieses prächtige Monument Ludwig's des Vierzehnten kann bequem 6000 Invaliden enthalten; nun sind derer blos 2400 darin. Dasselbe so genau beschreiben zu wollen, wie ich es zu sehen Gelegenheit gehabt habe, würde den grösten Theil des übrigen Raumes in diesem Werke hinwegnehmen. Diese Gelegenheit verdanke ich, wie so manches Andere, der Güte und Freundschaft des Hrn. *La chaise*, Arztes der Konsulargarde, eines angenehmen, talentvollen Mannes. Da er nahe an dem Invaliden-Pallaste wohnet, und mehrere darin angestellte Leute kennet; so versammlete er diese in seinem Hause, liess ein sehr elegantes Frühstück serviren, und veranstaltete dann, dass sie mich in der eben genannten Anstalt herumführten. Ich kann denselben mit nichts

besser vergleichen, als mit dem prächtigen Karthäuserkloster in der Nachbarschaft von Pavia.

Soldaten, die über 60 Jahr alt sind, oder solche, welche vorher durch Blessuren u. dgl. zum Dienste untauglich gemacht worden sind, können auf die Invaliden Versorgung Anspruch machen. Sie wohnen allda sehr bequem, sind wohl gekleidet, erhalten, nebst gutem Brod und Wein, Suppe, Fleisch und Gemüse; haben ihr Versammlungszimmer *(échauffoires)* u. s. w. Die Verpflegung ist verpachtet. Ein Mann soll täglich auf etwas mehr dann 25 sols kommen. Die kranken Invaliden werden in ihr eigenes, in dem Hause befindliche Spital gebracht. Die dazu bestimmten Säle stellen ein Kreuz vor.

Hr. Dr. *Coste* hat die Oberdirekzion des Gesundheitwesens in dem Invalidenhause. Der Todsfall eines seiner Kinder hinderte mich dessen Bekanntschaft zu machen.

Hr. *Sabatier*, zugleich Lehrer der chirurgischen Operationen an der *Ecole de Médecine* und Mitglied des National-Instituts, ist erster Wundarzt *(Chirurgien en chef)*. Dieses ist die ehrenvolleste Stelle, zu welcher ein Wundarzt in Frankreich gelangen kann. Hr. *Sabatier* ist ein 74jähriger, munterer, frischer Mann. Er sprach mit vieler Hochachtung von dem Zustande der Heilkunde in Deutschland, und er-

kundigte sich um einige seiner ehemaligen Zuhörer, nemlich um Hrn. Hofrath *Vespa* in Wien, und Hrn. Staatsrath *Moscati* in Mailand.

Hrn. *Sabatier* ist Hr. *Yvan*, ebenfalls als erster Wundarzt, adjungirt (*chirurgien en chef adjoint*). Er begleitete den ersten Konsul auf seinem letzten italiänischen Feldzuge. Hr. *Yvan* hat eine sehr schöne Bibliothek, und ist überhaupt ein Mann von Geschmack und grosser Liebenswürdigkeit. Es ist mir sehr leid, dass ich dessen Bekanntschaft blos in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Paris gemacht habe.

Hospice des soldats vénériens à St. Denis.

St. Denis liegt bekanntlich zwei Stunden von Paris entfernt, und ist eine kleine, lebhafte Stadt von 4000 Einwohnern. Ich begab mich dahin mit Hrn. *La chaise.* Die berühmte allda vorhandene Benediktinerabtei, dieser, obwohl während der Revolution so sehr bestürmte, doch noch immer prächtige, Pallast wurde zu einem Spitale für venerische Soldaten umgeschaffen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 500. Der ehemalige Corridor, und die daran gränzenden Zellen wurden vereiniget, und so im ganzen Quadrat herum Krankensäle errichtet. Die Pazienten liegen auf Stroh. Die Unreinlichkeit und Unordnung sind da sehr gross; — so dass ich kein Bedenken trage dieses Spital für das schlechteste

zu erklären, das ich in und um Paris gesehen habe. Eine einzige Ordnung hat mir gefallen. In jedem Krankensaale wählen sich die Soldaten einen unter sich selbsten zum Befehlshaber, dem sie sich dann blind unterwerfen. An dessen Bette hängt eine Fahne. Als wir die Thüre der verschiedenen Säle aufmachten, hörten wir einen starken Lärmen; kaum waren wir eingetreten; so ertönte die Stimme eines dieser Befehlshaber, und rief: *Silence!*— in dem nemlichen Augenblicke ward alles stille.

Der erste Arzt dieses Krankenhauses heist *David*. Ich hatte nicht das Vergnügen ihn kennen zu lernen. Der erste Wundarzt, Hr. *Tisserant*, ist sicher ein grosser Schwätzer, und, wo ich mich nicht irre, ein Charlatan. Er hält den Tripper für eine venerische Krankheit, und behandelt ihn mit Merkurialfriktionen. Von der übrigen Behandlung habe ich auch nichts Löbliches gehört.

Ecole de Médecine.

Das deutsche Publikum, welches, man kann sagen, monatlich, von dieser, so wie von vielen Anstalten von Paris, die genaueste Nachricht erhält, würde eben nichts Neues aus dem erfahren, was ich über die medizinische Schule allda sagen könnte; und dieses um so weniger, als, seitdem ich diese Hauptstadt verliess, manche Veränderungen allda Platz gefunden haben. Dazu kömmt noch

der Umstand, dass die Professoren, deren für jede Kanzel *zwei*, jeder mit dem jährlichen Gehalt von 6000 Livres, bestimmt sind, blos ein halbes Jahr lesen: nemlich einige den Winter, andere den Sommer hindurch. So traf es mich, dass folgende Professoren während meines Aufenthaltes in Paris nicht zu hören waren: nemlich die Herren *Peyrilhe*, *Richard* (Lehrer der medizinischen Naturgeschichte, *histoire naturelle-médicale)*, *Hallé*, *Desgenettes* (Lehrer der medizinischen Physik und Hygiene, *physique médicale et hygiène)*, *Pinel*, *Bourdier* (Pathologie der inneren Krankheiten, *Pathologie interne)*, *Lassus*, *Percy* (Pathologie der äusseren Krankheiten, *Pathologie externe)*, *Le Roy*, *Baudelocque* (Lehrer des Accouchements), *Leclerc*, *Cabanis* (Lehrer der gerichtlichen Arzneiwissenschaft und Geschichte der Medizin) und *Suë* (Lehrer der medizinischen Bücherkenntniss, *Bibliographie médicale)*. Setzen wir noch hinzu, dass die Professoren die Hälfte des Jahres bei jedem Fache die Arbeit unter sich theilen können, so wird man sehen, dass die Geschäfte der Lehrkanzel die Professoren der *Ecole* nicht verhindern können, ihren Privatstudien nachzugehen, sich mit der Litteratur des Inn- und Auslandes bekannt zu machen, und so ihren Ruhm durch die Herausgabe neuer Werke täglich zu vergrössern.

Obwohl ich aber so unglücklich war, die eben genannten Professoren der *Ecole de Médecine* nicht

in ihren öffentlichen Vorlesungen zu hören; so habe ich doch die Bekanntschaft der meisten unter ihuen gemacht, und folgende derselben, nebst den bereits bei andern Gelegenheiten angeführten, näher kennen zu lernen das Glück gehabt.

Hr. *Percy*. — Die allgemeine Meinung stellet ihn an die Spitze der Wundärzte in Frankreich. Bekanntlich war er während dem letzten Kriege der Oberfeldarzt der französischen Armée in Deutschland. — Nun ist er blos Professor an der *Ecole de Médecine*. Hr. *Percy* erinnerte sich mit vielem Vergnügen an mehrere seiner Freunde in Deutschland, und dass diese, so wie alle diejenigen, welche ihn näher kennen, mir beistimmen werden, wenn ich Hrn. *Percy* für einen eben so liebenswürdigen als einsichtsvollen Mann ansehe, hievon bin ich überzeugt.

Hr. *Hallé* — ist einer der angesehensten praktischen Ärzte in Paris; ja ich möchte sagen, er ist derjenige, welcher das Zutrauen der gebildeteren Klasse der Menschen am vorzüglichsten geniesst. Es thut mir sehr leid, dass ich keine Gelegenheit hatte, diesen würdigen Mann am Krankenbette handeln zu sehen.

Hr. *Lassus* — ist zugleich Bibliothekar des National-Instituts, und ein äusserst gefälliger Mann,

der, wie man leicht erwarten wird, auch mit der ausländischen Litteratur sehr bekannt ist.

Hr. *Leclerc* — ein Mann von mittlerem Alter und einem sehr einnehmenden Umgange. Er bedauerte sehr, die deutsche Sprache nicht zu verstehen, um die vielen wichtigen Schriften, welche über gerichtliche Arzneiwissenschaft und medizinische Polizei in dieser Sprache erschienen sind, lesen zu können.

Hr. *Cabanis.* — Dieser berühmte Mann wohnet in einiger Entfernung von Paris, zu *Auteuil.* Ich machte ihm einen Besuch, fand ihn aber nicht zu Hause; gerne hätte ich denselben wiederholt, wenn es mir die Zeit erlaubt hätte. Ich habe diesen Umstand absichtlich angeführt, und hoffe, dass er einigermassen zu meiner Entschuldigung, einen so wichtigen Mann nicht näher kennen gelernt zu haben, dienen wird.

Unter den Professoren, die ich das Glück hatte zu hören, lasen:

Über *Anatomie* — Hr. Professor *Chaussier.* Dessen Vortrag ist sehr gut, wie diess bei den meisten französischen Professoren, in so weit sich der Vortrag auf die blosse Beredsamkeit gründet, der Fall ist. Die Anzahl der Zuhörer des Hrn. *Chaussier* ist sehr gross. Er liest täglich morgens von 10 bis 11 Uhr. Hr. *Duméril*, ein junger Mann von

ausgezeichneten Fähigkeiten, und Busenfreund des Hrn. *Cuvier*, ist zweiter Professor der Anatomie.

Über *Medizinische Chemie und Pharmacie.* — Hr. Staatsrath *Fourcroy*, von welchem ich weiter unten sprechen werde, hätte eigentlich über diese Gegenstände lesen sollen; allein die wichtigsten Geschäfte verhinderten ihn; daher las der zweite Professor der Chemie, Hr. *Déyeux*, den ich wider meinen Willen versäumt habe.

Über *chirurgische Operationen (Médecine opératoire)* Hr. *Sabatier.* Er sprach in einer Vorlesung, welcher ich beiwohnte, von der Amputation in den Gelenken. Hrn. *Sabatier*'s Vortrag ist einer der besten, den ich je gehört habe; nur Schade, dass ihn der Mangel an Zähnen unverständlich macht. Die Operation, welche er an einer Leiche machte, wollte auch nicht recht gelingen. Hr. *Lallement* ist zweiter Professor der chirurgischen Operationen.

Über die *Lehre von Hippokrates (Doctrine d'Hippocrate).* Diese trägt Hr. *Thouret* dreimal die Woche — nachmittags von 4 bis 5 Uhr vor. Einem besonderen Zufalle muss ich es zuschreiben, dass ich stets gehindert wurde diesen Vorlesungen beizuwohnen. Wahrscheinlich hat man blos durch dieselben die Absicht die jungen Ärzte mit dem *Geiste* der Hippokrat'schen Lehre bekannt zu machen, was übrigens auch dort geschehen kann, wo keine eigene

Kanzel dazu bestimmt ist; dann die Lehre des Hippokrates im 19ten Jahrhundert als ein Normale aufstellen wollen, liesse sich blos von einer Nation vermuthen, die in dem Fache der Heilkunde weit zurück wäre.

Da ich bereits von den Professoren der Kliniken, welche in den verschiedenen dazu bestimmten Spitälern das ganze Jahr hindurch lehren, gesprochen habe; so werde ich blos einige Bemerkungen dem Gesagten hinzufügen.

Das prächtige, höchst elegante Gebäude, in welchem sich die medizinische Schule in Paris befindet, wurde im Jahre 1772 errichtet. Nebst den Hörsälen befindet sich allda ein äusserst schönes Amphitheater, in welchem die anatomischen und chirurgischen Vorlesungen gegeben werden; ein chemisches Laboratorium, — eine Sammlung von Arzneimitteln, welche der Lehrer der materia medica in seinen Vorlesungen vorzeiget, — eine zahlreiche Bibliothek, — ein physikalisches Kabinet, das gesammte Instrumente enthält, welche zur Anwendung der sogenannten Physik auf die Heilung der Krankheiten dienen können, — dann ein anatomisch-pathologisches Kabinet, welches freilich noch in seiner Kindheit ist, aber dessenohngeachtet schon mehrere sehr schöne, seltene

und lehrreiche Stücke besitzt. Ich besuchte es zweimal; das erstemal in Gesellschaft des Direktors der medizinischen Schule, Hrn. *Thouret*'s; dann mit Hrn. *Thillaye*, Aufseher *(Conservateur)* der Kabinette, welche beide die Güte hatten, mir die interessantesten Stücke zu zeigen. Dabei darf ich einer kleinen Anekdote nicht vergessen. Hr. *Thillaye* fragte mich, ob die Errichtung der medizinischen Schule in Paris, so wie die Vervollkommnungen, welche täglich bei ihr Platz fänden, der medizinischen Schule in Wien nicht viel geschadet haben, und noch schadeten? Ich konnte hierauf nicht anders antworten, als: *Monsieur*, *l'Europe est bien grande.*

Der medizinischen Schule gegenüber ist die anatomische Anstalt, wo nemlich mehrere recht artige Leichenhäuser und Präparirzimmer, die zusammen die Gestalt eines Dreieckes haben, errichtet sind. Hr. *Dupuytrin*, der Prosektor oder *Chef des travaux anatomiques*, führet allda die jungen Ärzte und Wundärzte im präpariren an. Er ist ein Mann von solchen Fähigkeiten, und von so vielem Eifer für die Kunst, dass man eben keinen besonderen prophetischen Geist zu haben braucht, um vorauszusagen, dass Hr. *Dupuytrin* bald die Aufmerksamkeit anderer Länder auf sich ziehen wird, so wie er bereits jene von Paris auf sich gezogen hat. — Er giebt auch mehrere Privatvor-

lesungen, sowohl über Anatomie, als auch über chirurgische Operationen, die ungetheilten Beifall finden.

National-Museum der Naturgeschichte.

(Rue du jardin des plantes.)

Da dieses grosse und wahrhaft königliche Etablissement bereits sehr richtig von dem verdienstvollen Hrn. *Fischer* beschrieben worden ist, und eigentlich nicht unter die Gegenstände gehöret, über welche ich eine Übersicht in dem gegenwärtigen Buche versprochen habe; und da ich mich nebstdem zu einer Zeit in Paris befand, wo ich nicht einmal einen merklichen Theil der Naturschönheiten, die sich hier durch Kunst vereinigt finden, geniessen konnte; so würde ich gar nicht von dieser Anstalt reden, wenn es nicht wäre, um mein Bedauren über das Unglück, Hrn. *Cuvier*, welcher allda das Lehramt der Anatomie der Thiere versieht, nicht angetroffen zu haben, antagzulegen. Dieser allgemein geschätzte Mann war nemlich auf einer Reise in das südliche Frankreich begriffen, um für die Einrichtung der öffentlichen Lehranstalten zu sorgen. Dessen Busenfreund, Hr. Professor *Duméril*, hatte indessen die Güte, mir das, rasch durch die Jahre der Kindheit gehende, ansehnliche Kabinet für die vergleichende Anatomie zu zeigen, welches Kabinet sehr viele, selbst für den praktischen Arzt, wichtige Stücke enthält.

Das Naturalienkabinet, — der Garten, besonders die Treibhäuser, — die Bibliothek, — die Menagerien übergehe ich wohl mit Stillschweigen, aber nicht ohne die Gefühle der angenehmsten Rückerinnerung. —

Von den Vorlesungen, welche in dieser Anstalt (gewöhnlich der *Jardin des plantes* genannt) gehalten werden, kann ich leider nichts sagen, weil sie während dem Winter nicht Platz finden. Damit jeder mit mir fühle, wie viel ich dabei verlohren habe, werde ich blos die Nahmen der allda angestellten Professoren, und das Verzeichniss der Gegenstände, über welche sie lesen, anführen.

Hr. *Fourcroy*, für die allgemeine Chemie.
— *Brongniart*, für die chemischen Künste.
— *Desfontaines*, für die Botanik.
— *Jussieu*, für die Botanik der Landwirthe.
— *Geoffroy*, für die Zoologie der vierfüssigen Thiere, der grossen Meerfische und der Vögel.
— *Lacepede*, für die Zoologie der Schlangen und Fische.
— *Lamarck*, für die Zoologie der Insekten, Würmer, zu welchen die Schalthiere, die Thierpflanzen, die Steinpflanzen und die Infusionsthierchen gehören.
— *Portal*, für die Anatomie des Menschen.
— *Mertrud*, und Hr. *Cuvier*, für die Anatomie der Thiere.

Hr. *Haüy*, für die Mineralogie.
— *Thouin*, für den Gartenbau.
— *Faujas*, für die Géologie.
— *Vanspaendonck*, für die natürliche Bilderbeschreibung.

Collège de France.

(Place Cambray.)

In diesem Kollegium, von dessen Geschichte und Zwecke ich nicht unterrichtet bin, werden, nebst den astronomischen, physischen, juridischen und philosophischen Vorlesungen, auch etwelche über Naturgeschichte und Arzneikunde gegeben. So wird zum Beispiel, über die Chemie, von Hrn. *Vauquelin*, über die Anatomie, von Hrn. *Portal*, und über die praktische Medizin von Hrn. *Corvisart* gelesen. Hr. *Lamethrie* liest Physiologie. Diese Vorlesungen stehen jedem offen, und werden auch häufig besucht. Ich hörte blos eine Vorlesung des Hrn. *Corvisart*, in welcher Er die *Aphorismen Boerhaave*'s erklärte; indem weder Hr. *Portal*, noch Hr. *Vauquelin* zu meiner Zeit da lasen. Indessen benutze ich doch die Gelegenheit, um Einiges über diese beiden Gelehrten zu sagen.

Hr. *Portal* ist eigentlich der einzige ausgezeichnete Arzt, welcher noch von ältern Zeiten her in Paris brillirt. Blos mit Linderung des menschlichen Elendes beschäftiget, hat er den Stürmen

der Revolution trozgebothen. Hr. *Portal* gehöret nicht zu den Ärzten, welche durch eine grosse Praxis ganz von der Litteratur ihres Faches entfernt werden; er gab Beweise des Gegentheils durch sein noch vor Kurzem über die Lungensucht bekannt gemachtes klassische Werk. Eben dieses Werk, das ich in Hinsicht der Beobachtungen, die es enthält, mit so vielem Vergnügen gelesen habe, machte gleich bei meinem ersten Besuche den Gegenstand unseres Gespräches aus. Hr. *Portal* erzählte mir, wie er es verfasst habe. Da Er nemlich den Gebrauch hat, alle seine Beobachtungen niederzuschreiben; so wählte er eines Tages die unzähligen, welche er über die Lungensucht gesammelt hatte, aus; — reihete dann diejenigen unter ihnen, welche von gemeinschaftlichen Ursachen herrührten, in verschiedene Klassen, und fügte diesen Beobachtungen endlich ein auf solche sich gründendes Raisonnement bei. Ein Gerücht, das ich nicht verbürgen will, behauptet, Hr. *Pinel* habe Antheil an dieser Arbeit gehabt. Hr. *Portal* machte mir Hoffnung, dass er noch eine pathologische Anatomie, ein Werk, an welchem er seit seiner frühesten Jugend arbeitet, herausgeben will. Wer sieht nicht dessen Bekanntmachung mit Sehnsucht entgegen?

Alle Mittwoche versammeln sich bei Hrn. *Portal* mehrere interessante Menschen, welche allda den Abend auf eine sehr angenehme Art zubringen. Unter andern finden sich hier

mehrere Mitglieder des National-Instituts ein. Ich hatte das Vergnügen den grossen *Lalande* da kennen zu lernen. Doch ist diese Gesellschaft nicht allein gelehrt, sondern zugleich sehr mannigfaltig und unterhaltend. Man trift mehrere ausgezeichnete Fremde, besonders vom *Corps diplomatique* da an. Selbst Damen, unter welchen sich die Tochter des Hrn. *Portal*, *Madame Lamourier*, durch ihre Figur, Liebenswürdigkeit und Talente vorzüglich auszeichnet, sind nicht ausgeschlossen.

Hrn. *Vauquelin* habe ich ebenfalls, nicht im *College de France*, wohl aber in seinem Hause lesen hören. Er hat ein sehr niedliches Laboratorium, an welches ein Amphitheater gränzt, welches wirklich als Modell aufgestellt werden kann. Obwohl Hr. *Vauquelin* keinen eloquenten Vortrag hat; so sind doch dessen Vorlesungen, wie man es von einem solchen Manne erwarten kann, äusserst deutlich und interessant. Sie werden durchgehends mittelst der genauesten Versuche erläutert. Hr. *Vauquelin* bedienet sich keines Lehrbuches, keiner Schriften, sondern spricht aus dem Kopfe ganz natürlich, und so, dass man sieht, wie sehr er Meister von seinem Fache ist. Man kann sich leicht vorstellen, dass diese Vorlesungen nicht allein von Ärzten besucht werden. Zum Beweis dessen führe ich blos zwei Männer an, welche sie mit mir besucht haben, nemlich den *Abbé Seyes* und Hr. *Volney*.

Hr. *Vauquelin* ist in seinem Umgange, wie er in seinen chemischen Arbeiten und Schriften ist; — nemlich einfach, bescheiden und gründlich; er ist wie ich ihn auch mehrmal in Frankreich habe nennen hören, — der *Klaproth* der Franzosen.

Hrn. *Lamethrie* habe ich zwar nicht in seinen Vorlesungen gehört; wohl habe ich aber dessen Umgang soviel als möglich zu benutzen gesucht, und an ihm einen äusserst gefälligen Mann gefunden. Er hat ein wahres Interesse für die Wissenschaften, und lässt sich blos durch eigene Überzeugung, nicht durch Nebenumstände, und sollten sie auch den bedeutendsten Einfluss auf sein Glück haben, zur Annahme dieser oder jener Lehren bringen.

Ich habe Hrn. *Lamethrie*, nebst vielem andern, auch zu verdanken, den Versuchen beigewohnt zu haben, welche dessen Freund, Hr. *Circaud*, machte, um die Reizbarkeit des Faserstoffes im Blute durch den Galvanismus zu beweisen. Da ich die Zusammenziehungen des Faserstoffes auf die Anwendung des Metallreizes so deutlich gesehen habe, als ich jene der Fasern irgend eines Muskels hätte sehen können; so kann in meinen Augen kein Zweifel über die Wirklichkeit derselben Platz finden.

Ecole polytechnique.

Der Zweck dieser Schule erhellet aus ihrem Namen. Da sie dem zufolge nicht als eine Medizinal-Anstalt zu betrachten ist; so würde ich ihrer hier auch keine Meldung machen, wenn es nicht geschähe um einiger grossen Männer, die allda *Chemie* lesen, zu erwähnen. Ich spreche von einem *Fourcroy*, *Guyton Morveau* und *Berthollet*.

In der Polytechnischen Schule allein konnte ich nemlich das Glück haben, Hrn. Staatsrath *Fourcroy*'s Vorlesungen zu hören. Dieser Gelehrte, der sich in der Blüthe seiner Jahre befindet, giebt, obwohl er mit den Geschäften seines Amtes (welche bekanntlich das Studienwesen in ganz Frankreich betreffen) überhäuft ist, dennoch den Winter hindurch wochentlich zweimal chemische Vorlesungen. Ich hatte schon so viel von dem Vortrage und der Beredsamkeit Hrn. *Fourcroy*'s gehört, dass ich den Augenblick einer seiner Vorlesungen beizuwohnen nicht erwarten konnte. Er hat alle meine Erwartung übertroffen. Ich war auf einen eleganten, rednerischen Vortrag gefasst, — und ganz vorbereitet, demselben manches Opfer, das die Sachen den Wörtern unter dergleichen Umständen bringen müssen, gut zu halten; bald sahe ich aber ein, dass Hrn. *Fourcroy*'s Beredsamkeit nicht in der ästhetischen Zusammenfügung der Wörter, sondern in dem Vortrage von Thatsachen bestehe. Hr. *Four-*

croy weiss die Theorie der Erscheinungen so zweckmässig mit den Erscheinungen selbst, — denen jene bald voraus- bald nachgeht, — zu verbinden: dass die Vorlesung, welche doch gewöhnlich 2 Stunden dauert, und ohne ein Handbuch, oder Hefte zur Seite zu haben, gegeben wird, geendiget ist, bevor man sich's versieht. Unvergleichlich sind die Blicke, welche dieser grosse Lehrer auf das Gebieth der ganzen Chemie — oder, um besser zu sagen, auf das Gebieth gesammter physischen Wissenschaften wirft. Er macht hiedurch die trockensten Gegenstände angenehm. So wohnte ich einstens einer Vorlesung bei, welche Hr. *Fourcroy* in dem *Lyceum* *) gab. Die zahlreiche Versammlung bestand aus Herren und Damen, welche die Chemie blos aus Liebhaberei hörten. Die Rede sollte von den Mittelsalzen, welche aus der Ver-

*) Das *Lyceum* ist ein Ort, der zur Belustigung und zum Unterrichte bestimmt ist. Wer ihn besuchen will, abbonirt sich mittelst einer gewissen Summe. Hiedurch erhält er das Recht, so oft als er will, dahin zu gehen, um Zeitungen, Journale und dergleichen zu lesen, oder sich durch den gesellschaftlichen Umgang zu unterhalten. Nicht weniger kann er den Vorlesungen, welche allda über verschiedene Gegenstände von den ausgezeichnetsten Gelehrten in populärem Vortrage gehalten werden, so wie auch den Bälen und Konzerten, die mit ihnen abwechseln, beiwohnen. Ich verdanke das Vergnügen, das Lyceum besucht zu haben, der Güte von *Madame Fourcroy*, einer äusserst liebenswürdigen und interessanten Dame.

bindung der mineralischen Säuren mit den Alkalien entstehen, — folglich von dem trockensten Gegenstande, der sich in der Chemie denken lässt, seyn; und diesen wusste *Fourcroy* so interessant für Jedermann zu machen, dass sich die Vorlesung mit dem Enthusiasmus aller Anwesenden endigte.

Ich gestehe es offenherzig, die Trennung, welche mir in Paris am schwersten gefallen ist, war jene von Hrn. *Fourcroy*'s Vorlesungen; und dieses, obgleich ich den Gefühlen von Freundschaft und Anhänglichkeit, die ich gegen Ihn und seine liebenswürdige Familie hegte, Stillschweigen auferlegt hatte. Nie werde ich die vielen lehrreichen und angenehmen Sonntagsgesellschaften, nie die Höflichkeiten aller Art, welche ich von Hrn. *Fourcroy* empfangen habe, vergessen.

Hr. *Guyton Morveau*'s Vorlesungen über technische Chemie habe ich nicht so oft beiwohnen können, als ich es wohl, dem Interesse gemäss, das mir eine derselben, die ich zu hören das Vergnügen hatte, eingeflösst hat, gewünschet hätte. Sein Vortrag ist sehr natürlich, gründlich, und äusserst deutlich. Hr. *Guyton Morveau* ist überhaupt ein einfacher, gefälliger Mann, dem ich recht viel, und unter andern die Vorstellung bei dem Minister des Innern, Hrn. *Chaptal*, schuldig bin. Der Gegenstand, über welchen ich mich vorzüglich mit Ihm unterhielt, betraf die Räucherun-

gen mit oxygenirter Salzsäure, zur Vertilgung der fieberhaften Ansteckungen, von denen Er bekanntlich der Entdecker ist. — Hr. *Guyton Morveau* sagte mir manches Interessantes zur Bestätigung des Nutzens dieses Verfahrens. Die nemlichen Thatsachen sind in der zweiten Auflage seines Werkes über diesen Gegenstand angeführt, es wäre daher überflüssig sie zu wiederhohlen. Da ich die nemlichen Räucherungen in einem Theil des allgemeinen Krankenhauses in Wien vor mehreren Jahren eingeführt habe, sie aber nicht fortsetzen konnte, weil die lungensüchtigen Kranken sich davon übel befanden; so wollte ich diese Thatsache dem Hrn. *Morveau* nicht verschweigen. Er glaubt, es müsse ein Fehler in der Bereitungsart vorgegangen seyn. Ich werde sie mit der Zeit ohne Feuer, durch eine Mischung von Kochsalz, Schwefelsäure, und Braunstein samt etwas Wasser, bereiten. Bisher fuhr ich fort mich der salpetersauren Räucherungen des Dr. *Carmachael Smith* zu bedienen, die selbst von Brustkranken ohne alle Unbequemlichkeit ertragen werden, obwohl sie nicht genug der Erwartung und dem Zwecke, die Ansteckung zu vertilgen, zu entsprechen scheinen. Könnte ich es indessen dahinbringen, die oxygenirt-salzsauren Dämpfe zu erzeugen, ohne meinen Kranken Unbequemlichkeit zu verursachen (was dann sehr leicht geschehen könnte, wenn die fieberhaften Kranken von den übrigen, folglich von den Lungensüchtigen, getrennt wären), so würde ich sie den salpetersauern Räucherungen vor-

ziehen; und diess aus drei Gründen: erstens, weil sie nicht so kostspielig sind; — zweitens, weil man sie im Grossen, ohne die Apparate so sehr zu vervielfältigen, (was bei den salpetersauern Räucherungen nöthig ist, um keine so grosse Entwicklung der Wärme und dadurch hervorgebrachte rothe Dämpfe zu erhalten) anwenden kann; und drittens, weil es auch sehr wahrscheinlich ist, dass sie höher steigen, und folglich die obere Atmosphäre zugleich reinigen.

Eine Unpässlichkeit, welche Hrn. *Bertholet*, einen grossenTheil derZeit hindurch, die ich mich inParis aufhielt, das Haus zu hüten zwang, benahm mir die Gelegenheit dessen Vorlesungen beizuwohnen. Seine Güte hat mir einigemal die Gelegenheit verschaft, mich mit ihm in seinem Hause zu unterreden. Das Gespräch kam meistens auf die Anwendung der Chemie auf die Heilkunde. Hr. *Bertholet* glaubt, dass, wenn wir unser Urtheil auf das gründen wollten, was uns bisher die Chemie in dieser Hinsicht geleistet hat, wir eben kein grosses Recht hätten, viel zu erwarten. — Es ist sonderbar, dass alle grosse Chemiker in diesem Punkte übereinstimmen; ein Umstand, der von unsern Ärzten, welche bei der Heilung der Krankheiten an nichts mehr denken, als den Körper zu oxygeniren, und zu desoxygeniren doch ein wenig in Anschlag gebracht werden sollte! Hr. *Bertholet* ist kein Franzose, sondern ursprünglich ein Piemonteser. Es

muss jeder Nation daran gelegen seyn, ihre Ansprüche auf einen so ehrwürdigen, tiefdenkenden Gelehrten, wie Hr. *Bertholet* ist, nicht zu verlieren.

Central - Schule des Pantheons.

Ich führe diese Schule, deren Beschreibung nicht im geringsten hieher gehört, blos an, um zu sagen, dass sich unter den allda angestellten Lehrern zwei Männer befinden, die zu dem Fache der Heilkunde, wenigstens im weiten Sinne des Wortes, gehören: nemlich Hr. *Cuvier* und Hr. *Bouillon - Lagrange*. Ersterer lehret die Naturgeschichte, letzterer die Chemie und Physik. Ich zähle Hrn. *Bouillon - Lagrange* zu den interessanten Bekanntschaften, die ich in Paris zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Schule der Thierarznei- und Landwirthschaftskunde in *Alfort*.

Die grimmige Kälte des 12ten Februars 1803 hielt mich nicht ab, diese, von Paris zwei Stunden entfernte, berühmte Schule zu besuchen. Herr *Corvisart* hatte mir ein Empfehlungsschreiben an den Direktor derselben, Hrn. *Chabert*, gegeben; unglücklicher Weise war dieser aber nach Paris gefahren. Ich wandt mich daher an Hrn. *Godine* den ältern, welcher mich mit vieler Höflichkeit empfieng,

und mir alle Nachrichten ertheilte, die ich zu haben wünschte.

Bourgelat stiftete bekanntlich diese Schule i. J. 1765. Sie ist im dritten Jahre der Revolution bestätiget worden, und steht nun unter dem Minister des Inneren. Es ist ein jeder der 6 folgenden Professoren mit einem jährlichen Gehalte von 4000 Livres angestellt; nemlich:

Hr. *Girard*. Er ist Lehrer der Anatomie und Physiologie gesammter Hausthiere.

— *Godine* der ältere. — Er liest über die Wahl des Pferdes, des Esels und des Maulthieres, so wie über allgemeine Hygiene, Stutereien, u. s. w.

— *Godine* der jüngere, trägt die Anwendung der Hygiene auf die Erziehung der Hausthiere vor. Er spricht besonders über Schafzucht u. dgl.

— *Dupuy*, trägt Botanik, Chemie, Pharmazie und Materia medica vor.

— *Fromage*, liest über Pathologie, Chirurgie, gerichtliche Arzneiwissenschaft, und Schmiedekunst.

— *Chaumontel* hält, in- und ausserhalb der Anstalt, Klinikum.

Die Vorlesungen in dieser Schule sind ebenfalls in Winter- und Sommer-Vorlesungen einge-

theilt. Das Gesetz begehret von den Zöglingen einen dreijährigen Kours; die meisten unter ihnen bleiben aber vier Jahre. Die Anzahl dieser blos aus Schmieden bestehenden Zöglinge beläuft sich auf 160. Sie werden theils von den Präfekten der Départements, theils von dem Kriegsminister, nach vorausgegangener Genehmigung des Ministers des Inneren, dahin geschickt. Obwohl an der *Ecole de Médecine* keine Thierarznei gelehret wird; so besuchen dennoch die allda studierende Ärzte die Schule von *Altfort* nicht. Diess wäre auch wegen der Entfernung ohnmöglich, es seie denn, man wollte sie zwingen, sich einige Zeit länger mit ihren Studien abzugeben, und diese in Altfort zuzubringen. Da der Arzt, besonders derjenige, welcher ein Physikat begleiten will, Thierarzneikunde wissen muss; so ist der Mangel einer Kanzel über diesen Gegenstand an der *Ecole de Médecine* unverzeihlich; leider ist er aber der medizinischen Schule in Paris nicht allein eigen!

Die Veterinär-Anstalt in Altfort soll ein schönes Kabinet für vergleichende Anatomie, und zugleich einen Schatz von pathologischen Präparaten enthalten. Da man so eben mit dem Baue eines Ortes zum Aufstellen desselben beschäftiget war, und die Präparaten, um dahin gebracht zu werden, eingepackt waren; so musste ich dem Vergnügen entsagen dieses Kabinet zu sehen.

In den Ställen für kranke Thiere sahe ich einige wenige Pferde, ein paar Kühe, eben so viele Schweine, und ein Dutzend Schafe; so wie ein Hof für krankes Federvieh, in welchem sich ein Taubenschlag befindet. So viel ich aus dem Scheine urtheilen konnte, waren die allda befindlichen Thiere in nicht sehr bedenklichen Umständen.

Das Amphitheater, in welchem die Anatomie gelehret wird, ist gross, — sahe aber sehr unrein aus. Das chemische Laboratorium ist recht artig. Die Bibliothek scheint mir eben nicht so bedeutend. Von dem botanischen Garten, in welchem die Futterpflanzen, und diejenigen, deren Genuss den Thieren schädlich ist, gepflanzt werden, kann ich nicht mehr sagen, als dass er geräumig ist, und mit Schnee bedeckt war.

Medizinische Gesellschaften.

Bevor ich von den eigentlichen medizinischen Gesellschaften in Paris spreche, seye es mir erlaubt einiger Gesellschaften zu erwehnen, die zwar nicht unter diese Rubrick gehören — die aber, dessen ohngeachtet, für den Arzt von grossem Interessen sind.

National-Institut. Dieses verehrungswürdige Institut erlitt während meiner Anwesenheit in Pa-

ris manche Veränderungen, dessen innere Einrichtung und Administration betreffend, die nun auch in dem Auslande bekannt sind. Es war mir sehr interessant zu sehen, welchen Antheil man in allen Gesellschaften und Orten, die ich besuchte, an diesen Veränderungen nahm. Bei allem dem ist das Institut geblieben, was es war, ein Institut, einzig in seiner Art, dass jedem gebildeten Menschen die grösste Ehrfnrcht einflössen muss. Es soll nichts Prächtigeres seyn, als einer allgemeinen Sitzung des National-Institutes beizuwohnen. Welcher schönere Anblick lässt sich aber auch denken, als die grösten Männer einer ganzen Nation versammelt zu sehen! — Obwohl eine dieser allgemeinen Sitzungen, während dem ich mich in Paris aufhielt, Platz fand; so hätte ich ihr dennoch nicht beiwohnen können, ohne etwas Anderes aufopfern zu müssen, was auch grosses Interesse für mich hatte. Noch nie hat mir die Wahl so wehe gethan, als eben an diesem Tag, wo es mir frey stund, einer allgemeinen Sitzung des National-Instituts, oder einem *Diné* beizuwohnen, wozu, nebst mehrern andern interessanten Personen, auch General *Moreau* gebethen war. Beides liess sich ohnmöglich verbinden. Ich wählte das Letztere, — und kann es, nachdem ich so die Gelegenheit hatte die persöhnliche Bekanntschaft dieses allgemein geschäzten und geliebten Mannes zu machen, nie bereuen. — Von der anderen Seite habe ich meinen Verlust dadurch,

und ich glaube auf eine weit nützlichere Art, zu ersetzen gesucht, dass ich den Privat-Sitzungen der Klasse der physischen und mathematischen Wissenschaften fleissig beiwohnte. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das in mir entstand, als ich an *einem* Orte so viele Menschen versammlet sahe, deren jeder, einzeln betrachtet, hingereicht haben würde, den grössten Enthusiasmus in mir zu erregen. Man stelle sich eine Versammlung von 60 Personen vor, in welcher das Wort wechselweiss und auf die anständigste Art, durch einen *Lagrange*, *La Place*, *Delambre*, *Monge*, *Prony*, *Carnot*, *Lalande*, *Cassini*, *Charles*, *Lefevre Gineau*, *Ramond*, *Chaptal*, *Bertholet*, *Fourcroy*, *Guyton Morveau*, *Vauquelin*, *Deyeux*, *Duhamel*, *Haüy*, *Sage*, *Ventenat*, *Lacépède*, *Tenon*, *Parmentier* (um so vieler anderer keine Meldung zu machen) geführet wird.

Ich kann bei dieser Gelegenheit einen Umstand nicht mit Stilleschweigen übergehen, der mir einige Sitzungen verbitterte. Eine Klasse unserer unberufenen deutschen Schriftsteller, Menschen, deren Nahmen unter uns ganz unbekannt sind, hat die Frechheit, das Nazional-Intsitut mit den armseeligen Früchten ihres dürftigen Geistes zu bestürmen. Es geht beinahe keine Sitzung vorbei, dass nicht etwas dieser Art vorkäme. Das grösste Glück dabei ist, dass die meisten Abhandlungen dieser Art auf Deutsch geschrieben sind, und dass, ausser Hrn. *Cuvier* und *Guyton*

Morveau, wenn ich nicht sehr irre, Niemand von der Klasse der physischen und mathematischen Wissenschaften das Deutsche verstehet, — folglich die meisten dieser Schriften ohne weitere Umstände gleich ad acta gelegt, oder deren Inhalt blos mit wenigen Worten, und man kann sich vorstellen, mit welchem Urtheile, angekündiget werden. Doch geschieht es manchmal, dass einige die Impudenz so weit treiben, ihre Schriften mit einem französischen Briefe an das Institut zu begleiten. Wären diese Briefe blos unorthographisch geschrieben; so könnte diess noch verziehen werden, obwohl es immer eine schlechte Erziehung verräth, einer Versammlung dieser Art mit einem fehlervollen Schreiben überlästig zu fallen. Aber leider ist öfters kein gesunder Menschenverstand darin. Dass hiedurch, obwohl mehrere den Unsinn auf Rechnung der Unfähigheit, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, schreiben; — doch manche Gelegenheit zum Lachen, und zu Bemerkungen gegeben wird, die allen anwesenden Deutschen höchst unangenehm seyn müssen, ist leicht einzusehen. — Obwohl diesem Übel nicht so leicht zu steuern ist; so glaube ich doch, dass es etwas vermindert werden könnte, wenn Hr. Dr. *Friedländer* in Paris, dem wir, so wie dessen Mitarbeiter, Hrn. Professor *Pfaff* in Kiel, das interessante Journal, *Die neuesten Entdeckungen französischer Gelehrten* — schuldig sind, bei jeder Gelegenheit, wo er von den Sitzungen der Klasse der physischen und mathematischen

Wissenschaften Nachricht giebt, zugleich dem deutschen Publikum alle diejenige, deren, an das Nazional-Institut überschikte, Werke vorkommen, ankündigte, — und vorzüglich diejenigen, die einen solchen Schritt zur Unehre ihrer Nazion machen, so darstellte, wie sie es verdienen.

Phylomatische Gesellschaft. — Sie beschäftigt sich vorzüglich mit physischen und naturhistorischen Gegenständen, und ist die einzige Gesellschaft dieser Art, welche den Stürmen der Revoluzion widerstanden hat. Sie zählet unter ihren Mitgliedern viele der angesehensten Gelehrten der Hauptstadt, und ist vorzüglich durch den freundschaftlichen, und anspruchslosen Ton, der darinn herrschet, beliebt.

Galvanische Gesellschaft. Ich besuchte diese Gesellschaft in einem Augenblicke, in welchem die *Crippe*, die heftige Kälte, und die Ergötzungen des *Carnevals* die meisten Mitglieder, sich einzufinden abgehalten hatten. Dessen ohngeachtet waren ihrer bis 50 zugegen. Es gieng sehr lebhaft zu. Unter andern entstand ein heftiger Wortwechsel zwischen dem Vicepräsidenten der Gesellschaft, und Hrn. *Isard.* Die Veranlassung dazu war der wissenschaftliche Streitpunkt, ob die Flamme ein Conductor des galvanischen Fluidums seye; oder nicht? —

Medicinische Sozietät, *(Société de Médecine)* — Diese Gesellschaft muss wohl von einer neueren unterschieden werden, welche den Nahmen, *Gesellschaft der medicinischen Schule*, *(societe de l'Ecole de Médecine)* führet, und aus den Professoren der medicinischen Schule selbst, und aus wenigen andern dazugezogenen Ärzten besteht; während dem an der Gesellschaft, von der ich jetzt rede, die meisten ausgezeichneten Ärzte der Hauptstadt Antheil nehmen. Letztere hatte ihre Sitzungen vorher im *Louvre*, und war ehemals unter dem Nahmen *Société Royale de Médecine* bekannt. Nun versammlet sie sich alle Dienstage abends in einem sehr schönen, ansehnlichen Saale, in der *Prefecture de Police*, *Place Vendôme.* In der Sitzung, der ich beizuwohnen die Ehre hatte, präsidirte Hr. *Gilbert*, Hr. *Sedillot*, ein äusserst thätiger und unterrichteter Mann, ist beständiger *Sécrétaire* der Gesellschaft, und Herausgeber des bekannten medicinischen Journals. —

Gesellschaft der medicinischen Schule — *(Société de l'Ecole de Médecine).* — Ich habe bereits errinnert, wer diese Gesellschaft ausmache. Sie versammlet sich alle 14 Tage, Donnerstags, in einem sehr niedlichen *Locale*, in der medicinischen Schule selbst. Hr. *Andry* präsidirte, als ich die Ehre hatte da zugegen zu seyn. Die *Crippe*, das neue Fiebermittel von Hrn. *Seguin*, waren die vorzüglichsten Gegenstände, welche damals zur Rede kamen.

Medicinische Gesellschaft, *genannt de perfectionement* — (*Societé de Médecine de perfectionement*) Leider, bin ich stets verhindert worden, den Sitzungen dieser Gesellschaft, welche sich vorzüglich durch den Eifer ihrer Mitglieder, worunter mehrere erfahrne Ärzte sich befinden, auszeichnet, beizuwohnen, so sehr ich dieses gewünscht hätte. Hr. *Alibert* ist beständiger *Sécrétaire* dieser Gesellschaft, um die er sich die grössten Verdienste erworben hat.

Gesellschaft der Pharmazie — (*Société de Pharmacie*) — Diese Gesellschaft, deren Zweck von selbst erhellet, soll, wie ich höre, seit meiner Abreise von Paris manche Veränderungen erlitten haben. Ich wohnte einer ihrer Sitzungen bei, als die Hrn. *Parmentier*, und *Vauquelin* die Stellen des Präsidenten und Vicepräsidenten begleiteten. Die Sitzung wurde durch Hrn. *Cadet de Veau*'s Versuche über die Knochenbrühe sehr interessant gemacht. Unter was immer für einer Gestalt die Gesellschaft der Pharmazie bestehen wird, wäre es zu wünschen, dass sie das Apothekenwesen in Frankreich verbessern mögte. Ich habe allgemeine Klagen gehört, und mich selbsten von ihrer Richtigkeit überzeugen können. So habe ich z. B. in keiner Apotheke die Herba Digitalis purpureae finden können. Anstatt Quassia, habe ich aus zwey verschiedenen Apotheken immer Cassia bekommen, u. s. w.

Gefängnisse.

Durch eine besondere Gnade des Ministers der inneren Angelegenheiten, Hrn. *Chaptal*, wurde dem Präfekte der Polizey aufgetragen, an alle Vorsteher der Gefängnisse in und um die Hauptstadt einen Befehl ergehen zu lassen, damit mir dieselben eröffnet, und alle Auskunft darüber gegeben werden möchte. Hr. *Chaptal* hatte mir vorher gesagt, dass ich nicht viel Auferbauliches sehen würde, indem dieser Theil der Sicherheitsanstalten noch weit von der Vollkommenheit entfernt seye, den Er ihm zu geben wünschte. Ich versicherte hierauf Se. Exzellenz, dass sich Frankreich nicht allein in dieser Lage befände.

Paris hat nun acht Civil-Gefängnisse. Vor der Revolution hatte es weniger; die Gefangenen waren daher auch noch enger beisammen, als sie es jetzt sind. Einige der gegenwärtigen Gefängnisse dienen blos für solche Menschen, deren Urtheil noch nicht ausgesprochen ist, *(prévenus, ou en jugement)*; andere, für solche, die bereits verurtheilt sind *(condamnés)*; — und noch andere für beide Klassen zugleich. Erstere erhalten täglich eine warme, vegetabilische Suppe, und eine Porzion guten Brods. Für ihr Geld können sie sich an Esswaaren verschaffen, was sie wollen. Letztere erhalten die nemliche Verpflegung, und die Gelegenheit sich durch Arbeit etwas zu verdienen. Von die-

sem Verdienste wird ein Drittel darauf verwendet, dass sie ein Bett, und wochentlich zweimal Fleisch erhalten; — das zweite wird für sie aufbewahret, bis sie aus dem Gefängniss kommen; und das Übrige fällt dem Staate zu. Es versteht sich, dass die zum Tode Verurtheilten in jeder Hinsicht eine Ausnahme machen. Hätte ich nicht bereits aus dem klassischen Werke *Howard*'s gewust, dass von jeher die Banden und Ketten aus den Gefängnissen in Frankreich verbannt sind, so hätte mich ihre noch bestehende Abwesenheit angenehm überraschet.

Conciergerie.

Dieses Gefängniss gränzet an das *Pallais de Justice*, und enthält gegen 133 gröstentheils männliche Gefangene, die sich unter dem Prozesse befinden. So wie sie nemlich gerichtet sind, und aus der *Conciergerie* kommen, werden sie entweder in Freiheit gesetzt, oder in ein Zuchthaus, auf die Gallere geschickt, — oder wohl auch zum Tode geführt. Letzteres Schicksal schien einem Vater bevorzustehen, der in Gesellschaft seines Sohnes eine dritte Person ermordet hatte. Die Wohnungen der Gefangenen sind nicht die besten, doch haben sie einen recht schönen Hof, wo es ihnen erlaubt ist frei herumzugehen. Die Kranken, deren Anzahl sich eben auf 25 belief, liegen von den andern abgesondert.

La grande force.

In diesem Gefängnisse befinden sich 300 Gefangene männlichen Geschlechtes, wovon die gröste Anzahl noch nicht abgeurtheilet ist. Daher sind auch keine Arbeiten eingeführt. Diess macht, dass die Verpflegung auch nur in den bereits erwehnten Suppen und in Brod besteht. Obwohl die Gefangenen hier ziemlich angehäuft sind, und das ganze Gefängniss sehr schmutzig aussieht; so haben sie doch die Freiheit in einem geräumigen wohlverwahrten Hofe spazieren zu gehen. Die Kranken sind nicht allein von den Gesunden, — sondern es sind selbst die Krätzigen und Venerischen von den Fieberhaften und Reconvalescenten getrennt. Unter letztern, sahe ich zwei Mohren von dem Gefolge des unglücklichen *Toussaint L'ouverture*.

St. Pellagie.

Dieses Gefängniss, ebenfalls für Männer, war ehemals ein Kloster. Es befanden sich 333 Gefangene darinn, und zwar von drei Klassen, nemlich Schuldner, noch nicht Verurtheilte, und Verurtheilte. Letztere belaufen sich auf 200. Es sind mehrere Leute von Distinktion darunter. Übrigens ist es wie in der *grande force*. Ich sahe 40 Kranke in diesem Gefängnisse.

Bicêtre.

Ein Gefängniss von 600 verurtheilten Männern, ist mit dem Kranken- und Versorgungshause dieses Nahmens vereiniget. Die Gefangenen oder Züchtlinge arbeiten an Spiegeln, die sie poliren, und machen metallene Knöpfe. Da sie bei dieser letzten Arbeit viel mit Bley umgehen: so sind sie häufig den daraus entstehenden Koliken und Lähmungen unterworfen. Übrigens herrschet keine besondere Krankheit in diesem Hause. Die Gefangenen sehen gut aus, und sollen des Jahrs gegen 50,000 Livres durch ihre Arbeiten gewinnen. Das ganze Gefängniss ist zu klein für die Anzahl Menschen, die es enthält, und zum Theil feucht. Es herrscht dabei eine grosse Unreinlichkeit. Gefangene, die sich im Hause selbst durch schlechtes Benehmen strafbar machen, werden von den übrigen abgesondert, und auf einige Zeit in finstere *Cachots* geworfen. In diese nemlichen *Cachots* kommen diejenigen, welche zum Tode verurtheilt sind. Ich sahe einen solchen Gefangenen, einen Italiäner, der einen Mord begangen hatte, und in wenigen Tagen guillotinirt werden sollte.

Die Kranken, deren sehr wenige waren, werden, wie die Armen, welche sich in *Bicêtre* befinden, behandelt.

La petite force.

Alle Freudenmädchen, die Unordnungen anfangen, die wegen Ansteckung angeklagt, oder mit den daraus entstandenen Krankheiten behaftet, entdecket werden, lässt die Polizey auffangen, und in dieses Gefängniss bringen. Deren Anzahl beläuft sich gewöhnlich auf 400. Den vierten Theil davon traf ich in den Krankensälen an. Das *Locale* war bisher so enge, dass man die Gefangenen, höchstens 60 ausgenommen, gar nicht beschäftigen konnte. Nun wird es dergestalt erweitert werden, dass sie alle Platz zu arbeiten erhalten. Die Gefangenen sind durchaus schlecht gekleidet; wissen sich aber selbst durch Lumpen, elegant aufzuputzen. Im ganzen herrschet eine Unordnung und ein Schmutz unter diesen Menschen, der Abscheu erreget. Auf die Verbesserung ihrer Moral scheint man auch nicht gedacht zu haben: so, dass ich überzeugt bin, dass manche lasterhafter herausgeht, als sie hineinkam. — Die Entlassung aus diesem Gefängniss hängt viel von der Protektion ab, welche die Gefangenen sich zu verschaffen wissen. Obwohl nemlich der Präfekt der Polizey die Note der Geheilten erhält; so können diese Kreaturen doch Monate, ja Jahrelang eingesperet bleiben, wenn sie durch Niemand reklamiret werden.

St. Lazare.

Ein weibliches Zuchthaus für 700 Verurtheilte, das mit jeder andern Anstalt dieser Art in Europa rivalisiren kann! Es ist einer der wichtigsten Gegenstände, die in Paris gesehen werden können. Wie wohl that es mir, nach so vielen schlechten und zweckwidrigen, in diese fürtrefliche Anstalt einzutreten! —

St. Lazare war ehemals ein Kloster. Die Zellen wurden zum Theil beibehalten und zu Schlafzimmern verwandt. In jedes derselben kommen 2 bis 3 Gefangene. So wie diese des Morgens aufstehen und zu ihren Geschäften gehen, lüftet man die Zimmer. Die Geschäfte, mit denen sich die Gefangenen abgeben, sind manichfaltig, und hängen von ihren persönlichen Fähigkeiten und von der Zeit ab, während welcher sie sich in dem Hause aufzuhalten haben. Die längste Strafe ist 24 Jahre. Sehr ungeschickte, oder auf kurze Zeit verurtheilte Gefangene werden mit Wollezupfen, Spinnen, groben Nähereyen, Weben u. dgl. beschäftiget. Geschicktere hingegen, und solche, welche mehrere Jahre im Hause zu bleiben haben, verwenden sich zu feinern Arbeiten. Sie verfertigen die schönsten Nadelarbeiten, die sich sehen lassen. Mehrere sticken Schleyer, Gillets, *chemises*, sowohl in Seide, als in Gold. Ihre Arbeiten würden jeder *Fabrique* Ehre machen. Auch lassen sehr viele Leute

in diesem Hause arbeiten. Das Nähen und Sticken ist für die Arbeiterinnen das Erträglichste. Mehrere unter ihnen gewinnen täglich 40 Sols. Einige haben bei dem Heraustreten aus dem Gefängnisse, 400 Livres in die Hand bekommen.—In dem Hause selbst sind sie nach ihrer Aufführung, nach ihren Fähigkeiten und Arbeiten in Klassen abgesondert. Einige Klassen bestehen aus 60, andere aus 120 Gefangenen. Jede Klasse hat ihr eigenes Arbeitszimmer *(attelier)*, deren jedem eine Aufseherin präsidirt. Man kann sich keinen schöneren Anblick denken, als jenen, den solch' eine Werkstätte gewähret. Überall herrschet die grösste Ordnung und Reinlichkeit. So wie man die Gefangenen zur Arbeit anhält: so sucht man ihnen auch Religion und Moral beizubringen. Es sind schon mehrere unter ihnen entlassen worden, die zu ihrer Ehre, und zur Ehre des Hauses frei leben.

Die Kranken werden in diesem Hause nicht allein von den Gesunden abgesondert, sondern liegen auch in besondern kleinen Zimmern. — Ihre Anzahl belief sich auf 120, was der herrschenden *Crippe* zugeschrieben wurde: denn der gewöhnliche Krankenstand soll 50 bis 60 seyn, — und diess ist allerdings noch zu viel. Keine neue Gefangene wird unter die übrigen aufgenommen, wenn sie nicht untersucht, und gesund befunden worden ist. Die Küche ist sehr reinlich, und das Essen fürtreflich zubereitet; übrigens aber wie in den übrigen Gefängnissen. —

Von 12 bis 2 Uhr geniesen die Gefangenen einer Recréation. Im Sommer speisen sie in einem Gange, — im Winter in den Werkstäten. Dabei haben sie einen, freilich nicht gepflasterten, Hof zum spaziergehen. Noch einmal! *St. Lazare* ist ein Model eines Zuchthauses — worauf die Pariser wirklich stolz seyn können. Die

Madelonettes.

sind desto schlechter. So heisst nemlich ein Gefängniss für 230 Weiber, die theils in der Untersuchung, theils abgeurtheilt sind. Letztere bleiben von 2 Stunden bis höchstens 4 Jahre. Diese Kürze der Zeit mag von einer Seite hindern, die Gefangenen sowohl zu erziehen, wie diess in *St. Lazare* geschieht. Die gewöhnlichen Arbeiten bestehen auch nur in Wollezupfen und Spinnen. Es herrschet in diesem ganzen Gefängnisse grosse Unreinlichkeit. Blos die Krankenzimmer machen eine Ausnahme, und sind, so wie die Kranken, sehr wohl gehalten. Es befanden sich allda 60 Pazientinnen; — worunter einige, die wegen Meynungen *(pour Opinions)* in das Gefängniss gesperret wurden!

Temple.

Ein nur zu sehr bekanntes Staatsgefängniss!... Ich traf den Aufseher nicht zu Hause an, und hatte

nachher keinen Augenblick mehr finden können, um ein zweitesmal dahin zu fahren. Überdiess wusste ich, dass nur wenige Staatsgefangene darin waren. Das Ganze wäre daher mehr für die Neugierde, dann für die Instrukzion gewesen; und mit wie vielen traurigen Rückerinnerungen hätte sich erstere nicht verbunden? —

Ein Wort über Marktschreierei.

Ich glaube nicht, dass eine Stadt in Europa seye, wo die Marktschreierei mit solcher Unverschämtheit getrieben werde, dann in Paris. Nicht allein stehen in allen stark besuchten Theilen der Stadt, wie z. B. am *Pont neuf*, — im *Palais royal*, Leute, welche jedem vorbeigehenden gedruckte Zettel übergeben, durch welche, bald unter diesem, bald unter jenem Titel, ein Wunder-Mann seine Hilfe ankündiget, *) sondern die Marktschreier

*) Ich rücke hier eine dieser Ankündungen ein:

Maison de Santé.

Et de Consultation, pour toute espéce de Maladies, *Rue Croix-des-Petits-Champs, N. 6. près la barrière des Sergents et le passage St. Honoré quartier du Palais-Royal.*

Ce local est vaste et Commode, on peut y entrer et en sortir librement sans être vu.

fahren in *Cabriolet*'s mit ihren *Pagliazzi* herum, stellen Bühnen auf, und verkaufen da an die Vorübergehenden ihre Arzneyen.

Martinon, *elève du grand hospice de Paris, et ancien Médecin, chirurgien des troupes de ligne, exerçant depuis vingt-cinq ans, continue de donner gratuitement ses consultations pour le traitement des maladies vénériennes, qu'il guérit radicalement et très-peu de tems; douze jours suffisent pour les plus récentes, et vingt pour celles plus anciennes, qui auraient résisté à tout autre traitement, que le sien. La quantité des personnes qu'il a quéries dans cet espace de tems en est une preuve incontestable; il n'ya que des ignorans qui ne connaissent pas ce qu'ils veulent entreprendre qui peuvent dire le Contraire.*

Il est possesseur d'un Roob ou Sirop végétal, dépuratif du sang, avec lequel il guérit les gonorrhées des deux sexes, les fleurs-blanches de mauvais charactère, les rêtentions et ardeurs d'urine, les excroissances verruqueuses, plus promptement et plus surement qu' avec les remèdes ordinaires, sans que les personnes qui en font usage, soient assujêtties à prendre aucune espéce de tisanne. Un programme indique la manière de l' employer, et le régime qu'il faut suivre.

Il prévient ses concitoyens, que plusieurs individus, jaloux de la réputation, qu'il s' est justement aquise, ayant essayé de copier sa méthode de guérir sans tisanne, et déguisant le sublimé corrosif dans de l' eau de coquelicots, ne présentent contre le mal qu' un palliatif dangéreux, il a cru devoir se mettre à labri des contrefaçons en signalant les bouteilles du Sirop végétal, dont il est l' inventeur; elles seront étiquetées, signées par lui, et porteront son cachet.

Par un moyen nouveau et infaillible il guérit les rhumatismes anciens ou récens, les douleurs dans les mem-

Der Charlatan, der mich am meisten interessirte, war ein gewisser Bürger *Rouvière*. Dieser Mensch verkauft schon seit mehrern Jahren Pillen unter dem Nahmen, *Grains de Santé du Docteur Frank, Professeur de Vienne*, und giebt vor, er habe das Rezept davon unmittelbar von dem Entdecker erhalten. Da diese Ankündungen nicht allein in den vorzüglichsten französischen, sondern auch in vielen deutschen Zeitungen erschienen, und viele, der Unverschämtheit ohngeachtet, dennoch der Sache Glauben beimassen: so sahe sich mein Vater gezwungen, in mehrere Journale eine Protestation einrücken zu lassen, und darin zu erklären, dass er den Bürger *Rouvière* weder kenne, noch mit ihm

bres aux reins et aux articulations, celles de la goutte, celles occasionnées par suppression de la transpiration, et les fraîcheurs, qui sont les résultats des fatigues de la guerre, toutes les maladies de la peau, telles que tâches livides, pustules, dartres, gales inveterées, etc.; enfin il guerit les fistules a l'anus sans qu'on soit forcé de recourir à l'operation. A l'appui de ce qu'il avance, il offre de faire parler aux personnes qu'il a guéries.

On pourra se traiter soi-même plus en secret par sa methode que par toute autre, et même en voyageant. Ses remèdes sont peu dispendieux, d'un tres petit volume, et agréables à prendre; il n'exige son payement qu'aprés qu'on est assuré d'une parfaite guérison.

Le C. Martinon est visible depuis 8. heures du matin jusqu'à 6 du Soir.

Nota. *On trouve aussi chez lui une pommade sans odeur, excellente contre les maladies de la peau.*

in irgend einer Correspondenz gestanden seye, noch je an die Bereitung irgend eines Specifikums gedacht habe, dass er sich im Gegentheil stets gegen alle Mittel dieser Art erkläret, und deren Verkäufer als Betrogene oder als Betrüger angesehen und verachtet habe. Der Bürger *Rouvière* liess hierauf in verschiedene Blätter einrucken, ja er schrieb es auch unmittelbar an meinen Vater, dass er nie von ihm, sondern von einem gewissen Dr. *Leopold Frank* in Strasburg gesprochen habe. Indessen verkaufte er die Pillen dennoch unter dem nemlichen Titel fort. Als ich auf meiner Reise nach Paris in Strasburg ankam, erkundigte ich mich genau, ob allda ein Dr. *Leopold Frank* existire? — und fand, dass niemand etwas von ihm wuste. Wie ich bald darauf nach Paris kam, und als Dr. *Frank* aus Wien an verschiedenen Orten vorgestellet wurde; so hörte ich stets um mich, ja manchmal auch mir in das Angesicht die Frage stellen, ob ich der Dr. *Frank* von den Pillen seie. Man kann sich vorstellen, welches Vergnügen mir eine solche Vermuthung machen muste! — Aber nicht genug. Kaum war ich vierzehn Tage in Paris; so forderte der Minister des Inneren einen Bericht über die *Grains de Santé* des Dr. *Frank* ab. Der Director der *Ecole de Médecine* Hr. *Thouret* bath mich hierauf um eine Erklärung, die ich ihm mittheilte. Ich erhielt bald nachher auch eine Gelegenheit mit Hrn. *Chaptal* selbst darüber zu sprechen, und mich zu beklagen, dass es einem Be-

trüger erlaubt seie, den Nahmen eines ehrlichen Mannes auf eine so schändliche Art zu missbrauchen. Hr. *Chaptal* stimmte ein, und gab mir den Rath, ein paar Worte hierüber an den Polizey-Präfekten zu schreiben. Ich verlohr keinen Augenblick, und schrieb an den Hrn. Staatsrath *Dubois*. Alsogleich erhielt ich auch ein sehr höfliches Schreiben von Ihm, in welchem ich gebethen wurde, mich in das *Bureau* eines Polizey-Vorstehers zu begeben, und da die bewuste Sache abzureden. Als ich mich einfand, sagte mir der Polizey-Vorsteher, es wäre nicht das erstemal, dass die Sache der *Grains de vie* des Dr. *Frank* vorkäme; dann *Rouvière* hätte vor Kurzem seinen Bedienten *Duval* vor der Polizey angeklagt, er habe ihm das Rezept der Pillen gestohlen, und bereite nun solche selbsten. Ich antwortete hierauf, dass es mir sehr gleichgültig wäre, ob *Rouvière*, oder *Duval* die Pillen verkaufen; ich wünschte nur, dass die Ehre des Nahmens *Frank* durch eine öffentliche Genugthuung gerettet werden möchte. Hierauf wurde ich gefragt, wo *Rouvière* wohne? — Wo? — das weiss ich nicht; war meine Antwort. Ja, dann können wir auch in der Sache nichts thun; denn vor allem müssen wir wissen, wo der Angeklagte wohnet. Mein Herr! erwiederte ich, wenn man in Wien wissen will, wo Jemand wohnet, so wendet man sich deshalb an die Polizey; — ich vermuthete, dass es hier eben so seyn würde. Ja wohl, — antwortete er: — nun so haben sie die

Güte ihre Beschwerden vorzutragen. Diess that ich. Man versicherte mich von Seiten der Polizey, man werde die Sache streng untersuchen und ahnden; ich hatte aber bereits genug gesehen, um voraus überzeugt zu seyn, dass nichts daraus werden würde, — was auch der Fall war. Mehrere Leute erklärten mir diese Anekdote dadurch, dass sie mir begreiflich machten, Hr. *Rouvière* und der ganze Tross seiner Kollegen, hätten solche wichtige Mittel, um sich an manchen Orten gelten zu machen, dass alle Versuche ihrer schändlichen Händel aufhören zu machen, bisher ohne Erfolg geblieben wären.

London.

Über die Civil-Spitäler, und milde Stiftungen überhaupt.

Es läst sich sehr wenig im Allgemeinen über die Civil-Spitäler und milde Stiftungen sowohl dieser wahrhaft königlichen Hauptstadt, als des übrigen unvergleichlichen Englands und Schottlandes sagen; indem alle diese Anstalten nicht von Seiten des Staates, sondern von Particuliers errichtet worden sind, und administrirt werden. Ich werde mich daher nur auf einige wenige allgemeine Bemerkungen einschränken, und jedes Spital ins Besondere desto vollständiger beschreiben.

Nur ein Land, welches in der Kultur den höchsten Gipfel erreicht, — nur ein Land, das durch seinen Handel die ganze Erde zinnsbar gemacht hat, — nur ein Land, dessen Reichthümer grö-

stentheils in den Händen der Particuliers sind, — nur ein Land, dessen Einwohner noch National-Charakter, mit allen aus dieser Quelle entspringenden Tugenden, besitzt, — nur ein solches Land, — nur *Britannien*, kann *das* in Hinsicht auf Spitäler und milde Stiftungen leisten, — was ich, freilich nur mit schwach aufgetragenen Farben, zu schildern beginne.

Hier kann ich aber nicht umhin meinen Lesern mit einer allerdings sehr traurigen Bemerkung entgegen zu kommen: ich meine mit der Bemerkung, dass alle diese Anstalten und Stiftungen ihren Zweck, d. h. die Unterstützung der Dürftigen in ihren verschiedenen Lagen, nur auf eine sehr unvollkommene Art erreichen: indem sie nemlich durch Unterstützung der gegenwärtig dürftigen Individuen, die Masse der künftigen Armen stets vermehren. Ja, es ist eine in England allgemein für wahr anerkannte Sache, dass je mehr man allda die milden Anstalten vervielfältiget, die Anzahl der Armen sich in gleichen Verhältniss vergrössert habe.

Ein klassischer Schriftsteller, Herr *Malthus*, suchet in einem neuen, fürtreflichen Werke *) diese Erscheinung dadurch zu erklären, dass er sie

*) *On the Principles of Population, or, a wieu of its past and present effects on human happiness.* 2. *Edition. London* 1803.

von einem Missverhältniss der Bevölkerung zu der Masse der vorhandenen Nahrungsmittel herleitet. Durch die Unterstützung der Armen, sagt Er, wird wohl die Bevölkerung, aber nicht die Masse der Nahrungsmittel vermehrt, folglich das Übel vergrössert. Doch hier sind dessen eigene Worte:

„Wir wollen annehmen, dass uns eine veranstaltete Subskription unter den Reichern in den Stand setze, dem Manne, der nur anderthalb bis zwei Schillinge verdienet, bis fünf Schillinge zuzulegen: so dürfte man sich vielleicht schmeichlen, dass er nun behaglicher zu leben im Stand seyn, und täglich ein Stück Fleisch auf seinem Tische haben dürfte. Diess wäre aber ein falscher Schluss. Die tägliche Zulage von drei Schillingen für jeden Arbeitsmann würde die Menge von Fleisch in dem Lande nicht vermehren. Wir haben ja wirklich nicht genug, dass jeder seinen Antheil davon erhalten könnte; was würde dann geschehen? — Das Wetebestreben unter den Käufern auf dem Fleischmarkte, würde den Preiss des Fleisches von acht bis neun *Pence* *) auf zwei oder drei Schilling das Pfund steigen machen, und es würde deshalb nicht unter mehr Individuen getheilet werdeu können.“ **)

*) Zwölf *Pence* machen einen Schilling.

**) S. 396.

„Man könnte vielleicht sagen, fährt Hr. *Malthus* fort, dass die vermehrte Anzahl der Käufer in Hinsicht eines jeden Artikels, der Industrie zum Sporen dienen, und so eine grössere Anzahl Produkte erzeugen könnte. Allein der Sporen, den diese eingebildete Industrie dann der Bevölkerung geben würde, würde nicht allein das Gleichgewicht nicht halten, sondern die vermehrten Produkten würden unter einer mehr dann verhältnismässig vergrösserten Anzahl von Menschen vertheilet werden müssen. *)" Es mag sonderbar scheinen, aber ich glaube es ist wahr, sagt *Malthus* endlich, dass sich der Zustand eines Armen nicht durch Geld verbessern, und er sich in den Stand setzen lasse behaglicher zu leben, als vorher ohne diejenigen, die sich in derselben Lage befinden, zu drucken. Wenn ich von den Nahrungsmitteln, die ich in meinem Hause gebrauche, eine Porzion abschneide, und diese den Armen zukommen lasse; dann thue ich diesen gut, ohne jemand zu schaden, ausgenommen meiner Familie, die vielleicht dennoch im Stande seyn wird, diesen Schaden zu ertragen. Hingegen, wenn ich eine Landesstrecke anbaue, und dem Dürftigen das Produkt davon gebe: da erweise ich beiden, ihm, und allen Mitgliedern der Gesellschaft, eine Wohlthat, indem der Antheil, welchen jener vorher verbrauchte, dem allgemeinen Fond, ja, wahrscheinlich mit

*) S. 397.

einer Zugabe, anheim fällt. Allein, angenommen, dass ich ihm nur Geld gebe, und das Produkt des Landes das Nemliche bleibe: so gebe ich ihm blos ein grösseres Recht an dem allgemeinen Antheile; welches nicht anders als auf Kosten der Übrigen geschehen kann." *)

So einleuchtend diese Gründe sind; und so wahr es ist, dass die zunehmende Armuth bei vermehrter Bevölkerung, dem Luxus und ähnlichen Ursachen zuzuschreiben ist; so wahr ist es von der andern Seite, dass die vorzüglichste Ursache des erwehnten Übels darin bestehe, dass man durch die Art, wie man bisher beinahe allgemein den Armen die Hilfe zukommen liess, zum Müssiggang, der ergiebigsten Quelle der Armuth, reizte, und so, anstatt den Ursachen der Verarmung zuvorzukommen, dieselben vielmehr beförderte.

Es liegt so ganz in der Natur des grossen Haufen der Menschen, die zu ihrer Auskunft nöthige Summe lieber geschenkt zu erhalten, als durch saure Arbeit zu verdienen, dass man sich gar nicht einmal über die schlechten Folgen der gewöhnlichen Art Allmosen auszutheilen, wundern darf.

*) S. 398.

Wie könnte ich hier den Nahmen des Menschenfreundes mit Stillschweigen übergehen, dem Europa nicht allein die Vorschläge zur Verbesserung des Armenwesens verdankt, sondern der auch durch das in seiner Vaterstadt gegebene glückliche Beyspiel die Ausführbarkeit seiner Vorschläge bewiesen hat. Ich spreche von Hrn. Etatsrath Baron *Voght* aus Hamburg. Diesem edlen, genievollen Manne verdanken wir eine Reihe von einfachen Grundsätzen, durch welche zu gleicher Zeit, und auf den nemlichen Wegen, die Unterstützung der gegenwärtigen Armen möglich wird, ohne der Verarmung in der Zukunft die Thüre zu öffnen. Diesen Grundsätzen gemäss, wird vorzüglich darauf gesehen, das Übel der Armuth an der Wurzel zu ergreifen, und dem Zufolge den Ursachen der Verarmung zuvorzukommen. Die vorzüglichsten unter diesen letzteren sind: *Mangel an Wohnung und Industrie*, *Krankheit*, *Wochenbett*, *hohes Alter*, *zahlreiche Kinder*, *Mangel an Kapitalien*, *um sich die zur Ausübung des erlernten Gewerbes nöthigen Materialien anzuschaffen*, *liederliche Lebensart*. Daher gehören auch zu den vorzüglichsten Mitteln, die Ursache der Verarmung auszurotten, —

1tens *Krankenanstalten*. Nemlich Hilfe in Hinsicht auf Arzneyen, Nahrung, Wäsche in eigenen Wohnungen für Leute, welche allda ohne ihren und anderer Nachtheil verpfleget werden können;

und Spitäler für solche Kranke, deren Umstände, z. B. ungesunde Wohnung, Mangel an Wartung, ansteckende Krankheit, Wahnsinn, u. s. w. nicht gestatten, dass man sie zu Hause kuriren könne.

2tens *Verpflegung ehelicher Wöchnerinnen in ihren eigenen Wohnungen*, wo man ihnen nemlich ohnentgeltlich die Hebamme oder den Accoucheur, die nöthige Wäsche, das Holz, und etwas Brühe verschaft.

3tens *Versorgungshäuser*, doch nur für solche alte, unbrauchbare Leute, welche nicht durch einen kleinen Geldbeitrag in der Mitte ihrer Anverwandten verpfleget werden können.

4tens *Industrie-Schulen*, in welchen der aufwachsenden Jugend nicht allein Religion und Moral, sondern auch Liebe zur Arbeit und Ordnung eingeprägt, und nebst dem Gelegenheit verschaft wird, sich bereits etwas Geldes zu verdienen, einen Theil des Gewinnes ihren Ältern nach Hause zu bringen, und diese auf solche Weise zu überzeugen, dass eine zahlreiche Familie, weit entfernt eine Bürde zu seyn, ein wirkliches Unterstützungsmittel seie. Dass solche Industrie-Schulen nicht besser organisirt werden können, als sie es wirklich in *Hamburg* sind, davon bin ich durch eigene Untersuchung auf das Vollkommenste überzeugt worden.

5tens *Anleihen* für arme Handwerksleute, damit sie sich die zur Ausübung ihres Handwerkes nöthigen Instrumente anschaffen können, welche Schulden sie denn nach und nach zurückbezahlen. Die Erfahrung hat bereits den Nutzen dieser Maasregel bestätiget. Sie findet nicht allein in *Hamburg*, sondern auch in *Berlin* statt. Der würdige Oberconsistorialrath *Zölner* hat mich versichert, dass Leute, welche vorher von dem Institute Anlehen erhalten hatten, dieses nicht allein nach einigen Jahren zurückgegeben, sondern sich in so blühenden Umständen befunden, dass sie selbst, damit andere eine ähnliche Unterstützung erhalten könnten, Beiträge geleistet haben. Indessen verschwieg man mir nicht, dass auch manchmal die vorgeschossenen Summen zweckwidrig verwendet würden. Zu dieser Gattung von Hilfe gehörte ferner ein *Dienstbothen-Institut*, wo sich dienstlose Personen melden, und selbst Unterricht geniessen,— so wie dass im Falle, sie Mangel an Kleidung leiden sollten, ordentlich gekleidet werden könnten. Nicht weniger wäre nöthig, auch auf die Menschen zu denken, welche aus Spitälern und Gefängnissen entlassen werden, und nun ohne gehörige Kleidung, — manchmal mit den Zeichen einer erlittenen Strafe, ohne jemand zu kennen, herum irren, und sich beinahe gezwungen sehen, zu unerlaubten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, wann sie anders ihrer Existenz nicht entsagen wollen.

6tens *Arbeitshäuser für Freiwillige.* Es giebt unzählige Personen, welche keine Wohnung, wenigstens keine solche, in welcher sie ihr Brod verdienen könnten, auftreiben können. Viele andere giebt es, welche aus angebohrner Dummheit nie denjenigen Grad von Industrie erlangen können, welcher nöthig ist, um sich allein in der Welt fortzubringen. Solche Leute bedarfen eines Ortes, wo sie ohne weiters Gelegenheit zum Arbeiten, und Anleitung finden; und welcher Ort könnte hiezu besser geeignet seyn, dann ein *Arbeitshaus*, in welchem, unter der Direktion einsichtsvoller Menschen, die Armen nicht allein Arbeit, sondern auch Unterricht in derselben erhalten?

7tens *Zwangs-Arbeitshäuser*, nemlich für solche Menschen, welche, wegen Faulheit oder unordentlicher Lebensart, durch kein anderes Mittel gezwungen werden können, dem Gedanken zu entsagen, auf Kosten anderer zu leben, ohne selbst ihr Schärfchen zur Erhaltung des Ganzen beizutragen. Solche Arbeitshäuser müssen indessen nicht sowohl als Zuchthäuser, dann als *Verbesserungsanstalten* betrachtet, und zu diesem Entzwecke eingerichtet werden. Dabei könnte man einige der englischen Gefängnisse, von denen ich zur gehörigen Zeit sprechen werde, zum Modell nehmen. Hier werden nemlich die Gefangenen zuerst in eine Lage gesetzt, in welcher sie absolut müssig seyn müssen, indem man sie in einzelne, finstere Zellen einsperret, wo sie keinen

Laut hören, und keinen andern Menschen, dann den verstummten Kerkermeister zu Gesicht bekommen. Kaum gehen einige Tage vorüber, so bitten diese Leute auf das Dringendste um Arbeit. Diese wird ihnen sodann früher oder später als eine *Wohlthat* zugestanden. — Ist man einmal dahin gekommen; so ist der wichtigste Schritt gethan. Denn hat es ein Mensch, welcher träge, oder ein Taugenichts war, und der vorher die Arbeit für das grösste Unglück ansahe, so weit gebracht, dass er um diese bittet, und die Gewährung seiner Bitte für eine Gnade ansieht: dann fehlet es nur noch daran, dass man ihm durch die That, d. h. indem man demselben einen Theil des Gewinnes zukommen lässt, oder eine bessere Kost und andere Bequemlichkeiten dafür verschaft, begreiflich mache, wie nützlich es für ihn selbsten seye zu arbeiten, — damit das Werk, wo nicht ganz, doch zum Theil vollendet werde.

Sowohl bei den Zwangs- als bei den freiwilligen Arbeitshäusern muss aber vorzüglich darauf gesehen werden, dass man *eine gehörige Auswahl der allda zu verrichtenden Arbeiten treffe.* Gewöhnlich wollen sich die Vorsteher dieser Häuser dadurch Ehre machen, dass sie jährlich der Anstalt ein beträchtliches Einkommen durch die darin vorgenommenen Arbeiten zusichern. Setzen sie nun hierauf ihren Stolz; so ist die natürlichste Folge davon, dass sie diejenige Arbeit wählen, welche am einträglichsten

ist, ohne zu überlegen, ob diese für Menschen geeignet seye, welche nachher wieder in die Gesellschaft übergehen, und allda sich ihr Brod verdienen müssen; — und ohne sich darum zu bekümmern, ob die Arbeit auch ihrem Gesundheitszustande angemessen seye. Dem zufolge sehen wir in Arbeits- und Zuchthäusern Gegenstände verarbeiten, die blos zum Luxus dienen, deren Ertrag seinen Mann nur so lange nähret, als der Arbeitsartikel Mode ist, oder so lange sich jener an einem Orte befindet, wo man Fabricken, die sich damit beschäftigen, antrift: — wie z. B. Seidenarbeiten, u. dgl. Daher sehen wir in Zucht- und Arbeitshäusern *Machinen eingeführt*, worunter jede freilich mehr Arbeit, als zwanzig Personen verrichten könnten, in einer gegebenen Zeit zurücklegt, und daher in einer Fabricke, wo alles darauf abzielen muss, mit den geringsten Summen das höchste Produkt zu erhalten zweckmässig sind, welche Machinen aber keineswegs für einen Ort taugen, wo man die Absicht hat, Menschen so abzurichten, dass sie sich nachher im gemeinen Leben ihr Brod verdienen mögen. Ich kann mich daher nicht genug wundern, wie der einsichtsvolle und thätige Hr. Oberkommisair *Klöpper* in Berlin, in dem; durch seineSorge auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebrachten, *Zuchthause zu Potsdam*, die in den englischen Fabricken üblichen Machinnen zum Weben u. s. w. hat einführen können. Eben so wenig kann ich begreifen, wie man selbst in dem, übrigens wohl eingerichte-

ten, *Leipziger Zuchthause*, eine der ungesundesten Arbeiten, das Kuhhaar zu klopfen, habe einführen können: da man doch weiss, dass der dadurch verursachte Kalkstaub der Brust äusserst schädlich seye. Will man dagegen antworten, dass auch in dem gemeinen Leben viele schädliche Arbeiten von Menschen müssen vorgenommen werden, die sich nichts zur Last haben kommen lassen, — und dass man sich folglich, besonders in Strafhäusern, um so weniger ein Gewissen daraus zu machen habe, solche Arbeiten den Verbrechern aufzulegen; so antworte ich, erstens: dass viele Arbeiten bei weitem nicht so schädlich sind, wenn sie im Freyen und an Orten vorgenommen werden, wo andere, den Zuchthäusern eigene, Krankheitsursachen nicht statt finden; und zweitens, dass es ein grosser Unterschied ist, ob sich jemand freiwillig, und nachdem er sich vielleicht überzeugt hat, dass diese oder jene Beschäftigung seinem Individuum nicht schädlich seie, derselben unterziehe; oder ob ihm diese Arbeit ohne weiters aufgedrungen werde.

Um zu Hrn. *Malthus* Bemerkungen zurückzukehren, so bin ich weit entfernt zu behaupten, dass derselbe nicht einigermassen Recht habe, dass das Missverhältniss der Bevölkerung zu den Nahrungsmitteln als eine Ursache der Verarmung mit anzusehen seye, und dass dieses Übel unter gewissen Umständen dadurch vermehrt werden könne, wenn man die Industrie rege macht, oder, wie sich Hr. *Malthus*

vielleicht besser hätte ausdrücken können, ihr eine *üble Richtung* giebt. Es ist ja nicht gesagt, dass durch die von Baron *Voght* aufgestellten Grundsätze blos die Fabricken Industrie befördert werden solle; indem solche so beschaffen sind, dass sie sich auch leicht auf die Beförderung der Ackerbau-Industrie anwenden lassen. Ich sehe wenigstens nicht ein, warum es ohnmöglich seyn sollte, dass z. B. das Armen Direktorium einer grossen Stadt von dem Lande Nachrichten einzöge, wo es in der benachbarten Gegend an Händen, die den Ackerbau betreiben, fehlen sollte, (ein Umstand, der sich in allen Ländern, welche lange Kriege geführt haben, ereignen dürfte) und die Bedingnisse anhörte, unter welchen man solche arbeitsfähige Hände annehmen wollte; dass es diese dann den Stadtarmen proponirte, und es ihnen so freistellte, den Stadtaufenthalt mit jenem des Landes zu verwechseln; — wozu man sie selbst durch Prämien aufmuntern könnte; die allerdings den Armenfond weniger hoch zu stehen kommen würden dann die Unterstützung der nemlichen Personen in der Stadt.

Übrigens muss man sich nie einbilden, dass es möglich seie, die Armuth ganz zu heben: indem selbst der Begrif, den wir davon haben, so äusserst *relativ* ist, dass er keine Gränzen anerkennet. Ja, ich fürchte sehr, dass in dem Verhältniss, in dem man das Schicksal der Armen verbessern wird, sich ihre Klagen vermehren werden.

Man wird wahrscheinlich sehen, dass diejenigen, welche vor der Einrichtung eines guten Armenwesens blos an grossen Festtagen Fleisch auf ihrem Tische hatten, sich bitter beklagen werden, dass sie nur dreimal die Woche solches zu geniessen bekommen. Man muss die Menschen nur kennen, um solche Voraussagungen mit Sicherheit zu machen. Diess muss aber den Menschenfreund nicht abschrecken in der Ausübung seiner Wohlthaten ungestört fortzufahren. Er fängt sie ja nicht in der Absicht an, Lob oder Dank einzuerndten! — Sieht er nur, dass die Sachen besser gehen: je nun, so hat er seine Absicht wenigstens zum Theil erreicht. — Etwas vollkommenes ist ja ohnedem auf dieser Erde nicht möglich. Im Gegentheil, das Streben nach dem Vollkommensten schadet gewöhnlich dem Guten.

Ich werde vor der Beschreibung der Spitäler und milden Stiftungen *Londons*, welche zu dieser, vielleicht zu langen, Digression Anlass gaben, eine kurze Idee der

Dispensaries,

d. h. solcher Anstalten geben, welche den Armen, die sich allda melden, ohne sie aufzunehmen, ärztlichen Rath und Arzneien ertheilen; oder diejenigen

Pazienten, die sich nicht bewegen können, selbst in ihren Wohnungen besorgen.

Diese fürtreflichen Anstalten, für die ich keinen deutschen Ausdruck ausfindig machen kann, bestehen nicht allein in England, sondern auch in einigen Orten Italiens, Frankreichs und Deutschlands. Ich habe eine derselben bereits in *Mailand*, wo sie mit dem grossen Spitale unter dem Nahmen *Instituto di St. Corona* vereiniget ist, kennen gelernt. In *Paris* erfüllen die *Sécours à Domicile* den nemlichen Entzweck. In *Wien* besteht überhaupt ein Institut, welches, ohne mit dem allgemeinen Krankenhause vereiniget zu seyn, von den sogenannten Polizei-Bezirksärzten und Wundärzten besorgt wird.

In *London* sind 17 *Dispensaries*, welche alle auf Unkosten von Privatleuten unterhalten werden. Hier folgt ihr Verzeichniss. *Eastern Dispensary*, *Whitechapel. Western Dispensary*, *Charles Street*, *Westminster. Middlesex Dispensary*, *Great Ailiffe Street. London Dispensary*, *Primrose Street*, *Bishopsgate Street. City Dispensary*, *Bevis Marks. New Finsbury Dispensary*, *St. John Street*, *Clerkenwell. Finsbury Dispensary*, *St. John square*, *Clerkenwell. General Dispensary*, *Aldersgate Street. Public Dispensary*, *Carey Street*, *Lincoln's inn fields. Infant Poor Dispensary*, *Sohosquare. St. James's Dispensary*, *Berwick Street*, *Soho. West-*

minster Dispensary, Gerrard Street, Soho. Mari-le-bone Dispensary, Well's Street, Oxford Street. Ossulton Dispensary, Bow Street, Bloomsbury. Surry Dispensary, Union Street, Borough. Rojal Universal Dispensary, Featherstone buildings, Holborn. Bloomsbury Dispensary, Great Rusel Street.

Dtr. *Lettsom* ein Quäcker, hat am meisten zu der Errichtung der *Dispensaries* beigetragen. Diesem edlen Manne habe ich folgende Nachrichten darüber zu verdanken.

Gesammte *Dispensaries* der Stadt *London* ertheilen jährlich 50,000 Armen ärztliche Hilfe und Arzneyen. Ein drittel davon wird in den eigenen Wohnungen besorgt. Die Unkosten belaufen sich auf 5000 Pfund Sterling *), eine Summe, wie Dr. *Lettsom* sich ausdrückt, mit welcher in dem Londner-Spitale nicht 6000 Kranke verpfleget werden könnten; wobei ich aber doch erinnere, dass sie in letzterem mit *allem* und in den *Dispensaries* blos mit Arzneyen versehen werden.

Jeder, welcher jährlich eine *Guinee* **) unterschreibt, hat das Recht, stets einen Kranken an das *Dispensary* zu verweisen. Für zwei *Guineen*

*) Ein Pfund Sterling macht 20 Schillinge, d. h. etwas weniger als ein *Louisd'or*.

**) Eine *Guinee* besteht aus 21 Schillinge.

kann er zwei schicken, und so mehrere in demselben Verhältnisse. Jeder Kranke erhält nemlich von dem Wohlthäter einen gedruckten Empfehlungsschein, den er dem Director der Dispensaries überbringt, und der bei einem der vorzüglichsten *Dispensary* folgender Maasen abgefasst ist.

An die Direktoren
des
Allgemeinen *Dispensary* in *Aldersgatestreet*
zur
Hilfe der Armen.

Meine Herren!

Ich empfehle

N. N.

In der Überzeugung, dass er für die Hilfe, welche diese milde Stiftung ertheilet, geeignet seie.

„*Director*“

Tag des Monats 180

Dabei müssen folgende Regeln beobachtet werden:

1. Nur wirklich Arme können der Stiftung anempfohlen werden.

2. Das *Dispensary* ist für die Annahme der Empfehlungsscheine und Kranken täglich (Sonntags ausgenommen) um 9 Uhr Morgens offen.

3. Die Kranken haben sich stets an den Arzt zu wenden, der ihre Behandlung angefangen hat.

4. Allen Pazienten, ohne Ausnahme, welche sich mit der gehörigen Empfehlung melden, wird verschrieben, aber kein Pazient wird in seiner Wohnung besucht, wenn er nicht in der Stadt London und dem dazu gehörenden Distrikte (*Liberties*) wohnet.

5. Wenn ein Kranker unterlässt sich zehn Tag hindurch bei dem Arzte oder Wundarzte des *Dispensary* zu melden, so wird er als entlassen angesehen.

6. Die Kranken müssen ihre Empfehlungsscheine mit einem *Couvert* umgeben, um sie rein zu halten, und am Ende eines jeden Monats müssen sie dieselben von dem nemlichen Wohlthäter wieder unterschreiben lassen.

7. Die Kranken, welche blos ihre Medizinen repetirt haben wollen, haben sich darum *) zwischen 4 und 7 Uhr zu melden.

*) Sollte nicht eher bestimmt werden, dass kein Kranker

8. Kranke, die sich in ihrer Wohnung behandeln lassen, haben eine taugliche Person, an denjenigen Tagen, an welchen der Arzt oder Wundarzt, unter dessen Behandlung sie stehen, das *Dispensary* besucht, mit dem Empfehlungsscheine an dieses abzuschicken.

9. Die Kranken haben sich selbst mit Medizingläsern u. dgl. zu versehen; sie müssen sich ordentlich und gebührlich aufführen, und, wenn sie nicht gleich wollen entlassen werden, sich strenge an die ihnen mitgetheilten Regeln halten.

10. Wenn die Kranken geheilt sind; so haben sie den Empfehlungsschein dem *Dispensary* zu übergeben, wo sie dann eine gedruckte Danksagung erhalten, die sie dem Wohlthäter, der sie empfohlen hat, zu überbringen haben; bei Unterlassung dessen sie sich in der Folge der Unterstützung des Institutes nicht mehr zu erfreuen haben.

Die Nahmen der Ärzte und Wundärzte, sammt dem Verzeichniss der Tage, an welchen sie das *Dispensary* besuchen, stehen hier zur Nachricht der Armen angeführt.

ohne Vorschrift des Arztes seine Arzneyen wiederhohlen lassen könne? Nur Er kann ja wissen, ob selbes indizirt seie.

In schweren Fällen wird ein Consilium gehalten.

Form eines Dankschreibens.

Allgemeines *Dispensary* den 180.
zur
Hilfe der Armen

Aldersgate - Strasse.

Da ich Ihrer Empfehlung zu Folge als Kranker unter die Behandlung des — — aufgenommen, und unter heutigen datum entlassen worden bin;

So bitte ich um die Erlaubniss, meinen unterthänigen und herzlichsten Dank dafür abzustatten.

(Unterschrieben — — — —)

In Rücksicht auf die innere Einrichtung der *Dispensaries* ist folgendes zu bemerken.

Sie bestehen gewöhnlich aus einem Saale oder Vorzimmer, in welchem sich die Kranken versammeln; aus einem Zimmer, in welchem sich der Arzt, — und aus einem andern, in welchem sich der Wundarzt aufhalten, und die Kranken nach und nach vorlassen; so wie aus der Apotheke, zu der sich

die Kranken, oder diejenigen, welche Arzneyen für sie hohlen, unmittelbar begeben können.

Alle diejenigen, welche zur Unterstüzung und Erhaltung der *Dispensaries* beitragen, und blos einmal im Jahre eine allgemeine Versammlung halten, wählen einen Ausschuss unter sich, der die Geschäfte leitet. Dieser Ausschuss versammelt sich gewöhnlich alle Monate, und heist deshalb der *monatliche Ausschuss*. Zwei Mitglieder davon besuchen das *Dispensary* jeden Vormittag, um zu sehen, ob alles in Ordnung gehe. Sie heissen *Haus-Visitatoren*, und statten monatlich dem Ausschuss Bericht ab.

Zwei oder drei Ärzte, und eben so viele Wundärzte sind an einem solchen *Dispensary* angestellt, und besuchen es zu bestimmten Tagen. Sie statten auch den Hauskranken Besuche ab.

Der Apotheker wohnet in dem *Dispensary*, und darf sich nie von demselben entfernen, ohne schriftlich zu hinterlassen, wo man ihn im Falle der Noth finden könne.

Der Sekretair führt blos die Geschäfte des Ausschusses; der Verwalter hingegen besorgt jene des Hauses, trägt den Nahmen der Kranken in die Bücher u. s. w.

Da sich die Einrichtung der *Dispensaries*, wie gesagt, durchaus gleicht, und meine Zeit zu kurz war, um sie ohne besondere Ursache alle zu sehen; so habe ich blos eines darunter besucht, nemlich das bereits angeführte in *Aldersgate-Strasse*. Es besteht seit 1770, und hatte bis 1796, bereits 125,316 Kranken seine Hilfe zukommen lassen. Ich habe der Ordination des Hrn. Dr. *Yelloly* allda beigewohnet. Dieser junge, liebenswürdige Mann hat in *Edinburgh* promovirt, und sich bereits auf einer sehr vortheilhaften Seite in der Hauptstadt bekannt gemacht. Es ist nicht zu zweifeln, dass er dereinst unter die ausgezeichnetsten Ärzte *Londons* gezählet werden wird.

Nun zur Betrachtung der eigentlichen Hospitäler.

Guy's Hospital.

(Borough of Southwark)

Herr *Guy*, Buchhändler in *London*, liess dieses prächtige Krankenhaus bauen. Er verwandt dazu 20,000 Pfund Sterling; wählte aber leider einen niederen, mit Häusern umgebenen Grund dazu, welche letztere freilich nach und nach weggerissen wurden, um dem Spitale frische Luft zu verschaffen. Das Gebäude selbst kann nicht prächtiger seyn. Man tritt in einen grossen gepflasterten Hof, der die Gestalt ei-

nes Quadrats hat, und auf drei Seiten durch prächtige Flügel, — auf der vierten, die gegen die Strasse geht, durch ein ansehnliches eisernes Schutzgatter, das in der Mitte ein grosses Thor, und seitwerts kleinere Thüren hat, begränzt ist. Im rechten Flügel befindet sich die sehr schöne, und mit einem überaus wohlgerathenen Grabmale des Stifters versehene Kapelle, — die Wohnung des Geistlichen und des Apothekers; im linken, die Wohnung des Ökonomen *(Treasurer)*, des Aufsehers *(Stewart)*, und der Versammlungs-Saal. Das *Corps-de-logis* besteht aus zwei Quadraten, die durch ein Gebäude, das auf einer Colomnade ruhet, verbunden sind. In diesen zwei Quadraten befinden sich die Krankensäle, zwölf an der Zahl, die zusammen gegen 330 Bette enthalten. Ich werde von ihrer Einrichtung später sprechen.

Als Hr. *Guy* Anno 1724 starb; hinterliess er dem Spitale ein Capital von *zweimal hundert zwanzig tausend Pfund Sterling*. Die Einkünfte belaufen sich daher jährlich auf eine Summe, die zwischen zwölf und fünfzehntausend Pfund schwebt. Hr. *Guy* hatte mehrere Vorsteher ernannt, die nach seinem Tode das Spital verwalten möchten. Er bestimmte deren Anzahl. Sie dürfen weder zahlreicher, dann sechzig, noch weniger dann vierzig seyn. Sollte sich dieser letztere Fall ereignen, so würde die Vormund-

schaft dem Gouvernement zufallen. Da die Vorsteher das Recht haben, sich zu ergänzen, und neue Mitglieder aufzunehmen; so lässt sich ein solcher Fall nicht leicht denken, indem die Stelle eines Vorstehers in diesem Krankenhause sehr ehrenvoll, und nicht mit den geringsten Kosten verbunden ist: denn wollte auch Jemand tausend Pfund dem Spitale schenken; so würde ihn diess dennoch nicht zu einem Vorsteher desselben qualifiziren, wenn er den übrigen nicht würdig schiene.

Die Vorsteher von *Guy's-Hospital* sind unter sich so einig, wie es nur Brüder seyn können. Seit fünf und dreissig Jahren wurden alle Entschlüsse einstimmig gefasst: denn seit dieser Zeit fand keine Ballotation statt. So handlen die Menschen, wenn sie kein Privatinteresse irre leiten kann. Um die freundschaftlichen Bande, welche zwischen den Vorstehern dieses Krankenhauses bestehen, immer mehr zu befestigen, speisen sie, nach gut englischer Sitte, zweimal des Jahres beisammen zu Mittage. Diese *Dinés* sind von *Guy* selbsten gestiftet; eine Ursache, warum ihnen die Vorsteher den grösten Glanz dadurch zu geben suchen, dass sie sehr einfach, und wenig kostspielig ausfallen. Die Kosten, die sie verursachen, übersteigen auch nie die Summe von fünfzig Pfund.

Die Vorsteher wählen aus ihrer Mitte einen Ökonomen *(treasurer)*. Dieser führet das ganze

Geschäft, und stattet der Versammlung Rechenschaft ab. Er geniesset keine Besoldung, sondern blos einer bequemen und schönen Wohnung. Hr. *Harrison*, ein lieber, gefälliger Mann, versieht dieses Amt mit einem Eifer das Beste des Hauses zu befördern, der mit seinen Kenntnissen in dem Administrationsfache gleichen Schritt geht. Ich habe ihn stets bereit gefunden nicht allein alle mögliche Auskunft zu geben; sondern mich so vielmal herumzuführen, als ich es nur wünschte; und dieser Wunsch kam mir oft, — dann, um offenherzig zu reden, *Guy's Hospital* ist, der bereits angeführten und einiger noch anzuführenden Mängel ohngeachtet, das vollkommenste Spital, das ich je gesehen habe.

Es verpfleget jährlich gegen zwölf, bis fünfzehnhundert Kranke in dem Spitale *(In-Patiens)*, und ertheilet einer ähnlichen Anzahl von ausserhalb desselben sich befindenden Kranken *(Out-Patiens)* medizinisch-chirurgische Hilfe; so dass man annehmen kann, dass jährlich 2800 Kranke durch dasselbe unterstützet werden.

Die Art der Aufnahme der Kranken in das Spital, verdienet als Muster aufgestellet zu werden. Der beste Beweis, den ich vor der Hand hievon geben kann, besteht darin: *dass die Sterblichkeit in keinem anderen Spitale in London so beträchtlich ist*, indem nemlich der siebente Kranke dort stirbt. Ich

zweifle nicht daran, dass meine Leser die Ursache dieses scheinbaren Widerspruches einsehen werden, wenn sie einmal von der Art, mit welcher man in diesem Spitale die Kranken aufnimmt, und mit welcher man sie in jedem andern aufnehmen sollte, unterrichtet seyn werden.

Die Ärzte und Wundärzte müssen sich ein Mal in der Woche zur Aufnahme der Kranken versammlen: denn nur bei dringenden Fällen können die Pazienten ausser dieser Zeit allda angenommen werden. Die Aufnahmszimmer sind sehr schön eingerichtet; eines derselben ist für Männer, das andere für Weiber. In der Mitte befindet sich das *Bureau*, wo sich die Ärzte aufhalten; die Fenster desselben gehen in die beiden Versammlungssäle. An diese, gränzet von beiden Seiten ein Kabinet, wo venerische Kranke, die einer geheimen Untersuchung bedürfen, von dem Arzte oder Wundarzte untersuchet werden.

Da die Anzahl der Kranken, die sich wöchentlich melden, diejenige weit übersteigt, die das Spital aufzunehmen im Stand ist; so muss eine Auswahl Platz finden, die auf folgenden Grundsätzen ruhet.

Jederman, dem es beliebt, er mag seyn wer er will, und wo er immer herkomme, kann sich zur Aufnahme stellen. Er bedarf sogar keines Zeugnis-

ses der Armuth, und keiner Empfehlung. — Nicht des ersteren, weil es selten geschieht, dass ein Britte um *das* bettelt, was er sich durch seine eigenen Mittel verschaffen kann; — er bedarf keiner Empfehlung, weil diese nur in den dringenden und gefahrvollen Umständen seiner Krankheit liegen kann.

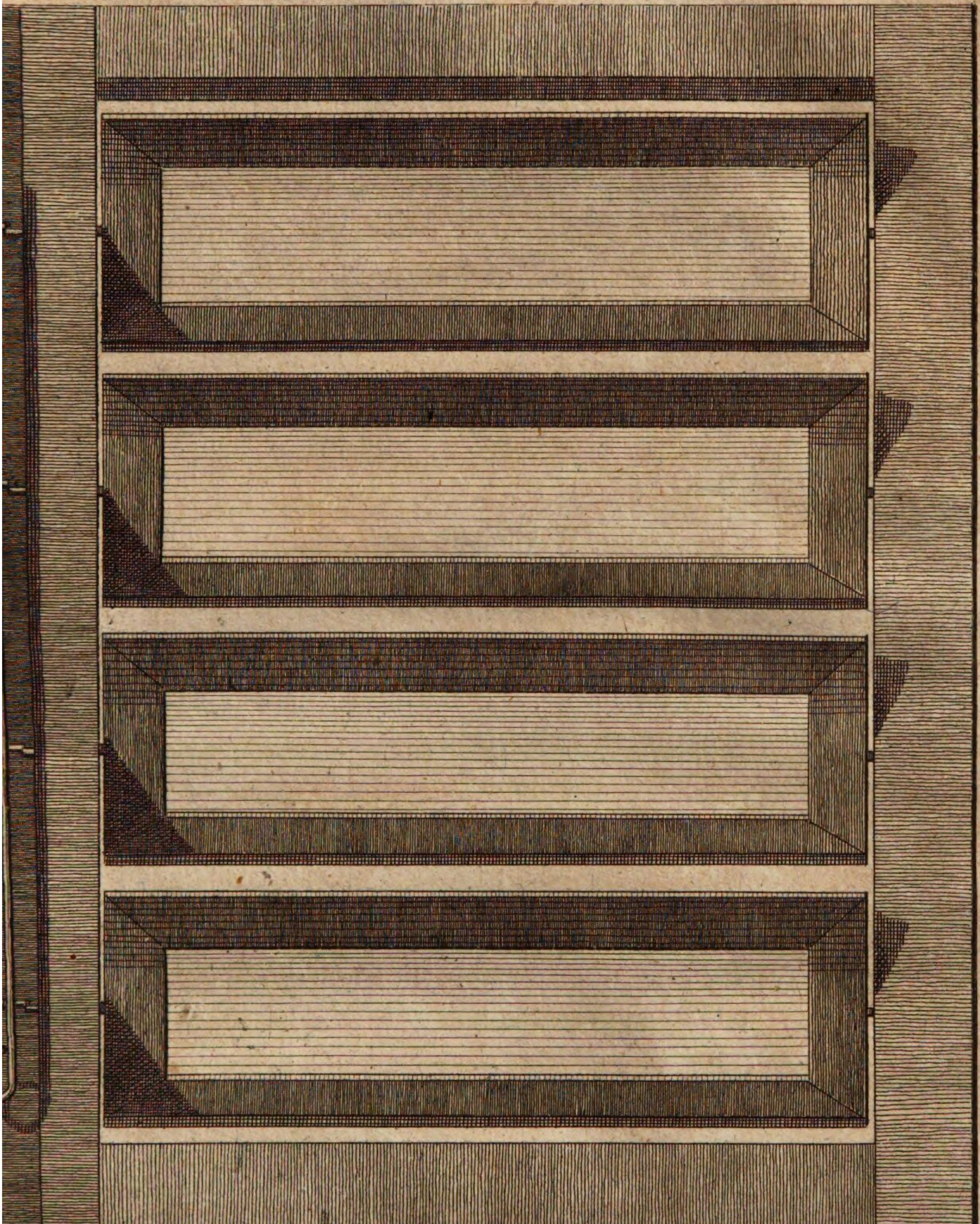
Ich habe der Aufnahme der Kranken in *Guy's Hospital* mehrere Male beigewohnet, und kann versichern, dass das, was ich hier sage, nicht allenfalls blos auf dem Reglement des Spitals geschrieben steht, sondern in der That ausgeübet wird. Man läuft überhaupt in Grossbrittanien selten Gefahr durch schöne Worte betrogen zu werden; denn man sieht gewöhnlich, dass überhaupt mehr ausgeführt wird, als man vorgeschrieben findet. So sahe ich durchgehends, dass die Spitalärzte, welche die Kranken aufzunehmen hatten, (ein Geschäft, welches unter ihnen wechselt) vorher die Kranken, welche sich gemeldet hatten, genau untersuchten, und dann diejenigen auswählten, die der Hilfe am meisten bedurften. Der dem Tode nahe Lungensüchtige wurde deshalb dem bleichsüchtigen Mädchen vorgezogen, u. s. f. Nur Pocken und Masern werden nicht in das Spital aufgenommen.

Die Pazienten, welche zurückgewiesen werden, können sich als auswärtige Kranken ein-

schreiben lassen. Sie erhalten dann die Arzneien von dem Spitale. Wird ihr Umstand sehr bedenklich; so tretten sie dann in dasselbe ein. — Eben so geschieht es nicht selten, dass Kranke, die bei grosser Gefahr aufgenommen wurden, wenn es ihnen besser geht, sich als auswärtige Pazienten behandeln lassen.

Jeder Krankensaal enthält höchstens 36 Bette. Die Säle haben durchaus den Fehler, dass sie zu niedrig sind. Dieser Fehler wird durch die Entfernung, in welcher die Bette stehen, durch die gehörige Ventilation, und durch eine unbeschreibliche Reinlichkeit, so viel als möglich, gut gemacht.

Guy's Hospital ist das einzige Krankenhaus in London, welches die von *Howard* vorgeschlagenen Fenster eingeführet hat. Ich lege hier eine Abbildung *(Tab. V.)* und Beschreibung bei. Man stelle sich z. B. eine Fensteröffnung von 6 Schuh Höhe, und 4 Schuh Breite vor, in welcher sich vier queer gelagerte Glasscheiben, deren Ränder mit Blei eingefast sind, befinden. — Man stelle sich ferner vor, dass diese Glascheiben, wie es bei den hölzernen Scheiben eines sogenannten Jalousie-Gatters der Fall ist, befestiget seien, und auch so zusammenhängen, dass sie nach Willkühr, wenn man sie offen haben will, bald mehr, bald weniger schief; wenn man sie aber verschliessen will, senkrecht zu stehen kommen, und in diesem letzten Falle



Geometrischer Aufriss des etwas geöffneten Fensters.

S. p 202.

nicht gleich den Jalousie - Gattern, wie Schuppen aufeinander liegen, sondern so zusammenpassen, dass sich der untere Rand der oberen Scheibe auf den oberen Rand der unteren Scheibe anschliesse. Nur ist hier noch anzumerken, dass die Stange, welche die gesamten Scheiben vereiniget, nicht, wie bei dem angeführten Vergleiche, in der Mitte des Fensters, sondern an einer Seite befestiget seie. Die so eben beschriebenen Fenster haben vor allen übrigen den grossen Vorzug, dass sie, besonders bei nicht vollkommener Eröffnung, durch ihre schiefe Lage verhindern, dass die äussere Luft, oder der Regen und Schnee gerade auf den Kranken falle. Sie können aber noch einen weit grösseren Vortheil gewähren, wenn man, anstatt die Ränder der Glasscheiben von Blei zu machen, solche aus Eisen verfertiget, so dass die Scheibe eigentlich in eine Rahme von dem letzt erwehnten Metalle komme, und mit einer Kitte überzogen werde. Auf diese Art dienet nemlich die Einfassung zur Sicherheit der allenfalls in den Krankensälen sich befindenden Delirirenden oder Wahnsinnigen, ohne, wie es bei den eisernen Gattern der Fall ist, dem Fenster ein kerkerartiges Ansehen zu geben.

Die Bettstellen sind von Eisen. Wie vortheilhaft dieses seie, brauche ich kaum zu erinnern: denn erstens dauren solche Bettstellen beständig; zweitens schliessen sie alles Ungeziefer aus. Die grossen Kosten, welche der Ankauf derselben verur-

sachet, können dadurch vermindert werden, dass man die Bettstellen nicht sehr von der Erde erhebt, was auch in *Guy's* Spitale der Fall ist.

Die Bette haben keine Strohsäcke, sondern bestehen aus einer Matrazze, zwei ziemlich feinen Leintüchern, einem Kopfkissen, und einem gewebten Teppiche. Ober dem Bette, an der Mauer, ist eine halbzirkelförmige Stange angebracht, an welcher ein Vorhang von blauer Leinwand hängt, der aus zwei Stücken besteht, und so über das Bett gezogen werden kann, damit er nur die obere Hälfte des Kranken bedecke.

In jedem Krankensaale ist ein Kamin nach englischer Art angebracht. Da ich im Frühjahre nach London kam; so kann ich nicht bestimmen, ob diese Beheitzung hinreichend seie.

Die Bedienung der Kranken ist durchaus den Krankenwärterinnen (*nurses*) anvertraut. Diese stehen aber unter der Aufsicht einiger Schwestern (*sisters*), welche überhaupt für die Erhaltung der Ordnung in den Krankensälen sorgen. In jedem Krankensaale steht das Verboth, den Wärtern Geschenke zu ertheilen, mit grossen Buchstaben angeschrieben.

Die Einrichtung der Diät ist folgende. Eigentlich erhalten die Kranken nur viermal die Woche

Fleisch, und zwar blos Rind- und Schöpsenfleisch. Die übrigen Tage bekommen sie Milch, Butter oder Käse. Nur wenn es der Arzt für unumgänglich findet, wird von dieser allgemeinen Einrichtung abgegangen. Sonderbar ist es, und auf keinen Fall zu billigen, dass, wenn der Pazient sich erklärt, er wolle keine Nahrung von dem Spitale; ihm täglich ein halber Schilling *(six-pence)* als Entschädigung ausgezahlet wird; wofür er sich dann, doch nicht ohne Genehmigung des Arztes, holen lassen kann, was ihm beliebt. Ich kann diese Einrichtung nicht billigen; erstens, weil sie zu vielen Unordnungen und Unterschleifen Anlass geben kann; — zweitens, weil das Spital dabei verlieren muss, indem bei sehr schwachen Kranken die Nahrung im Durchschnitt nicht auf einen halben Schilling kommen würde; — und endlich, weil es sehr wahrscheinlich ist, dass mancher Kranke, in der Absicht etwas Geld aus dem Spitale zu bringen, sich die zu seiner, wenigstens schnelleren, Herstellung nöthigen Nahrungsmittel versagen, und so, um nur einen Schaden zu berühren, der Anstalt eine längere Zeit zur Last fallen dürfte.

Der Wein kann wie jede andere Arznei verschrieben werden. Dass man hierin den Kranken nichts abgehen lasse, beweiset der Umstand, dass jährlich dreihundert Pfund Sterling dafür ausgegeben werden.

Die Apotheke wird nun von neuem gebauet, und sehr schön werden. Die Arzneien werden nach einer einfachen, und den Bedürfnissen des Hauses angemessenen Pharmakopoe bereitet. Ihre Kosten betragen jährlich die Summe von 2000 Pfund Sterling, versteht sich mit Inbegriff der auswärtigen Kranken. Der Apotheker, Hr. *Stocker*, scheint mir ein sehr einsichtsvoller Mann zu seyn. Ich habe ihn äusserst bereitwillig gefunden, mir an die Hand zu gehen. So wie es in der Privatpraxis in England durchaus der Fall ist, dass der Apotheker die Kranken besucht, und eigentlich als Medicus ordinarius dienet, während dem die Ärzte nur in schweren Fällen, und gleichsam zum Consilium gerufen werden: so ist diess auch der Fall in diesem so wie in allen übrigen Spitälern Englands mit dem Unterschiede, dass Hr. *Stocker*, so wie es bei den meisten in den Spitälern angestellten Apothekern der Fall zu seyn scheint, ein gebildeter, wohl unterrichteter Mann ist, während dem der grosse Haufe der Stadt- und Landapotheker meistens ohne alle medizinische Erziehung und Kenntnisse seyn solle.

Man wird sich der angeführten Landessitte gemäss nicht wundern, dass, da die vornehmsten Leute *) sich selten täglich des Arztes bedienen;

*) Die Ursache, warum in England die Ärzte nicht gewöhnlich die Kranken besuchen, und nur gleichsam ins Con-

auch die Spitalkranken nicht täglich von ihren Ärzten besuchet werden. Diese kommen nemlich blos zweimal die Woche zur Mittagsstunde zusammen,

silium gebethen werden, liegt wohl darin, dass sie unter einer Guinée keinen Besuch in der Stadt machen, und wenn sie von dieser auf das Land gehohlet werden, eine Guinée für jede englische Meile, wovon fünf eine deutsche ausmachen, erhalten. Da nicht wohl Jemand Arzneikunde studiert, der nicht ein ansehnliches Vermögen hätte; so ist es auch allgemein in London gebräuchlich, dass selbst jüngere Ärzte lieber keine Kranke, oder solche lieber unentgeltlich besuchen, dann weniger, als eine Guinée nehmen. Das höchste, was sowohl sie, als auch bejahrte Ärzte thun, ist, dass sie nebst den bezahlten Besuchen, noch einen freundschaftlichen machen. In diesem Falle wird hier nichts, und dort eine Guinée gegeben. Überhaupt ist es Sitte, dem Arzte jeden Besuch gleich zu bezahlen. Derjenige Arzt, welcher in London die meisten Geschäfte macht, *Sir Walter Farquahar*, soll sich manchmal in einem Tage auf hundert Guinéen gestanden haben: versteht sich, dass ihm mancher Besuch höher als eine Guinée bezahlet wurde. Es heisst, er habe gewisse Jahre über 10,000 Pfund Sterling eingenommen. Man erzählet von mehrern Ärzten eine Anekdote, von der man sagen kann, se non è vera, è ben trovata. Wie gesagt, macht die Guinée ein Pfund, mehr ein Schilling. Sie ist eine Gold- das Pfund Sterling aber blos eine Papiermünze. Als nun in diesen letzten Jahren das Gold anfieng in England seltner zu werden, und man sich des Papiergeldes immer mehr und mehr zu bedienen gezwungen sahe; so wusste man nicht anders das Honorar für die Ärzte einzurichten, als einem Pfund Sterling einen Schilling zuzulegen. Gewöhnlich wickelten die Kranken den Schilling in eine Pfund-Banknote ein. Die Arzte, welche noch gewohnt waren Gold in Papier eingewickelt zu empfangen, und letzteres wegzuwerfen pflegten,

nehmen ein freundschaftliches Frühstück, und besuchen dann in Gesellschaft des Apothekers ihre Pazienten. Auch haben sie keine Besoldung, sondern erhalten blos 40 Pfund jährlich auf Wagen.

Seit dreissig Jahren haben die Vorsteher des *Guy's Hospitals* den Entschluss gefasst, diese Anstalt gemeinnütziger zu machen, und den allda angestellten Ärzten und Wundärzten die Gelegenheit zu verschaffen *Vorlesungen* zu halten. Da ihre Anzahl jedoch nicht hinreichte, um alle Theile der Heilkunde lehren zu können; so tratten sie in Verbindung mit den Ärzten und Wundärzten des benachbarten *H. Thomas Spitals*, und bildeten auf diese Art eine medizinisch - chirurgische Akademie, welche von einer grossen Anzahl junger Ärzte und Wundärzte besuchet wird. Ich werde weiter unten, wenn ich von dem H. Thomas Spital gehandelt haben werde, von dieser Lehranstalt sprechen, und bei dieser Gelegenheit die Hrn. Ärzte und Wundärzte der beiden Spitäler anführen.

Hier habe ich noch von einer Anstalt zu sprechen, die zu dem *Guy's* Spitale gehört; nemlich von einer kleinen, sehr schönen, *Anstalt für Wahnsinnige.* Ich rede hier blos von der neu für die Wei-

— verfuhren vom Anfange bei der neuen Bezahlung eben so, und brachten auf diese Art Schillinge anstatt Guinéen nach Hause.

ber errichteten, weil man mir die alte für Männer nicht gezeigt hat. Ich erfuhr auch ihre Existenz erst wenige Tage vor meiner Abreise, und hörte, dass sie sehr schlecht bestellt seyn solle; welcher Umstand wahrscheinlich die Ursache war, dass man mir dieselbe nicht vorzeigte.

Für die wahnsinnigen Weiber, — und zwar blos zur Versorgung der unheilbaren — befindet sich hinter dem Spitale ein sehr einfaches und zweckmässiges Gebäude. Dasselbe hat nur einen Stock, zu welchem einige Treppen führen. Hat man diese bestiegen; so tritt man in ein Vorzimmer, welches in die Stube der Aufseherin führet; diese gränzt also von hinten an das Vorzimmer; von vorne stosst sie an einen Versammlungssaal für die Kranken, und von jeder Seite an einen Gang, in welchen sich von beiden Seiten die Thüren von sechs Zimmern eröffnen. Die Aufseherin kann daher aus ihrer Stube durch ein sehr grosses und breites Fenster alles beobachten, was in dem Versammlungssaale der Kranken vorgeht. Es befinden sich allda ein mit einem eisernen Gatter umgebener Kamin, mehrere Bänke und Tische, an welchem die Pazienten gemeinschaftlich speisen. Die Gänge oder Corridor's, welche die Aufseherin gleichfalls aus ihrem Zimmer übersieht, sind sehr breit, der Boden von Holz, und äusserst rein, die Mauern sind blassgelb angestrichen: was ihnen ein hei-

teres Ansehen giebt. — Jede Pazientin hat ihre eigene Kammer, dessen Wände innerhalb gegen 6 Schuh hoch mit Holz bedeckt sind, um die Feuchtigkeit abzuhalten, und um zu verhüten, dass die Kranken sich an der Mauer Schaden zufügen, den Kalk herabkratzen u. s. w. — Indessen würde ich mich doch immer fürchten, dass solche hölzerne Bedeckungen ein Nest für Wanzen, u. a. Ungeziefer abgeben dürften. Die Bette sind recht bequem eingerichtet, und haben nebst dem Strohsack, eine Matrazze. Jede Thüre hat ein mit einem eisernen Gatter versehenes Fensterchen. Da die Thüren der Zimmer sich gegenüber stehen, so können letztere täglich gelüftet werden, wenn man in jeder der entgegengesezten Stuben die Thüre und Fenster öffnet, und so der Luft einen freien Durchzug gestattet. Diess kann um so eher geschehen, als die meisten Kranken sich nicht den Tag hindurch in ihren Schlafzimmern aufhalten. Auch empfindet man nirgends den geringsten Geruch. Die Pazientinnen waren alle sehr reinlich angezogen, und sahen gut aus. Da sie für unheilbar angesehen werden; so erhalten sie auch keine Arzneien mehr. — Um die unruhigen und tobenden Kranken in Ordnung zu erhalten, bedienet man sich blos des bekannten Zwangkamisols. Das einzige was ich glaube, das in dieser Anstalt besser seyn könnte, wäre ein grösserer Garten, wo sich die Kranken bewegen, und beschäftigen könnten, indem der Hof, wo sich ihr Spital befindet, wirklich ängstlich und klein ist.

H. Thomas Spital.

Es liegt, wie gesagt, beinahe dem so eben beschriebenen Spitale gegenüber. Das gegenwärtige Gebäude wurde im Jahr 1669 durch freiwillige Subskription errichtet. Es besteht aus drei Höfen, die hinter einander liegen. Jeder bildet ein Quadrat, von welchem drei Seiten mit einer Kolonade versehen sind; in der Mitte eines jeden Hofes steht eine Statue. Dass dieses alles dem Spitale ein prächtiges Ansehen gebe, daran ist wohl eben so wenig zu zweifeln, als dass durch die Höfe, welche die Luft innerhalb vier Mauern einschliessen, der Ventilation ein Hinderniss gesetzet werde.

Auch die Krankensäle, deren neunzehn vorhanden sind, sind nicht hoch und vortheilhaft eingerichtet; die Anzahl der Bette beläuft sich auf 442; ihre Einrichtung ist, wie in *Guy's* Spital, doch wie mir schien, nicht so reinlich.

Die Einkünfte des Spitals bestehen theils aus dem Interesse ansehnlicher, meistens durch Vermächtnisse erhaltener Kapitalien, theils aus jährlichen Beiträgen durch freiwillige Subskription. Ich kann nicht angeben, wie hoch sie sich belaufen.

Das H. Thomas Spital steht eigentlich unter dem Lord-Mair von London. Doch wird es von denje-

nigen administrirt, welche zu dessen Erhaltung jährlich unterschreiben. — Dringende Fälle ausgenommen, müssen alle Kranken, welche in das Spital aufgenommen werden wollen, von einem der eben erwehnten Direktoren eine Empfehlung vorweisen. Diess gilt nicht allein von den Kranken, die aufgenommen werden, sondern auch von jenen, die sich auf Kosten des Spitals zu Hause behandeln lassen.

Im vorigen Jahre wurden aus dem H. Thomas-Spitale 2820 Kranke geheilt entlassen. — 4310 wurden von demselben mit dem nemlichen Erfolge ausserhalb besorget; — es starben von beiden 211 — und 510 blieben noch in der Kur.

Ich habe so eben erinnert, dass sich die Ärzte und Wundärzte des Guy's - Spitals mit jenen vom H. Thomas - Spital vereiniget, und so eine Art Academie gebildet haben. Von den Vorlesungen, welche allda gehalten werden, kann ich folgende Nachricht geben.

Experimental - Physik und Chemie. Dr. *Babington*, und Hr. *Allen.* Während meines Aufenthaltes in London, las blos letzterer, und zwar am Guy's-Spitale, in einem Amphitheater, das so eben um Vieles vergrössert und verbessert worden ware. Hr. *Allen*, ein äusserst unterrichteter Mann, hat einen sehr lehrreichen und schönen Vortrag, und ist aus-

nehmend gefällig. Der nähere Umgang mit demselben war mir auch darum interessant, weil er zu einer Religionsparthei gehört, deren Gebräuche einem Fremden in mancher Hinsicht auffallen müssen. Er ist nemlich ein Quäcker, der allgemein, selbst von seinen Glaubensgenossen, hochgeachtet und geschätzet wird. Ich habe bei Hrn. *Allen* und dessen Freunden die Einfachheit der Sitten, das offene und gutmüthige Betragen, so wie die ausserordentliche Dienstfertigkeit nie genug bewundern können. Man rechnet jenen allerdings unter die vorzüglichsten Chemiker Englands; auch ist er in der auswärtigen Litteratur sehr bewandert, indem ihm sowohl die deutsche, als mehrere andere Sprachen bekannt sind.

Anatomie und chirurgische Operationen. Hr. *Cline*, und Hr. *Astley Cooper.* Sie lesen am H. *Thomas-Spital*, wo sich ein kleines, artiges anatomisches Theater, und anatomisch-pathologisches Cabinet, sammt einer präparir-Anstalt befindet. Ich habe in Hinsicht des Hrn. *Cline* wahres Unglück gehabt. Immer verfehlte ich dessen Vorlesung, und nie konnte ich das Glück haben, ihn operiren zu sehen. Bekanntlich ist Hr. *Cline* einer der ersten und glücklichsten Wundärzte Londons, und diess ist viel gesagt! indem ich nicht glaube, dass irgend ein Ort in der Welt ist, wo die Chirurgie in ihrem ganzen Umfange einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und

in diesem Zustande so ausgebreitet wäre, als diess in London der Fall ist. Glücklicher war ich in Hinsicht des Hrn. *Astley Cooper*, Schwiegersohnes von Hrn. *Cline*, eines Mannes, der bereits die Aufmerksamkeit von ganz Britannien auf sich gezogen hat. Er ist im Begrif ein Werk über die Brüche zu publiziren; von dem sich erwarten lässt, dass es Epoche machen wird. Hrn. *Coopers* neue Beobachtungen in Hinsicht auf die Heilung der Taubheit, sind bereits bekannt. Dessen Vorlesungen haben das Besondere, dass sie jeden Gegenstand, der darin abgehandelt wird, im Ganzen vorstellen. Obwohl nemlich Hr. *Cooper* blos Anatomie, und operative Chirurgie liest; so lässt Er doch gelegenheitlich Pathologie und spezielle Therapie einfliessen. Geschieht dieses auch nur im Vorbeigehen; so gewinnet der Zuhörer doch an der allgemeinen Übersicht, und an dem Zusammenhange mehr, als er durch die tiefeste isolirte Betrachtung irgend eines einzelnen Gegenstandes gewinnen könnte. Übrigens ist Hrn. *Coopers* Vortrag nicht geziert, aber sicher sehr deutlich und lehrreich.

Physiologie. Dr. *Haighton.* Er liest auch über Frauenzimmer-Krankheiten und Geburtshilfe. Ich habe keiner seiner Vorlesungen beigewohnet. Hingegen habe ich Hrn. *Haighton*'s anatomisch-pathologisches auserlesene Cabinet gesehen. Es enthält grösstentheils Gegenstände, welche das Accouchement, oder die Krankheiten der weibli-

chen Zeugungstheile betreffen. Nebst einer Reihe von foetus verschiedenen Alters, und einer beträchtlichen Menge von Monstra, zogen die vollständige Sammlung von Polypen, und die Verwüstungen der Gebährmutter durch Krebsartige Geschwüre, so wie auch ein doppelter Uterus, zu welchem eine doppelte Vagina führte, vorzüglich meine Aufmerksamkeit an sich.

Theorie der Medizin und *Materia medica.* Dr. *Curry.* Dieser Arzt am *Guy's-Spitale* gehöret zu den wenigen Engländern, welche in der Heilkunde sich nicht ganz auf den Weg der Empyrie werfen. Ich wohnte einer seiner Vorlesungen über die Pathologie der Fieber bei, welche mir äusserst wohl gefiel. Er sprach vorzüglich von der Zeit, welche zwischen der Ansteckung, oder Wirkung der Schädlichkeiten, und dem Ausbruche des Übels vorbeistreichet. Bei dieser Gelegenheit bewiess er, vorzüglich in Hinsicht auf Wechselfieber, dass sich hierüber nichts Allgemeines sagen lasse. Dr. *Curry* stellte nemlich dem von *Pringle* erzählten Beispiele von Soldaten, die Morgens frühe nach sumpfigen Gegenden gesund ausritten, und des Abends bereits mit heftigem Irrereden und andern gefährlichen Symptomen des Fiebers nach Hause kamen, die Erfahrung von Dr. *Marcet* entgegen, welche lehret, dass zwei Menschen sich dem Sumpf-*Miasma* ausgesetzt hatten, und erst drei Wochen nachher von dem intermittirenden Fieber ergriffen

wurden. Dr. *Curry*'s Vortrag ist sehr deutlich, und, da er ziemlich leise spricht, auch Aufmerksamkeit erregend.

Medizinische Praxis. Dr. *Babington* und Dr. *Curry*. Ich hörte blos letzteren; Dr. *Babington* begleitete ich hingegen mehrmals an das Krankenbett in Guy's-Spital. Dessen Praxis ist nicht empyrisch, und hat ausserordentlich viel mit jener unserer besten deutschen Ärzte gemein; auch wird Dr. *Babington* allgemein unter die ausgezeichnesten Ärzte Londons gezählet. Ich habe unter seinen Kranken eben keinen besonders wichtigen Fall gesehen, ausgenommen jenen einer *Gangraena sicca Potii*, und einen, jedoch noch nicht ganz deklarirten, Diabetes. Im ersten Falle verschrieb Dr. *Babington* alle vier Stunden einen Skrupel Bisam. Der Kranke mit dem Diabetes, gab Dr. *Marcet* die Veranlassung mir eine Beobachtung mitzutheilen, welche interessant, und, wenn ich nicht irre, neu ist. Er beobachtete nemlich in mehrern Fällen von Diabetes, dass sich um den Penis und das Scrotum eine weisse Bork ansetzet, als wenn diese Theile überzuckert wären. Dr. *Marcet* hat nie Gelegenheit gehabt, diesen Stoff, der vielleicht Zucker sein dürfte, zu untersuchen.

Thierarzneykunde. Dr. *Kollmann*, Professor an dem k. Veterinair-Collegium. Ich werde von diesem ausgezeichneten und berühmten Manne in

der Folge sprechen; hier ist es genug, anzumerken, dass er im Winter, am Guy's-Spitale mehrere Vorlesungen über Thierarzneykunde für Ärzte und Wundärzte giebt, die mit einem Beifalle, der an Enthusiasmus gränzet, aufgenommen werden.

Die oben erwehnten Vorlesungen kosten dem, der sie hören will, von drei bis zehn Guineen. Diejenigen, welche in das Spital als Assistenten oder Praktikanten kommen wollen, zahlen, wie folget, nemlich:

		Guineen.	Schillinge.
Die Ärzte.	Ein für allemal.	22 —	—
	Für ein Jahr.	15 —	15
	Für 6 Monate.	10 —	10
	An Erkenntlichkeit für Apotheker u. s. w. .	2 —	2
Die Wundärzte.	*Als blose Zuschauer.*		
	Für ein Jahr.	25 —	4
	Für ein halbes Jahr. . .	18 —	18
	Neben-Presenten. . . .	1 —	1
	Als Mithandelnde beim Verbande u. dgl.		
	Für ein Jahr.	50 —	—
	Für ein halbes Jahr. . .	31 —	10
	Neben-Geschenken. . .	1 —	—

Um die Unterrichtsanstalt vollkommener zu machen, versammelten sich die Lehrer an den beiden Spitälern mit ihren ausgezeichnetsten Schülern, und stifteten so eine medizinische Gesellschaft, welche sich *Physical Society of Guy's Hospital* nennet. Diese Gesellschaft fährt nun fort, sich ihre Mitglieder selbst zu wählen. Ihre Sitzungen finden jeden Sonnabend, vom Oktober bis in den März, im Amphitheater des Guy's-Spitals, Platz. Es herrschet allda der beste Ton, und, obwohl die gröste Anzahl der Mitglieder junge Leute sind, eine wunderbare Ernsthaftigkeit. Ich wohnte einer Sitzung bei, in welcher, unter dem Präsidium des Hrn. *Allen*, über den Einfluss der Leidenschaften auf den menschlichen Körper debattirt wurde. Als die Rede von der *Liebe* war, sprach man mit so vielem Anstande darüber, dass kein bejahrter Schriftsteller diesen delikaten Gegenstand mit mehr Schonung hätte abhandeln können. Es ist nemlich gebräuchlich, bei jeder Zusammenkunft über einen in der vorigen Sitzung bestimmten Gegenstand zu sprechen. Da diese fürtrefliche Übung in Gegenwart einiger Lehrer geschieht, die dem Gespräche die gehörige Richtung geben können; so lässt sich leicht einsehen, dass solche öfters mit keinem geringen Grad von Interesse verknüpft sein müsse. Auf jeden Fall hat sie den Vortheil, dass die jungen Leute Eifer für ihre Wissenschaft bekommen, dass sich solche im Redner-Talent üben, so, dass die Lehrer eine Gelegenheit erhalten, ihre Schüler und

die tauglichsten Köpfe darunter näher kennen zu lernen, und auszuzeichnen. Die Kosten für jedes Mitglied, belaufen sich jährlich auf zwei Guineen. Zugleich wird eine Summe von der Gesellschaft bestimmt, um die bereits angeschafte, ansehnliche, ihr zugehörende Bibliothek zu vermehren. Die anzukaufenden Bücher werden durch einen Ausschuss vorgeschlagen; müssen aber, bevor sie wirklich angeschaft werden, von der ganzen Gesellschaft Sanctionirt seyn.

Die medizinische Gesellschaft von Guy's-Spitale feiert jährlich ihren Stiftungstag durch ein grosses *Dinée* — (*Anniversary-dinner*) — und diess nach gut englischer Sitte. Es fand den 19ten März, wenige Tage nach meiner Ankunft Platz, und verschafte mir nicht allein den Anblick eines für mich neuen und höchst interessanten Schauspiels, sondern auch die Gelegenheit, mit mehrern der ausgezeichnetsten Ärzte Londons Bekanntschaft zu machen, — und so in wenigen Stunden das zurückzulegen, wozu ich sonst wahrscheinlich mehrere Wochen gebraucht hätte. Die Versammlung war sehr zahlreich; Der Tisch bestand aus 90 Couverts. Unter den Anwesenden zogen besonders die Doctoren *Saunders*, *Woodwill*, *Babington*, *Curry*, *Kolmann*, *Marcet*, *Yelloly*, so wie die Hrn. *Cline*, *Cooper*, *Allen*, und mehrere ausgezeichnete junge Ärzte meine Aufmerksamkeit auf sich. Dr. *Jenner* hätte auch gegenwärtig seyn sol-

len; war aber durch eine Unpässlichkeit abgehalten. Das unbeschreibliche Vergnügen dessen Bekanntschaft zu machen, war mir daher für eine andere Gelegenheit vorbehalten. Nach dem *Diné*, wurde, wie gewöhnlich, die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie, dann jene des Stifters der Gesellschaft, Dr. *Saunders*, des abwesenden Dr. *Jenners*, und des Dr. *Woodwill's*, mit lautem *Vivat* getrunken. Letzterer proponirte, als er meiner Erwähnung that, der medizinischen Fakultät in Wien einem *toast* zuzubringen: woran auch die ganze Gesellschaft lebhaften Antheil nahm.

Es wäre mir ohnmöglich aufzuhören von Guy's-Spitale zu reden, ohne von zwei so eben genannten Ärzten besondere Meldung zu machen, nemlich von Dr. *Saunders* und Dr. *Marcet*.

Dr. *Saunders*, — welcher der litterarischen Republik durch mehrere Werke, besonders aber durch seine Analyse der rothen Chinarinde, und durch die Beschreibung der Leberkrankheiten, so wie durch die Geschichte der Mineralwasser rühmlich bekannt ist, war Arzt am Guy's-Spitale. Er trat seinen Platz vor mehreren Jahren ab, wie diess überhaupt bei allen Ärzten dieser Hauptstadt der Fall ist, wenn sie sich durch Spitaldienst einmal eine reichliche Praxis verschaft haben. Dessen ohngeachtet behielt Dr. *Saunders* noch immer eine Vorliebe für die Anstalt, in welcher Er sich

so vortheilhaft ausgezeichnet, und zu deren Vervollkommnung er so viel beigetragen hat. Auch betrachten Ihn die allda wirklich angestellten Ärzte insgesammt als ihren Vater; und Er sie, wie seine Söhne. Ich kann meinen Lesern keine bessere Idee von Dr. *Saunders*, der nun mit an der Spitze der Praxis in London steht, geben, als, wenn ich denselben mit einem der grössten Ärzte Deutschlands, nemlich mit Hrn. Dr. *Kapp* in Leipzig, vergleiche. Denn nicht allein gleichen sie sich dem ehrwürdigen, liebreichen und Zutrauen einflösenden Äusseren nach; sondern sie verbinden beide, auf eine gewiss seltne Art, einen hohen Grad von Gelehrsamkeit, mit einem überaus geübten praktischen Blicke, und mit selten anzutreffender Menschenkenntniss.

Dr. *Marcet* — ist der jüngste Arzt am Guy's-Spitale *) Er hat daher die Besorgung der auswärtigen Kranken auf sich, und supplirt in dem Spitale, wenn irgend einer der darin angestellten Ärzte krank, oder sonst abgehalten ist seinen Dienst zu versehen. Dr. *Marcet* ist aus Genf gebürtig. **)

*) Er ist seit dem vorgerückt.

**) Man erlaube mir eine Betrachtung anzuführen, die ich schon öfters zu machen Gelegenheit gehabt habe, und die gewiss ein jeder, der sich in meinem Falle befand, auch gemacht haben würde, nemlich, dass gewiss kein Ort in der Welt, verhältnismässig zu seiner Bevölkerung, so viele interessante Menschen in allen Fächern besitzt, und im Auslande zerstreuet hat, als *Genf*. Ich glaube, dass

Er hat seine Studien in Edimburgh zurückgelegt, kam sodann nach London, wo er sich in wenigen Jahren durch sein angenehmes Äussere, durch sein edles Betragen, durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse ausgezeichnet hat: so, dass man leicht voraus sagen kann, dass er die brillanteste Laufbahne einst betretten wird. *)

sich meine Behauptung nicht allein auf Wissenschaften, Künste und Handel, sondern selbst auf den National-Charakter erstreckt. Der Genfer hat durchaus vieles mit dem Engländer gemein; auch schätzen sich beide mit gleichem Rechte.

*) In diesem Urtheile spricht nicht die Dankbarkeit, welche ich Dr. *Marcet* für die unzähligen Beweise von Freundschaft, die er mir während meines Aufenthaltes in London gab, empfinden muss, mit; — es ist auch besser, dass ich dieser Stillschweigen auferlege, — denn wie könnte ich sie mit Worten ausdrücken? Dr. *Marcet* schenkte mir nicht allein einen beträchtlichen Theil seiner Zeit, um mir mehrere wichtige Gegenstände selbst zu zeigen; sondern er verschafte mir auch eine Menge sehr nützlicher und interessanter Bekanntschaften: und diess leitete Er stets so ein, dass das Lehrreiche mit dem Angenehmen verbunden wurde. Besonders muss ich dafür danken, — dass Er mir durch mehrere Landreisen, die des Sonntages vorgenommen wurden, und bei denen ich mich in der Mitte seiner liebenswürdigen Familie befand, ein Mittel, verschafte, diesen Tag beinahe alle Wochen glücklich zu überstehen. Es ist allgemein bekannt, wie man in England den Sonntag feiert; — aber um sich einen Begrif davon zu machen, muss man wirklich Augenzeuge gewesen seyn. Das ungeheure London, welches die ganze Woche hindurch von beschäftigten Menschen aller Art wimmelt, wird am Sonntage in eine Einöde, in

Heil. Bartholomäus - Spital.

(Smithfield.)

Dieses prächtige Krankenhaus liegt auf einer Anhöhe, fast in der Mitte der Stadt. — Man kann es eigentlich als das grösste Spital von London betrachten. Nur schade, dass dessen Einkünfte nicht hinreichen, eine dem Umfang angemessene Anzahl von Kranken aufzunehmen. Jene bestehen doch in 22,000 Pfund Sterling.

Das H. Bartholomäus-Spital wurde im Jahr 1102, von einem Bürger, Nahmens *Rahere* gestiftet. *Heinrich VIII.* traff es ganz in Verfall an, und half ihm wieder auf. Das gegenwärtige Gebäude steht seit

ein Potsdam ausser der *Manoeuvre* Zeit, verwandlet. Die Kaufläden (*Schops*) aller Art, welche jeden anderen Tag die Strassen so zieren, dass sie alle mehr oder weniger dem *Palais Rojal* in Paris gleichen, sind den ganzen Tag hindurch so, wie gesammte Schauspielhäuser geschlossen. Gesellschaften dürfen keine gehalten werden; ja selbst in freundschaftlichen Zirkeln würde sich niemand Kartenspiele, oder Musik erlauben, ohne sich der Gefahr, Skandal zu geben, und von dem Volke mishandlet zu werden, auszusetzen. — Kömmt dann nun, was so oft der Fall ist, noch so ein finsterer Tag, wo sich der Nebel, der von oben herabsteigt, mit dem aus den unzählbaren Kaminen emporsteigenden Steinkohlen - Dampfe recht innig amalgamirt; so ist die Entstehung des *Spleens* erklärt, und leicht zu begreiffen, wie es einem thun muss, die freie Landluft, und zwar die Luft eines so schönen Landes, das durch Kunst selbst Italiens Natur zu besiegen scheint, zu schöpfen! —

1730. Es ist viereckicht. Jede Seite des Quadrats besteht aus einem prächtigen Gebäude. Diese Gebäude hängen nicht zusammen, sondern stehen 30 Schuh weit von den Ecken auseinander. Zwey Flügel desselben enthalten, jeder, sechszehn Krankensäle für Männer; wovon aber gewöhnlich nur zwölf gefüllet sind. In dem dritten Flügel sind vierzehn Krankenzimmer für Weiber; — der vierte Flügel enthält die Wohnungen für Offizianten; und den schönen Saal, wo sich die Administratoren versammeln. Auf der Stiege, die dahin führet, befindet sich ein, wenn ich so sagen darf, pathologisches Gemählde von *Hogarth*. Es stellet mehrere Kranke mit verschiedenen Übeln, als Aussatz, Abzehrung, Wassersucht, behaftet, sehr treffend vor, und hat den von mir schon einmal geäusser- Wunsch *), eine pathologische Physionomik zu liefern, wieder von Neuem rege gemacht. In dem Versammlungssaale selbsten, sahe ich ein sehr schönes Bildniss des unsterblichen Wundarztes *Pott*, der ehemals an diesem Krankenhause praktizirte.

Die Anzahl der Kranken im Bartholomäus-Spitale ist beiläufig 300. Nebstdem besorgt es auch auswärtige Individuen. Im Jahr 1803 wurde an Ostern folgender Bericht in Hinsicht der im verflossenen Jahre durch dieses Krankenhaus verpflegter Pazienten abgestattet. Geheilt und Entlassen

*) In meinen Erläuterungen der Erregungstheorie.

an Kranken, die in dem Spitale behandelt wurden, 3895 — eben so, die ausser demselben besorgt wurden, 4310, — gestorben, 325, — noch in der Behandlung, 673.

Die Krankenzimmer enthalten blos 10 bis 14 Bette; die Bettstellen sind von Holz und altmodisch. Da die Fenster nur auf einer Seite des Zimmers angebracht sind; so scheinet es, man habe den hieraus entstandenen Mangel an Ventilation, dadurch ersetzen wollen: dass die Thüren der Krankenzimmer, die Zeit der grössten Kälte abgerechnet, stets offen gehalten werden. Dazu kömmt noch der Umstand, dass jeder Krankensaal an dem darin befindlichen Kamin einen guten Ventilator hat. Sehr reichlich ist das ganze Haus mit Wasser versehen.

Die Wartung der Kranken ist Weibspersonen anvertraut. Jedes Krankenzimmer hat deren zwei bis vier.

Auch hier liegen die Pazienten ohne Rücksicht ihrer Krankheiten vermischt; die meisten Kranken, die ich sahe, hatten entweder die, im Monat März in London entstandene, Influenza *(Crippe)*, oder waren mit chronischen Übeln behaftet. Die Ärzte sowohl als Wundärzte besorgen sie gemeinschaftlich, wie es im Guy's - Spitale der Fall ist. Wie da ver-

hält es sich auch mit der Diät, und mit den übrigen Einrichtungen.

Die Apotheke ist sehr ordentlich und einfach eingerichtet, und dispensirt nach einer eigenen Pharmakopoe.

Es sind am Heil. Bartholomäus-Spital drei Ärzte, und eben so viele Wundärzte angestellt. Sie geniessen keiner Besoldung, sondern haben blos die Gelegenheit, Vorlesungen allda zu geben, und sich durch den Ertrag derselben ein ansehnliches Einkommen zu verschaffen. Ich habe diese Herren, bis auf einen unter ihnen, kennen gelernt, und nicht allein mehrmalen ihren Krankenbesuchen beigewohnet, sondern auch die Vorlesungen der mehrsten angehört.

Dr. *Powel* liest Chemie und Pharmazie. Dr. *Saunders* verschafte mir dessen Bekanntschaft durch einen Empfehlungsbrief. Obwohl dieses nicht absolut nöthig ist; so würde ich es doch niemand leicht rathen, sich ganz unbekannt in diesem, so wie in jedem anderen Spitale, *Guy's - Spital* vielleicht allein ausgenommen, zu presentiren. Dr. *Powel* ist ein Mann in den besten Jahren; — aber etwas rohe. Dessen Vortrag ist ungekünstelt und recht deutlich. Auch die Experimente gelangen gut. Dr. *Powel* hat sich in dem Spitale selbst ein kleines Laboratorium und ein Amphitheater errich-

ten lassen. Ich begleitete ihn auch einigemalen bei seinen Krankenbesuchen, und sahe allda, unter andern, einen Fall von *Chorea St. Viti*, die durch das salpetersaure Silber *(Nitrate d'Argent)* geheilt wurde. Dr. *Powel* hat mehrere ähnliche Beispiele gehabt.

Dr. *Roberts* liest spezielle Therapie. Ich habe keiner seiner Vorlesungen beiwohnen können. Hingegen begleitete ich denselben mehrmalen an das Krankenbette; wo er aber, wahrscheinlich weil die Krankheiten nichts besonders Wichtiges darbothen, ziemlich schnell zu Werke gieng; doch hatte ich noch immer Zeit genug, um zu bemerken, dass Dr. *Roberts* ein grosser Freund von Calomel ist.

Sir James Earl Nachfolger und Schwiegersohn von *Pott*, ist nebst Hrn. *Blicke*, der erste Wundarzt am H. Bartholomäus - Spitale. Ich habe dessen Bekanntschaft *Sir Walther Farquahar* zu verdanken, und an demselben einen sehr gefälligen Mann gefunden. Er verrichtet die meisten Operationen, und dieses, so wie es sich von einem Nachfolger des grossun *Potts*, und von einem der angesehensten Wundärzten Londons erwarten lässt. Ich sahe ihn mehrmalen operiren, und unter andern die Amputation einer Brust unter sehr mislichen Umständen, mit ausserordentlicher Geschicklichkeit vornehmen. Die Operationen werden in einem sehr schönen, hellen Amphitheater, das gegen 80 Zuschauer enthalten

kann, gemacht. Die jungen Ärzte und Wundärzte lässt man blos zu, wenn sie ein Eintrittsbillet haben. Um den Operationen, so wie den Krankenbesuchen beizuwohnen, werden, beinahe wie in den vorher angeführten Spitälern, jährlich 25 Guineen, — halb jährlich 18 Guineen, — und auf drei Monate 12 Guineen bezahlt. Wer hingegen selbst Hand anlegen, d. h. Aderlassen, Verbinden, Beinbrüche einrichten, und kleine Operationen verrichten will; der hat jährlich 50 Guineen zu erlegen. Und dieses hohen Preises ohngeachtet, war bei *Sir James Earl's* Operationen das Amphitheater gepropft voll.

Eben so zahlreich wurden die *anatomisch-chirurgischen Vorlesungen* des Hrn. *Abernethy* besucht. Dieser höchst interessante Mann ist der jüngste Wundarzt am Heil. Bartholomäus-Spital. — Er hat sich bereits durch seine ausgezeichnete Talente grossen Ruhm in London erworben, und ist auch in dem Auslande durch seine medizinisch-chirurgische Beobachtungen bekannt worden. Obwohl Hr. *Abernethy* wegen Kürze der Zeit sehr oberflächlich über die Gegenstände, die er in seinen Vorlesungen abhandelt, hinaus gehen muss; so weiss er doch mitunter so viele originelle Ideen anzubringen, dass sie das grösste Interesse für mich hatten. Ich werde unter andern mich immer mit Vergnügen an eine Vorlesung erinnern, wo er über die Krankheiten der Leber sprach, und auf zwei Punkte aufmerksam machte, die gewöhnlich

in der Praxis übersehen werden, und die er durch die wichtigsten Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung erläuterte: nemlich auf die Erzeugung mehrerer Krankheiten des Gehirns, als Folge von Leberübeln, — so wie auf eine gewisse Gattung von scheinbarer Lungensucht, die ebenfalis als eine Folge mehrerer Fehler der Leber entsteht, und häufig verkannt wird. Ich habe selbst mehrere Beispiele dieser Art gesehen, in welchen ich durch die Richtigkeit meiner Diagnose in Stand gesetzt worden bin, dort Hilfe zu schaffen, wo sie, wenn das Übel in den Lungen gewesen wäre, als ohnmöglich hätte erkläret werden müssen. Es freuete mich auch zu hören, dass Hr. *Abernethy* unter solchen Umständen die nemlichen Merkmale angab, die ich bisher beständig gefunden habe: d. h. wenn, — meistens nach vorausgegangenem Kummer, die Esslust sich zu verlieren, und der Stuhlgang träge zu werden pflegt, wenn sich nebstdem viele Zufälle von Blähungen, Spannung in der Lebergegend, und ein beständiger Reiz zum Husten einstellen, der Husten aber kurz abgestossen, und trocken bleibt, das Angesicht immer blasser und erdfarbiger wird, u. s. w. Hr. *Abernethy* berührte bei dieser Gelegenheit ganz kurz die Kurmethode dieses Übels, welche gröstentheils in dem Gebrauch von *Calomel* besteht. Ich pflege dieses Mittel mit etwas Brechweinstein in kleinen Gaben sammt einer bitteren Arzney zu geben.

Heil. Georg - Spital.

(Hyde Park Corner.)

Dieses Spital wird blos durch jährliche Beiträge und Geschenke unterstützt. Es hat eine gute Lage, und ist sehr nahe an der Stadt. Eine Gesellschaft wohlthätiger Menschen stiftete es im Jahr 1733 für ungefähr 250 Kranke, diejenige abgerechnet, welche blos die Arzneyen von da erhalten. In letztern Zeiten wurde der Eifer unter dem Publikum für diese Anstalt ziemlich lau: so, dass jetzt manche Verbesserungen unterbleiben müssen, und nur dann vorgenommen werden können, wenn ein sehr ansehnliches, von einem noch lebenden alten Manne versprochenes, Vermächtniss derselben zufallen wird. Indessen belaufen sich doch die Einkünfte des Heil. Georgs - Spital über 4600 Pfund Sterling jährlich. Unter den chronischen Kranken werden vorzüglich, dem Zweck der Stiftung gemäss, Lahme aufgenommen. Daher bemerket man auch auf der Aussenseite des Spitals die Inschrift: *St, George's Hospital for Sick and Lame.*

Die Kranken, welche sich zur Aufnahme, oder auch zur auswärtigen Hilfe melden, müssen eine Empfehlung irgend eines Direktors *(Governor)* dieses Krankenhauses haben. *Governor* kann jeder allda werden, der keine Besoldung von dem Spitale zieht, und jährlich die Summe von fünf Gui-

neen unterschreibt, oder der Anstalt ein für allemal ein Geschenk von 50 Pfund Sterling macht.

In einigen Spitälern von London, wie z. B. im H. Bartholomäus-Spitale, ist es gebräuchlich, dass jeder Kranke, der in dasselbe aufgenommen wird, eine gewisse Summe depositiren muss, die, im Falle, dass er stirbt, für die Leichenkosten verwendet, — wenn er hingegen austritt, zurückgegeben wird. Diess ist nicht der Fall im H. Georg-Spitale.

Im Jahr 1801, von welchem ich blos die Berechnungen besitze, wurden in jener Anstalt 1322 Kranke aufgenommen. Von diesen wurden

Gesund entlassen.	521
Gebessert.	110
Nicht für das Spital geeignet befunden.	8
Wegen Unordnung fortgeschickt. . . .	26
Als unheilbar entlassen.	11
Sind gestorben.	115
In auswärtige Kranke verwandelt. . . .	376
Summa . .	1167

Die Anzahl der auswärtigen Kranken betrug überhaupt 899.

Was die Einrichtung des Heil. Georg-Spitals betrift, so habe ich zu erinnern, dass sie sich, in Hinsicht auf Diät und ärztliche Besuche, wie in den übrigen Spitälern verhält. Ich bin weit ent-

fernt, das Nemliche von den übrigen Gegenständen sagen zu können: denn die Krankenzimmer sind durchaus niedrig, übel gelüftet, die Bettstellen von Holz, die Bette schlecht und unrein, u. s. w. Das Einzige, was ich zu loben hätte, wäre die bessere Absonderung der Pazienten nach den verschiedenen Übeln, mit denen sie behaftet sind: denn wenigstens findet man hier gröstentheils die äusserlichen Kranken von den innerlichen getrennt.

Am Heil. Georg-Spital sind drei Ärzte und vier Wundärzte angestellt. Ich habe folgende unter ihnen persönlich kennen gelernt.

Dr. *George Pearson* — von welchem ich in der Folge ausführlich sprechen werde.

Dr. *Nevison*, der die Güte hatte, mir das Spital zu zeigen.

Dr. *Pemberton*.

Dr. *Warren*, ein Sohn des Weiland grossen Praktikers in London, dessen Bekanntschaft ich schon vorher in Paris, durch Hrn. *Swediauer*, gemacht hatte.

Hr. *Everard Home* — Wundarzt. Der Nahme dieses ausgezeichneten Mannes lässt zum Voraus vermuthen, dass er mich vorzüglich interessirt

habe, und diess war auch wirklich der Fall. Hr. *Home*, Schwiegersohn und Nachfolger des unsterblichen *John Hunter*'s ist einer derjenigen Wundärzte, welche sich nicht allein durch eine grosse Fertigkeit im Operiren, auszeichnen; sondern zugleich mit den tiefesten Einsichten die Kranken vor- und nach der Operation, sowohl mit innerlichen als äusserlichen Mitteln zu behandlen wissen. Ich hatte das Glück mehrmalen diesen grossen Wundarzt operiren zu sehen. Erstaunt hat mich dessen Fertigkeit in der Lythothomie. Hr. *Home* hatte mir vorausgesagt, dass er sich nicht vorzüglich mit dieser Operation abgebe, sondern dieselbe so, wie jede andere vornehme; ja, selbst nicht gar so oft auszuüben Gelegenheit gehabt habe: indem die meisten in den Spitälern von London angestellten Wundärzte sich der Lythothomie unterzöhen. Doch operirte er, obwohl mit einer ganz anderen Methode, mit derselben Fertigkeit, wie der berühmte *Pajola* in Venedig, dessen vier hundert achtzehntem Steinschnitt, ich beiwohnte.

Hr. *Everard Home* ist bekanntlich der erste, welcher den Vorschlag von *John Hunter*, die hartnäckigen Verengerungen der Harnröhre mit Causticis zu behandeln, in Ausübung gebracht hat. Dessen Beobachtungen sind in einem seiner eigenen Werke ausführlich beschrieben. Das Vorzüglichste dieser Methode, von deren Anwendung ich in diesem Spitale Augenzeuge war, besteht im Folgenden:

Man untersuchet vor allem die Harnröhre des Pazienten mit einer gewöhnlichen weichen *Bougie*, um sich von dem Sitze der Verengerung zu überzeugen. Wie man an das Hinderniss stösst: so macht man bei der Mündung der Harnröhre ein Zeichen an der *Bougie*, um die Entfernung des Wiederstandes von der gedachten Mündung kennen zu lernen. Den folgenden Tag nimmt man eine ähnliche *Bougie*, die so dick als möglich seyn muss, um die Wände der Harnröhre weit von einander zu halten, und befestiget sorgfältig an ihrer Spitze ein Stückchen causticum. Ist diess geschehen; so fährt man schnell in die Harnröhre bis zu dem Widerstande hin; verweilet allda eine viertel- oder halbe Minute, und ziehet dann auf die nemliche Art die *Bougie* zurück. Der Pazient muss sich hierauf einige Stunden ruhig verhalten. Die Operation wird über den andern Tag wiederhohlet: doch so, dass man jedesmal eine gewöhnliche *Bougie* der mit dem Causticum bewafneten vorausschickt, um zu sehen, ob man durch die vorhergegangene Anwendung letzterer, bereits etwas gewonnen habe. Es lässt sich nicht bestimmeu, wie oft man diese Anwendung wiederhohlen müsse. Manchmal sind zwölf Anwendungen hinreichend, um den Widerstand in der Harnröhre zu überwältigen; — manchmal werden deren dreyssig erfordert. — Das sicherste Zeichen, dass man in der Heilung Fortschritte gemacht habe, ist, wenn heftige Schmerzen, Entzündung des Nebenhodens, und Blutfluss

aus der Harnröhre entstehen. Letztere sind am Fürchterlichsten, und werden manchmal sehr ansehnlich; doch sollen sie ohne Folgen seyn, wenn sich der Pazient einige Zeit ruhig hält, und ihnen kein Hinderniss in den Weg legt. Entstehen heftigere Zufälle, wie z. B. starke Krämpfe; so werden sie durch den Gebrauch von Opium und Bädern gehoben. — Ich sahe die Anwendung dieser Methode unter andern durch Hrn. *Gybbs*, Assistenten von Hrn. *Home*, bei einem Manne, der, nebst der Verengerung, eine Fistel am Perinaeum hatte, mit dem besten Erfolge machen. Überhaupt fand ich alle Wundärzte Englands über den Nutzen der caustischen *Bougien* bei hartnäckigen Verengerungen der Harnröhre, die aus vorausgegangenem Tripper entstanden sind, so einstimmig, ich hörte diese Methode so allgemein für eine der grössten Entdeckungen, deren sich die Wundarzneykunde rühmen könnte, anpreisen: dass ich, obwohl die Anzahl der eigenen Erfahrungen, die ich mir in Hinsicht derselben gesammelt habe, sehr unbedeutend ist; dennoch kein Bedenken trage, die Wundärzte meines Vaterlandes aufzurufen, diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als sie bisher wohl gethan haben.

Londner-Spital.

(Am Ende der Ost-Seite der City.)

Wahrscheinlich giebt es wenige Spitäler, ich möchte sagen, in der Welt, die in Hinsicht auf Luft, Lage und Bau besser eingerichtet, und bequemer für denjenigen Theil des Publikums, der dieser Art Hilfe am meisten bedarf, gelagert wäre, dann das Londner-Spital. Dieses schöne Krankenhaus liegt nemlich nicht weit von der Themse, nahe an den zahlreichen Manufakturen in *Spitalfields*, folglich in der Nachbarschaft der Wohnungen von Matrosen, Schifzimmerleuten, Seilmachern, und Klasse von armen Handwerksleuten, die, nebst den gewöhnlichen Krankheiten, noch unzähligen Unglücksfällen aller Art unterworfen sind. Zum Beweise dieser letzteren Behauptung, will ich blos die Anzahl der Unglücksfälle anführen, die vom ersten Januar 1801 — bis ersten Januar 1802 in diesem Spital behandelt wurden.

Gebrochene	Hirnschalen.	22
—	Ärme.	20
—	Rippen.	8
—	Beine.	49
—	Schenkel.	18
—	Rückgrade.	2
		119

Verenkte Kinnbacken.	2	
— Schultern.	3	
— Schenkel.	2	
		7
Gebrannte.	18	
Mit Brand.	17	
— Brüchen.	17	
		52
Contusionen, Quetschungen u. s. w. . .	269	
Summa	447	

Und diess unter der Anzahl von 1117 Kranken, wovon

859 entlassen und geheilt, und
75 erleichtert wurden;
180 starben,
3 wegen übelm Betragen verabschiedet wurden.

In allem sind, seit der Errichtung dieses Krankenhauses, von 1740, bis auf den ersten Jäner 1802, — 488,464 Kranke in demselben behandelt worden.

Auch dieses Spital ist blos durch freiwillige Beiträge begründet und unterstützet worden. Leider reicht das Einkommen nicht hin, so viele Kranke aufzunehmen, als in dem schönen und grossen Gebäude Platz haben könnten. Doch beliefen sich die Ausga-

ben im Jahr 1801 — auf 4198 Pfund Sterling, 3 Schilling und 11 Pences.

Fälle, die schleunige Hilfe bedarfen, werden ohne Ausnahme aufgenommen; andere müssen eine Empfehlung von irgend einem der Direktoren oder Wohlthäter des Spitals haben. Die übrige Einrichtung ist wie in den übrigen Spitälern; nur habe ich hier zu erinnern, dass die Ordnung und Reinlichkeit im London-Spitale auf den höchsten Gipfel von Vollkommenheit gebracht ist. Jedes Krankenzimmer hat nur wenige Bette, deren Gestelle theils von Eisen, theils von Holz sind. Hinter dem Spitale ist ein schöner Garten.

Drei Ärzte, von denen ich keinen habe näher kennen lernen, die Doktoren *John Cook*, *William Hamilton*, und *Crampton*, besuchen abwechselnd jeder einen Tag die Kranken; eben so die Wundärzte, *Sir William Blizard*, Hr. *Thomas Blizard*, und Hr. *Headington.* Ersterer ist ein sehr bedeutender und gefälliger Mann. Die grosse Entfernung, in der ich von diesem Spitale wohnte, *) —

*) Ich würde jedem Arzte, der nach London in der Absich reiset, Spitäler zu besuchen, rathen, sich eine Wohnung in *Westminster* zu nehmen, — es seie dann, er wolle *ein* Spital ausschlüslich besuchen, und sich deshalb in dessen Nachbarschaft ziehen. Ich wohnte in *Hay — Market*, und zahlte wochentlich für zwei recht gut meublirte Zimmer, eine Guinee, ohne Heizung. — Obwohl auch dieser Artikel nicht wohlfeil ist; so steht er doch nicht im

sie betrug gewiss eine kleine Poststazion — und die ungeheure Menge von Gegenständen, die ich zu sehen hatte, verhinderten mich dasselbe mehr dann einmal zu besuchen; ich kann daher auch keine Rechenschaft von den Vorlesungen geben, die allda gehalten, und von einer grossen Menge, vorzüglich junger Wundärzte frequentiret werden. Auch ein zahlreiches anatomisch-pathologisches Kabinet, welches sich allda befindet, konnte ich nur oberflächlich besehen.

Zu dem London-Spital gehört eine andere, äusserst interessante, und wohlthätige Institution, die, so viel ich weiss, einzig in ihrer Art ist, nemlich die sogenannte

Samaritaner-Gesellschaft.

Ihr Zweck ist, den Kranken, die aus dem London-Spital entlassen werden, und noch nicht die gehörigen Kräfte haben, um zu ihrer Arbeit gehen zu können, beizustehen. Die Gesellschaft bildete sich im Jahr 1791 — und besteht aus fünfzig Mitgliedern, wovon jedes eine Guinee, — und aus siebenzig le-

Vergleich mit den übrigen. Der Wein kostet einen grossen Thaler die Bouteille, — für eine Henne fordert man eben so viel. Auch die übrigen Nahrungsmittel sind theuer. Die Kosten für Kleidungsstücke nicht so wohl, als der Macherlohn übersteigt allen Begrif. Das Nemliche gilt von den Büchern.

benslänglichen Direktoren, wovon Jeder fünf Guineen jährlich giebt.

Westminster-Spital.

(James Street Westminster.)

Das Westminster-Spital war das erste in seiner Art in Grosbritanien, nemlich das erste durch Subskription errichtete Krankenhaus. Es datirt sich von 1719, wo eine Gesellschaft wohlthätiger Menschen den Grund dazu legte. Jederman, der jährlich für drei Guineen unterschreibt; oder ein für allemal dreissig Pfund schenket, kann stets drei Kranke in dem Spitale, und sechs auserhalb demselben haben, und das Recht, an der Administration desselben Theil zu nehmen, erhalten. Auch Frauenzimmer können, mitteltst eines Sachwalters, Antheil daran bekommen. Wer mehr dann drei Guineen, oder dreissig Pfund giebt, erhält das Recht verhältnissmässig mehr Kranke zu empfehlen.

Das reine Einkommen dieses Spitals belief sich im Jahr 1801 auf 1252 Pfund Sterling, 1 Schilling und $1\frac{1}{4}$ *Pence;* doch wurden 216 Pfund, 13 Schilling, 5 *Pence* mehr ausgegeben. Es hat nebst dem Einkommen durch jährliche Subskription, jenes, welches von den Interessen eines nicht zu veräussernden Kapitals von 11,660 Pfund Sterling herrühret.

Es wäre ungerecht, wenn man von diesem Spitale die Bauart fordern wollte, die wir an neuerrichteten Krankenhäusern bewundern. Dessen Säle sind auch wirklich, einen einzigen ausgenommen, klein, enge, die Bette altmodisch, mit Vorhängen, die Bettstellen von Holz u. s. w. Doch herrschet überall die grösste Reinlichkeit. Die Anzahl der Kranken beläuft slch auf 100. — Alle Übel, Venerische ausgenommen, werden in das Spital aufgenommen, doch nur, wenn sie so beschaffen sind, dass sie nicht füglich ausser demselben können behandelt werden. Seit der Errichtung dieses Spitals, bis auf den 30ten Dezember 1801 inclusive, sind durch dasselbe 138,183 Kranke besorget worden.

Obwohl die Diät in diesem Krankenhause, so wie in allen übrigen beschaffen ist, und die Pazienten nur viermal die Woche 8 Unzen Fleisch erhalten; so haben doch hier die Ärzte und Wundärzte, wie mir scheint, mehr Freiheit, Extra-Speisen zu verschreiben, oder wenigstens machen sie, wie billig, mehr Gebrauch davon, als es sonst in den andern Spitälern zu geschehen pflegt. Ich habe mehrmalen Fische, *Sago*, Eyer, — und mehreren Kranken Wein verschreiben gesehen.

Die an dem Westminster-Spitale angestellten Ärzte, sind die Doktoren *Bradley*, *Morris* und *Maton.* Ersterer ist Mitherausgeber eines medizinischen Journals. Letzterer ist ein Mann, für den ich

die grösste Hochachtung und Freundschaft habe. Dr. *Maton* liebt die Heilkunde, und besorgt seine Kranke mit ausgezeichnetem Fleisse. Er ist nicht allein Arzt, sondern zugleich ein fürtreflicher Botaniker; und dabei ein liebenswürdiger Mann. Überhaupt herrschet unter dem ganzen Personale dieses Spitals, das ich oft zu verschiedenen Stunden besuchte, eine gewisse Gutmüthigkeit, die so ganz an ihrem rechten Orte steht. Ich will nur ein Beispiel davon anführen. Als ich eines Morgens mit Dr. *Maton* in der Apotheke des Westminster-Spitals war, kam eine Oberkrankenwärterin, und sagte ihm, es läge eine katholische Kranke auf dem ihr anvertrauten Zimmer, welche ein sehnliches Verlangen nach einem Priester habe; sie getraue sich aber nicht, so gerne sie es thäte, um solchen zu schicken, da es ihr wäre, als seie diess durch die Statute des Spitals untersagt. Dr. *Maton* erwiederte, dass, wenn ein solches Gesetz existiren sollte, es allerdings sehr abgeschmakt wäre; doch stünde es dann nicht in seiner Macht selbes zu verändern. Um zu wissen, woran man seie, liess er das Gesetzbuch des Spitals bringen, und durchgieng es, ohne irgend etwas über den erwehnten Punkt in demselben zu finden. Als er diess der Wärterin sagte, so las man die lebhafteste Freude auf dem Gesichte des guten Weibes. Indessen bemerkte sie, dass Dr. *Maton* anfieng das Buch von Neuem zu durchblättern. Schnell hielt sie seine Hände fest, und sagte mit dem den Engländerinnen eige-

nen gutmüthigen Tone; „lassen sie es doch dabei bewenden! — sie haben nachgesehen, kein Gesetz gefunden, das mich hindern könnte, so zu handeln, wie es mir mein Herz sagt, — diess reicht ja hin!" Nun versaumte die Gute keinen Augenblick, und rennte davon.

Die Wundärzte des Westminster-Spitals sind die Herren *Lynn*, *Morel* und *Carlisle*.

Hrn. *Lynn* kenne ich vorzüglich. Er gehöret zu den ersten Wundärzten Londons. Seine ungeheure Praxis lässt ihm keine Zeit als Schriftsteller zu erscheinen, was ich sehr bedaure. Ich habe Hrn. *Lynn* mehrmalen operiren sehen, und habe jedesmal dessen auserordentliche Fertigkeit bewundert. Noch mehr hat mir an diesem ausgezeichnetem Wundarzte gefallen, dass er äusserst behutsam in Bestimmung der Frage, ob operiret werden solle oder nicht? zu Werke gehet. Ich habe mehrere Pazienten als nicht operazionsfähig zurückschicken gesehen, die gewiss von mehreren Wundärzten operirt worden wären. Die interessanteste Operazion, welche Hr. *Lynn*, während dem ich das Westminster-Spital besuchte, vornahm, war jene des Aneurysma Arteriae popliteae, nach *John Hunter*. Er hatte diese Operazion schon mehrmal glücklich vorgenommen; diesmal starb aber der Kranke mehrere Wochen nachher, indem ein starker Blutfluss vorausgegangen war. Hr. *Lynn*

hat schon mehrmalen die Lythotomie an Weibern ausgeübt.

Middlesex - Spital.
(West - Minster.)

Die Lage dieses Krankenhauses, so wie selbst der Bau desselben ist äusserst vortheilhaft. Es liegt nemlich in einem der schönsten Theile von *Westminster;* stellt sich prächtig dar, und hat die Gestalt des Buchstaben H, folglich zwei Seiten, die in der Mitte verbunden sind, und vorne den Raum für einen Hof, hinten aber jenen für einen Garten, lassen.

Das *Middlesex-Spital* wurde 1745 für Kranke und Wöchnerinnen errichtet. Im Jahre 1792 stiftete ein Menschenfreund ein Institut für Kranke, die krebsartige Übel haben, hinzu. Er hatte dabei nicht allein die Absicht, die gegenwärtig damit behafteten Pazienten zu unterstützen; sondern auch den Ärzten eine Gelegenheit zu geben Versuche und Bemerkungen über diese bisher unheilbare Krankheit zu machen. Es werden desshalb auch alle Mittel dort versucht, die nur von irgend Jemand vorgeschlagen werden; aber leider geschahe diess bisher ohne Erfolg.

Das Einkommen dieses Spitals, welches blos einen Fond von 13735 Pfund Sterling 5 Schilling

3 Pence hat, rühren vorzüglich von jährlichen Subskripzionen her. Im Jahr 1801 belief es sich auf 3487 Pfund 12 Schillinge und 4 Pence, und im Jahr 1802 auf 2930 Pfund 1 Schilling und 9 Pence. — Es ist selbst wahrscheinlich, dass das Einkommen sich stets vermindern werde: indem dieses Spital durch die Zänkereien und Uneinigkeiten unter den Direktoren, in einen übeln Ruf gekommen ist.

Diese traurige Lage des *Middlesex* - Spitals macht, dass solches, anstatt 400 Kranke, für die es täglich Raum hätte, nur die Hälfte dieser Summe aufnehmen kann. Ein Theil des leerstehenden Spitals wird französischen Emigranten geliehen, und verschaft so ein kleines jährliches Einkommen. Die mit Kranken belegten Zimmer sind indessen nicht übel eingerichtet. Auch ist es beschlossen, für die Zukunft anstatt der hölzernen bereits bestehenden Bettstellen, andere von Eisen einzuführen.

Die Ärzte und Wundärzte besorgen dieses Krankenhaus unentgeltlich. Erstere sind Dr. *Holland*, Dr. *Gower*, Dr. *Mayo* und *Fearon*. Dieser, welchen ich allein kenne, hatte die Güte, mir das Spital zu zeigen. Die Wundärzte sind die Hrn. *Howard*, *Witham*, *Joberns* und Dr. *Poignand*, Accoucheur,

Vom ersten Jäner 1799 bis ersten Jäner 1803 sind im *Middlesex* - Spital

970 Kranke geheilet worden.
17 wurden wegen unordentlichem Betragen entlassen.
104 starben.
100 blieben im Hause.

Fieber - Spital.

(Gray's inn - lane - road.)

Wer sich überzeugen will, dass die Heilkunde im Allgemeinen mehr durch die Masregeln, die sie zur Verhütung der Krankheiten angiebt, als durch die Vorschriften, die sie zu deren Heilung anwendet, vermag; der werfe vorzüglich einen Blick auf die durch Ansteckung hervorgebrachten fieberhaften Krankheiten, wie z. B., — um von den Pocken nicht mehr zu sprechen, — auf die Pest, Masern, Scharlach, und sogenannten Faul - oder Nervenfieber. — Was vermag die Heilkunde gegen diese Plagen des menschlichen Geschlechtes, wenn sie nicht anders durch deren Abwendung mittelst zweckmässiger Polizeigesetze Hilfe schaft? — und worinn bestehen diese Polizeigesetze? — Allerdings vorzüglich in schneller Absonderung der bereits erkrankten von den noch gesunden Mitgliedern der Gesellschaft,

Von dieser Wahrheit überzeugt, geht in dem gegenwärtigen Augenblicke das Bestreben der Engländer dahin, eine der ergiebigsten Quellen der Sterblichkeit, besonders unter der armen Klasse des Volkes, die ansteckenden Faul- und Nervenfieber, durch zweckmässige Hilfsmittel auszutrocknen, und so auch von dieser Seite dem allgemeinen Besten einen Vorschub zu leisten. Die vorzüglichsten Ärzte Grossbritanniens haben diesem Gegenstande ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt, und von Seiten des Publikums die vollkommenste Unterstützung zur Ausführung ihrer Plane erhalten. Dr. *Haygarth* *), Dr. *Clark* **), Dr. *Percival*, Dr. *Ferriar* ***), Dr. *Lettson* ****), Dr. *Currie* †) und Dr. *Stanger* ††); dann die Einwohner der Städte *Newcastle*, *Manchester*, *Liverpool* und *London* haben sich hierin vorzüglich ausgezeichnet. Ich werde hier blos er-

*) *A letter to Dr. Percival on the prevention of infectious fevers, by John* Haygarth.

**) *Dr.* Clark's *Collection of Papers, intended to promote an Institution for the cure and prevention of fevers in Newcastle and other Populous towns.*

***) *Dr.* Ferriar's *Med. Hist. and reflect.*

****) *Medical Hints.*

†) *Dr.* Currie's *Medical Reports.*

††) *Remarks on the necessity and Means of Suppressing contagious fevers in the Metropolis. By Dr.* Stanger.

zählen, was in der Hauptstadt in dieser Hinsicht geschehen ist, und behalte mir vor, von den übrigen Städten am gehörigen Orte zu sprechen.

Eine ansehnliche Menge wohlhabender und edel gesinnter Einwohner Londons versammelte sich, um einen Rapport über die Errichtung eines Instituts zur Heilung und Verhütung der ansteckenden Fieber in der Hauptstadt anzuhören, welchen die Doktoren *Sir Walter Farquhar*, *Garthshore*, *Latham*, *Lettsom*, *Cooke*, *Willan*, *Murray* und *Stanger* den 17ten November 1801 abgestattet haben. Es wurde durch denselben vorgestellt, dass die ansteckenden Fieber meistens unter der armen Klasse von Menschen ihren Anfang nähmen, und sich schnell unter ihnen verbreiteten; — dass sie vorzüglich die Blüthe der Jugend, und am häufigsten Männer, folglich Familien-Väter, ergriffen und hinwegrafften, wodurch ganze Familien in die dringendste Noth versetzet würden. Man belegte diese Behauptungen durch deutliche Beweise, die man aus den Sterbelisten mehrerer grossen Städte, und vorzüglich London's *) zog; und bewies so, auf eine Jedermann einleuchtende Art, dass nebst den Pocken und der Pest, die, dieser letzteren so ähnlichen, Faul- oder Nervenfieber die gröste Anzahl Opfer dem Tode brächten. — Alle diese Bemerkungen bewogen

*) *Bills of Mortality. — London's dreadfull Visitation: or a Bill of mortality for 1664.*

die erwehnten edelgesinnten Menschen, alsogleich eine Subskripzion zu eröffnen, und ein Spital blos für Fieber ansteckender Natur zu stiften. Man wählte dazu ein Privathaus, das sich an einem freien, hohen, gesunden Orte, beinahe ausser der Stadt, nicht sehr weit von dem Findelhause, befindet. Es wurden einstweilen achtzehn Bette eingerichtet. Der allda angestellte Arzt, Dr. *Dimsdale*, ein wackerer, eifriger Mann, begleitete mich mehrmalen dahin. Ich fand die äusserste Reinlichkeit, und die Zimmer auf das Allerzweckmässigste bestellt. Es liegen gewöhnlich nur 3 bis 4 Kranke in einem Zimmer, und geniessen darin einer auf die bekannte Weise stets erneuerten Luft. Die Bettstellen sind von Eisen. Die Bette sind sehr bequem. Hier war es, wo ich zum erstenmal Hrn. Dr. *Currie*'s Methode, die mit Faul- oder Nervenfieber behafteten Kranken, unter gewissen Umständen, durch das Begiesen mit kaltem Wasser zu behandeln, beobachtet habe. Ich werde von dieser Behandlungsweise als einem Gegenstande der grösten Wichtigkeit, unter dem Artikel *Liverpool*, wo ich einige Tage mit Dr. *Currie* selbst verlebt habe, sprechen. Hier verweise ich blos auf einige Krankengeschichten, die Dr. *Dimsdale* bekannt gemacht hat*), und gestehe, dass mich wenig in meinem Leben so sehr frappirt hat, dann einen gefährlichen

*) *Cases of typhus-fevers &c.*

Fieberkranken aus dem Bette nehmen, in einen Kasten sperren, und mit einem Eimer kalten Wasser begiessen zu sehen. Der Erfolg dieser Methode war indessen, so glücklich, als man ihn nur wünschen konnte; und diess nicht allein bei den wenigen Kranken die ich behandeln sahe; sondern beinahe bei der grössern Menge, deren Geschichte sich im Protokolle dieses Krankenhauses, das ich genau untersucht habe, befindet. Ein jeder kann sich hievon überzeugen, der bedenket, dass in dieses neue Spital seit dem 9ten Februar 1802 bis den 5ten Mai 1803

164 Pazienten aufgenommen wurden, wovon
142 geheilt entlassen, und
13 gestorben sind.

Unter letzteren waren noch vier, von welchen nicht ausgemacht seyn solle, dass sie am Fieber gestorben seien.

9 blieben im Hause zurück.

Bethlem - Spital.

(Moor fields.)

Bekanntlich ist dieses Spital eines der beträchtlichsten Irrenhäuser in Europa. Der gröste Theil des Gebäudes wurde 1675 errichtet. Dessen Länge beträgt 540 Fuss, und die Breite 40. In der Folge wurden zu dem Hauptgebäude noch zwei Flügel durch freiwillige Beiträge zugesetzt, dann im Grund

ist das *Bethlem*-Spital ein königliches Institut, das unter der unmittelbaren Aufsicht des *Lord-Mair* steht. Dessen Einkommen rühret von eigenen Fonds her, die grösstentheils durch Vermächtnisse dem Spitale zugefallen sind. So vermachte demselben Jemand vor Kurzem die Summe von 8000 Pfund Sterling.

Vor dem Spitale ist ein mit einer hohen Mauer umgebener Garten angebracht, in welchem die Pazienten spazieren gehen können. Der Eingang in das Spital ist mit einem eleganten eisernen Gatter versehen, und biethet zwei Statuen dar, nemlich die eines melancholischen, und die eines rasenden Narren. Das Innere besteht vorzüglich aus zwei Gallerien, von denen man in die Zimmer der Kranken geht. Diese liegen einzeln, und haben nebst dem Versammlungszimmer; so dass sie sich nicht den ganzen Tag in den Schlafstuben aufzuhalten brauchen. — Letztere sind hier auch mit Holz tapeziert. Die reinlichen Kranken haben gute Bette; die unreinlichen liegen auf Stroh.

Eine ausführlichere Beschreibung dieses Krankenhauses würde überflüssig seyn, indem man dasselbe nächstens niederreissen, und statt dessen, ein neues in *Islington*, einem kleinen Dorfe nahe bei London, errichten wird.

Im Ganzen genommen, sind die Pazienten, deren Anzahl sich auf 200 beläuft, im *Bethlem*-

Spitale nicht so reinlich gehalten, als in den übrigen Krankenhäusern dieser Art in England. Auch sahe ich mehrere Kranke an Ketten liegen, oder sonst geschlossen.

Hr. *Haslam*, Apotheker, führet eigentlich die Aufsicht über die in Bethlem befindlichen Kranken, und besuchet sie täglich als Arzt. Er hat sich durch ein interessantes Werk über Manie bekannt gemacht. Ich habe einen sehr geistreichen, gefälligen Mann an Ihm gefunden, und alle Gelegenheiten benützet, mir dessen Umgang lehrreich zu machen. Was die Methode des Hrn. *Haslams* betrift, so erhellet sie bereits aus dessen Schriften. Es ist mir sehr aufgefallen, dass dieser erfahrne Mann von den meisten übrigen Ärzten darin abweichet, dass er die Aderlässe so oft in Manie anwendbar findet. Eben so denkt er von den abführenden Mitteln. In Hinsicht des Tartarus emeticus stimmt auch er dem allgemeinen Lobe bei. Hyosciamus, Digitalis purpurea, und Quecksilber sollen Ihm nie etwas geleistet haben.

Hr. *Haslam* weichet ferner darin von den meisten seiner Collegen ab, dass er behauptet, bei den Leichenöffnungen der Wahnsinnigen fände sich immer etwas Besonderes im Gehirne.

Ich habe Gelegenheit gehabt mehrere wichtige Kranke in Bethlem - Spitale zu sehen. Unter diesen fand sich einer mit einem Grad von Stolze, der mir bisher nicht vorgekommen wäre. Er glaubte Beherrscher des ganzen Erdbodens zu seyn, und nannte sich daher *Erz - Kaiser* (*Archy Emperor*). Dessen ganzes Zimmer war mit Landkarten und Wappen behängt, ein Umstand, den ich nicht dulten würde: indem so die Heilung, wenn sie auch noch möglich wäre, nie erhalten werden könnte, wie diess aus meiner Unterredung mit Dr. *Willis* erhellen wird. So eben beschäftigte sich der Pazient mit dem Entwurfe seines Residenzschlosses. — Als ich ihm als Deutscher vorgestellt wurde, empfieng er mich sehr gnädig, und mit der Versicherung, dass er von jeher eine gute Meinung von den Deutschen gehabt habe, und unter allen Völkern seien ihm, nach den Engländern, die Deutschen und Russen die Liebsten. Hierauf liess er sich in Discourse über die verschiedenen Regierungsformen ein, worinn er seine närrische Ideen mit einer Beredsamkeit vortrug, dass man hätte glauben sollen, man hätte *Barrere* und *Compagnie* vor sich.

Ein Kranker, der einen weit wichtigeren Umstand darboth, hatte kurz vorher Bethlem verlassen. Ich führe dessen Geschichte so an, wie sie mir von Hrn. *Haslam* mitgetheilet wurde, indem ich sie von der äussersten Wichtigkeit und einzig in ihrer Art glaube. Ein Knabe von zehn Jahren

verrieth seit seinem zweiten Jahre deutliche Spuren von Manie, die stets in einem besonderen Hange Übels zu thun bestanden. Thiere zu martern, Kinder zu beschädigen, alles, was nur zerbrechlich ist, zu zerstören, mit einem Worte, alles mögliche Unheil zu stiften, dafür hat der Pazient eine Begierde, die alle Begriffe, die man sich davon machen kann, übersteigt. Hiebei handelt er so rasch und unversehen, dass dessen Thaten ganz deutlieh das Gepräge von unwillkührlichen Bewegungen an sich tragen. Mit dieser krankhaften Bosheit verbindet der kleine Pazient eine solche Liebe zur Wahrheit, dass er von dieser Seite höchst tugendhaft erscheint: denn nicht allein lehnet er die verursachten Übel nicht von sich, sondern immer ist er der erste, welcher sich anklagt, obwohl diess ernsthafte Züchtigung nach sich zieht. Dass diese Züchtigungen nicht ohne allen Nutzen seien, gesteht er dadurch, dass er den Stock seines Aufsehers, der ihn manchmal traf, verehret, und mehr als einmal davon sagt, diess seie das nöthigste *Moeuble* für den, der mit ihm auskommen wolle. Auch rief er, da man ihn nach Bethlem brachte, alsogleich aus: hier gehöre ich her! Aus allem diesem sieht man, dass der Kranke weit entfernt ist Schwachsinnig oder kindisch zu seyn. Im Gegentheile! Hr. *Haslam* behauptet sogar, er habe in manchen Stücken ausgezeichnete Fähigkeiten. — In Hinsicht der Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung, konnte platterdings nichts entdeckt werden. Das Übel

ist keine Familien-Krankheit, es ist auch durch keine exotische Erziehung veranlasst worden. — Der Schädelbau des Kranken biethet nichts Sonderbares oder Ausgezeichnetes dar, u. s. w. — Ich habe Hrn. *Haslam* beschworen, diesen Knaben, den er seinen Ältern nach *Portsmouth* zurück gab, nie ausser Gesicht zu verlieren, damit man den Ausgang dieser sonderbaren Geschichte erfahren möge.

In dem verflossenen Jahre wurden von dem Bethlem-Spitale.

204 Kranke geheilt entlassen;
17 starben, und
201 blieben zurück.

Dr. *Monro*, Arzt dieses Spitals, habe ich nicht kennen gelernt. Dessen verstorbener Vater schrieb ein schönes Werk über Manie: *Remarks on* Dr. *Battie's Treatise of Madness by John* Monro.

H. Lucas-Spital.
(Old-Street.)

Wenn ich den Plan zu einem formellen grossen Irren-Spitale — zu welchem ich nicht unbedingt rathen würde, angeben sollte; — so würde ich das H. Lucas-Spital zum Modelle nehmen. Man kann nichts Prächtigeres und nichts Zweckmässigeres sehen, als diese, auf Privat-Unkosten errichtete

Anstalt. Sie entstand im Jahr 1751, wo sich mehrere wohlthätige Menschen entschlossen, der grossen Anzahl von Kranken, die das Bethlem-Hospital nicht aufnehmen konnte, zu Hilfe zu kommen. Die Gesellschaft der Unternehmer vergrösserte sich in kurzer Zeit, und die ungeheuren Summen, welche eingiengen, brachten das Vermögen des Spitals in dem gegenwärtigen Augenblicke auf 115,015 Pfund Sterling, 8 Schilling und 2 Pence. Ich will nur die Nahmen einiger unter den vorzüglichsten Wohlthätern, mit den Summen, die sie dem Spitale geschenkt haben, anführen.

		Pfund Sterling.
Hr.	*Richard Cooke.*	Jeder 1000
—	*Francis Craiesteyn.*	
—	*Edward Holden.*	
—	*Thomas Schewell.*	
Mad.	*Francis Byrd.*	
—	*Mary Sambourne.*	
—	*Mary Bourne.*	
—	*Mary Misenor.*	
Hr.	*Jennix Dry.*	2840
—	*Thomas Clarke.*	30,000
—	*William Robinson.*	2000
Lord	*Godolphin.*	4000

Die Einrichtung des Spitals kostete 40,000 Pfund Sterling. Es ist drei Stockwerke hoch, und hat 493 Fuss in der Länge. Die Front verbindet ein prächtiges Ansehen mit der edelsten Einfachheit.

Der Eingang ist im Mittelpunkt, und einige Treppen hoch. Man kömmt gleich in einen Saal, der zum Vorzimmer dienet, und wo die Wohnung einiger zur Aufnahme der Kranken bestimmten Personen ist. Die Stiege, welche von da in die übrigen Stöcke führet, leitet zu dem Versammlungs-Saale für die Direktoren, und zu dem Wohnzimmer des Oberkrankenwärters und der Wärterinn, so wie zu jenen einiger anderen zu dem Spitale gehörigen Personen. — Von jeder Seite, und in jedem Stocke ist eine Gallerie, welche zu den Zellen der Kranken führet; diese sind sich jedoch nicht gegenüber, sondern befinden sich grösstentheils nur auf *einer* Seite, so dass sie fast durchaus unmittelbar Luft und Licht von aussen durch die Gallerie erhalten. Von der hinteren Seite hat ferner jede Zelle ihr eigenes Fenster, welches dem Fensterchen an der Thüre gegenüber steht, und daher die vollkommenste Ventillation gewähret. An dem äussersten Ende jeder Gallerie ist ein Saal angebracht; dort wo die Gallerie von beiden Seiten an das Vorzimmer, an den Versammlungs-Saal, oder an die Zimmer der Oberwärter gränzet, befinden sich eiserne Gatter zu Thüren. Die Fensterscheiben sowohl der Gallerie, als der Zellen, sind hinten mit hölzernen Gattern versehen. Die Thüren letzterer haben eine Öffnung, vor welche man von aussen ein Brett schieben kann. Die Zellen selbst sind sehr geräumig, und bis zur Mannshöhe mit Holz tapezirt. Innerhalb ist kein Schloss an der Thüre,

und von aussen kann diese durch einen einfachen Riegel, der jedoch mittelst eines *kleinen Schlüssels* befestiget wird, verschlossen werden. Die Bette sind mit Matrazzen und guten Decken versehen. In der Bettstelle selbst, die etwas inklinirt steht, ist eine Furche angebracht, die zu einer kleinen Röhre führet, und bei unreinen Kranken dazu bestimmt ist, den Urin aufzufangen, und ausserhalb des Zimmers zu leiten. Das ganze Haus ist reichlich mit Wasser versehen; die Küche, das Waschhaus, wo Kranke zum waschen gebraucht werden, sind sehenswerth. Das Gebäude selbst steht ganz frei, und hat zwei schöne Gärten hinter sich, in welchen die Kranken von beiden Geschlechtern abgesöndert spazieren gehen können.

Die Aufnahme der Kranken geschieht nach folgenden Grundsätzen:

Die Freunde oder Anverwandten des Kranken wenden sich vor allem an das Spital, oder den Sekretaire desselben, und machen ihre Forderung. Hierauf erhalten sie einen gedruckten Zettel, worin die Aufnahmsbedingnisse als Fragen, deren Beantwortung sie schriftlich hinzufügen, aufgestellt sind. Dieser ausgefüllte Zettel wird dann von dem Pfarrer oder Armen-Vorsteher des Bezirkes, in welchem sich der Kranke befindet, so wie von dem Arzte, Wundarzte, oder Apotheker, der ihn behandelt hat, unterschrieben. Die Person, oder die

Personen, welche bei diesen Unterschriften gegenwärtig waren, stellen sich sodann vor einen der Friedensrichter, oder vor sonst einen zur Aufnahme eines Eides berechtigten Mann; schwören, oder wenn es sich von Quäckern handeln sollte, *bestätigen* die angegebene Formel. Sie schwören, oder bestättigen nemlich: dass der Kranke

1tens Arm, und wahnsinnig seye;

2tens dass er nicht über ein Jahr am Wahnsinne leide;

3tens dass er nicht aus einem anderen Irrenhause als unheilbar entlassen worden seye;

4tens dass er nicht an konvulsivischen Anfällen leide.

5tens dass er nicht als blödsinnig betrachtet werden könne;

6tens dass er zugleich keine venerische Krankheit habe.

7tens dass keine Schwangerschaft vorhanden seie.

Es wird dabei vorbehalten, dass, sollte man sich aus Versehen, oder wegen schlecht erhaltener Information betrügen, und einen Kranken aufnehmen, bei dem einer oder der andere dieser Punk-

te Platz fände, der Pazient auf der Stelle entlassen werden könne. Um diess ohne weitere Umstände thun zu können, wird kein Kranker aufgenommen, wenn nicht zwei Hausinhaber von London sich schriftlich, unter einer Strafe von 100 Pfund Sterling, verpflichten, den Kranken, in dem Falle, wo er nicht für das Spital geeignet wäre, innerhalb sieben Tagen nach erhaltener Nachricht zurückzunehmen. Endlich haben die Ärzte, Wundärzte, oder Apotheker, welche den Kranken vorher behandelt haben, die Geschichte seines Übels dem Arzte des Lucas-Spitals zu übersenden.

Nachdem die Bittsteller ihre Papiere in Ordnung gebracht haben, müssen sie sich mit denselben bei einem der Direktoren des Spitals (d. h. bei einem derjenigen, die sich durch jährliche Unterstützungen, oder durch ein grosses Geschenk auf einmal das Recht der Direktion erworben haben) melden, und sich dessen Unterschrift erbitten. Alsdann können sie sich erst an den Secretaire wenden, welcher die ganze Sache dem Ausschusse der Direktoren, der sich alle Freitage um eilf Uhr, im Spitale versammelt, vorträgt: worauf denn die Kranken gewöhnlich, wenn Raum für sie da ist, gleich angenommen, oder sonst vorgemerkt, und bei eintretender Vacatur berufen werden.

Bei dieser nemlichen Versammlung des Ausschusses, werden auch die Geheilten, oder die nicht

für das Spital geeigneten Wahnsinnigen, auf Antrag des Arztes, entlassen. Es steht jedoch in der Macht der allgemeinen Versammlung der Direktoren, auch Kranke, die für unheilbar gehalten werden, gegen den Erlag von fünf Schilling die Woche, bis zur Anzahl von 120 aufzunehmen.

Die in dem Spitale einmal aufgenommenen Kranken, deren Anzahl sich auf 300 beläuft, wobei sich die Weiber zu den Männern, wie 5 zu 4 verhalten, geniessen der grössten Stille und Ruhe. Es wird nemlich niemand der Zutritt erlaubt, der nicht ein Einlas-Billet von Seiten des Ausschusses der Direktoren hat; und dieses erhält er nicht, ohne gründliche Ursachen anzugeben. Aber auch in dem Falle, wo er den Zutritt erhält, kann er blos einen Theil des Locale, und nie die Kranken selbsten, sehen; sogar diejenigen, welche ihre Anverwandte besuchen wollen, und dazu die Erlaubniss erhalten, bekommen, ausser diesen, keine andere Kranken zu Cesichte, indem bestimmte Sprachzimmer vorhanden sind, wohin sich allein die Kranken, die begehret werden, begeben.

Es werden wenige unter meinen Lesern seyn, die nicht einmal in ihrem Leben Gelegenheit gehabt haben, ein deutsches Irrenhaus zu sehen. Sie werden sich folglich mit Schaudern an das Gesehene zurückerinneren.

Ja, es ist schreckbar, wenn man sich solch' einem Orte des Unglücks und des Jammers nähert! wenn man einem aus Jauchzen und Geheule der Verzweiflung zusammengesetzten Gebrülle entgegen geht, und dann bedenket, dass da *Menschen* beisammen wohnen, die sich ehmals durch Talente und Empfindsamkeit ausgezeichnet haben. — Es ist entsetzlich, wenn man sich in den Ort selbsten begiebt, und sich von diesen mit Schmutz und Lumpen bedekten Unglücklichen bestürmen sieht, während dem andere nur durch Ketten und Bande, oder Rippenstösse der Aufwärter abgehalten werden ein Ähnliches zu thun. Und wie benehmen sich diese Aufwärter? Sehen sie nicht eher Henkersknechten, dann Krankendienern gleich? — Lässt sich etwas Gräulicheres denken, als die Gewohnheit dieser Unthiere, Fremden den *Cicerone* über die Ursachen, die diesen oder jenen Kranken verrückten, oder über die Idee, die ihn beherrschet, zu machen, und auf solche Art Saiten zu berühren, die nie berühret werden müssten, wenn anders die Heilung möglich werden solle! Kömmt zu diesen Umständen noch ein finsterer, menschenfeindlicher Arzt, der als Despot seine Kranken besuchet, sich auf die Rapporte der Wärter verlässt, hier mit Hunger, dort mit der Peitsche bestrafet; — ja dann ist das Unglück solcher Menschen auf den höchsten Gipfel gestiegen.

Möge doch Jeder, der von der Richtigkeit dieser Schilderung überzeugt ist, zu sich selbsten sagen; — du könntest doch etwas zur Linderung solcher Leiden beitragen! — so wäre der erste Schritt zur Errichtung eines Werkes gethan, das vielleicht die einzige auf unserem Vaterlande liegende Schande beseitigen würde. Ich habe Hoffnung, dass endlich doch etwas geleistet werden möge. Nie ist die Sache so zur Rede gekommen, als in jetzigen Zeiten. Unser fürtreflicher Professor *Reil* in Halle, ist mit dem besten Beispiele vorgegangen *) — und dafür seie ihm Dank gesagt. Ob derselbe aber den rechten Weg eingeschlagen habe? — diess befürchte ich sehr, verneinend beantworten zu müssen, wenn ich bedenke, dass dieser Gelehrte sein Werk nicht in dem Mitleid einflössenden, und ernsthaften Tone geschrieben habe, der auf gute Seelen mächtig einwirke, und sie zu festen Entschlüssen sporne; — wenn ich bedenke, dass Er mehrere metaphysische Meinungen darin vorgetragen habe, die mit der Ausführung der Sache an und für sich nichts zu thun haben, und die vorzüglich gegen die Überzeugung derjenigen Menschen, von denen sich am leichtesten eine Aufopferung zum Besten der leidenden Menschheit erwarten liesse, gerichtet sind; und endlich, wenn ich bedenke, dass durch das Ideal, welches er von einer Irrenanstalt giebt, einem jedem der Glaube an die Möglichkeit, je so etwas,

*) Rapsodien.

ich möchte sagen Unmögliches, ausgeführt zu sehen, benommen wird. Bei allem dem, verdienet dennoch *Reils* Beispiel nachgeahmet zu werden. Ich habe mir daher vorgenommen, den ersten Augenblick von Musse zu benützen, ein Ideal einer Irrenanstalt zu entwerfen, und das Gute, das ich in dieser Hinsicht in den italiänischen, französischen und englischen Spitälern für Wahnsinnige gesehen habe, mit dem Resultat meines über diesen Gegenstand lange fortgesetzten Nachdenkens so zu vereinigen, damit die Realisirung meines Ideals sowohl, im Grossen, als im Kleinen, das Vermögen der meisten Staaten, und selbst jenes von Privat-Gesellschaften, nicht übersteige.

In Hinsicht des Lucas-Spitals, welches zu einer, vielleicht am rechten Orte stehenden Digression Anlass gegeben hat, habe ich noch zu erinnern: dass dort die Kranken (ausgenommen einige sehr ruhige und dem Zustande der Rekonvaleszenz nahe) einzeln schlafen; ich sage schlafen, weil jene sich gewöhnlich unter Tags nicht in ihren Zellen, sondern in Versammlungszimmern aufhalten, und so Gelegenheit verschaffen, erstere zu lüften und zu reinigen.

Solcher Versammlungszimmer giebt es mehrere im H. Lucas-Spital. Es fällt daher auch leicht, die Kranken, je nachdem sie ruhig oder unruhig,

— wohl oder übel erzogen, — reinlich oder unreinlich sind, zusammen zu bringen. In diesen nemlichen Versammlungszimmern wird auch gespeiset. Die Nahrung hat nichts Besonderes; nur viermalen die Woche wird Fleisch gegeben.

Dr. *Simmons* ist seit 22 Jahren Arzt im Lucas-Spitale. Er hat sich den Ärzten durch mehrere interessante Schriften bekannt gemacht; nur schade, dass Er nie den Theil bearbeitet hat, in welchem er so grosse Erfahrung und Kenntnisse besitzt! So viel ich aus Dr. *Simmons* Gesprächen habe vernehmen können, lässt er äusserst selten zur Ader, indem er bemerket hat, dass die Pazienten meistens irritabler darauf wurden. Die moralische Behandlung steht bei Ihm auch oben an. Ich verdanke Dr. *Simmons* viele Höflichkeiten, und selbst die Erlaubniss, die mich in den Stand setzte, das H. Lucas-Spital genau sehen zu können; doch wird er den Vorwurf, mich weder zu seinen Kranken mitgenommen, noch mir seine Methode so ausführlich, als ich es gewünschet hätte, mitgetheilt zu haben, als einen Beweiss des Werthes, den ich auf dessen Kenntnisse und Erfahrungen lege, anzusehen belieben.

Ich schliesse meine Bemerkungen über das *Lucas-Spital*, indem ich das Verzeichniss der, von

Eröffnung des Spitals 1751, bis auf den 1ten Junius 1800 allda aufgenommenen Kranken anführe.

Pazienten, die in das Haus aufgenommen wurden — 6458.

Pazienten, die sich wirklich im Hause befinden.	178
— — geheilt entlassen. . . .	2811
— — ungeheilt entlassen. . . .	2206
— — als blödsinnig.	565
— — gestorben.	478
— — auf Verlangen ihrer Freunde entlassen.	185
— — entlassen, weil ihre Freunde den Verordnungen des Spitals nicht Genüge geleistet haben. . . .	3
— — entlassen, da sie wegen verschiedenen Ursachen nicht für das Haus geeignet waren. . . .	2
— — entlassen, weil sie vorher schon aus einem Irrenhaus als unheilbar fortgeschickt wurden. . . .	3
— — entlassen, weil sie über ein Jahr vor ihrer Aufnahme schon wahnsinnig waren.	2
— — entlassen, weil ihr Wahnsinn sich nicht bestätigte. . . .	1
— — entlassen wegen venerischen Übeln.	7
— — entlassen, weil sich eine Schwangerschaft nach der Aufnahme entdeckte.	15
	6458

Pazienten, die als ungeheilt entlassen, und gegen den Erlag von 5 Schillinge, wochentlich, wieder aufgenommen wurden — 285.

Pazienten nur für 5 Schillinge wöchentlich in dem Hause. .	121
— — Auf Befehl der allgemeinen Versammlung der Direktoren unter sehr Vortheilhaften Bedingnissen für das Haus angenommen.	1
— — auf Verlangen ihrer Freunde entlassen.	47
— — gestorben.	101
— — geheilt.	14
— — entlassen, weil ihre Freunde den Verordnungen des Spitals nicht Genüge leisteten.	1
	285

Endlich habe ich noch zu erinnern, dass mehrere Ärzte, sogenannte *Privatinstitute*, d. h. Privathäuser haben, wo sie Wahnsinnige behandeln. Ein solches Institut kann nur mit Genehmigung der Regierung errichtet werden, indem das Gesetz ohne diese verbiethet, mehr dann einen Wahnsinnigen in *einem* Hause zu halten. Diess Gesetz wird so strenge befolgt, dass vor Kurzem zwei Brüder, die beisammen wohnten, und das Unglück hatten beide in eine *Manie* zu verfallen, getrennt werden mussten. Nebstdem werden diese Privatinstitute einmal des Jahres untersucht. Viele der Kranken, die sich daselbst befinden, halten

sich Equipage. Ein Reicher, welcher das Unglück hat wahnsinnig zu werden, behält nemlich ein Recht auf sein Vermögen, d. h. so dass ihm für seine Verköstung eine mit solchem im Verhältniss stehende Summe angewiesen werde. So behandelte Dr. *Simmons* vor Kurzem einen Wahnsinnigen, der von seinem jährlich in 10,000 Pfund Sterling bestehenden Einkommen, 4000 Pfund erhielt. — Es ist dabei die Einrichtung getroffen, dass, wenn der Kranke Brüder hat; — der ältere, die Güter, der jüngere aber, die Person des Kranken administrire.

Kinderpocken- und Inoculations-Spital.

(Pancras.)

Dieses, im Jahre 1746 errichtete, und wie alle übrige Krankenhäuser durch Privatleute gestiftete und erhaltene, Spital, hat eine hohe und fürtrefliche Lage. Dessen erste Bestimmung war, als Niederlage der mit natürlichen Pocken behafteten Pazienten Londons, und als Inoculations-Anstalt dieser Krankheit zu dienen. Seit der Entstehung des erwehnten Spitals, bis ersten Jäner 1803, sind 20,900 Kranke mit natürlichen Pocken da verpfleget worden. Im verflossenen Jahre wurden 175 *Pockenkranke* aufgenommen, und 56 Kinder, welche an dem nemlichen Übel litten, zu Hause mit ärztlichem Rathe und Arzneien versorgt. Während gegenwärtigem Jahre (1803) hat sich die Anzahl der Kranken mit

natürlichen Pocken sehr vermindert: indem bis auf den 16ten Juni, blos 42 derselben dahin gebracht wurden.

Die *Impfungsanstalt* hat seit der Errichtung des Spitals, bis den ersten Jäner 1802,— 31,352 Menschen ihre Hilfe angedeihen lassen. Im verflossenen Jahre belief sich ihre Anzahl nur auf 88, worunter 39 die Krankheit in ihren eigenen Wohnungen überstanden haben. Vom ersten Jäner 1803 bis 16ten Juni desselben Jahres, haben sich blos 10 Personen für die Inoculation der Kinderpocken gemeldet. So sehr ist letztere durch Dr. *Jenner*'s unsterbliche Entdeckung verdränget worden!

Die Kuhpocken wurden nemlich allda den 21ten Jäner 1799 zuerst, unter der Direktion des Dr. *Woodwill*'s und des Hrn. *Wachsell*'s, residirenden Hauswundarztes, eingeführet. Von diesem Augenblicke, bis den ersten Jäner 1802, wurden vaccinirt,

und im Hause behalten	1580
Ausser demselben nach verrichteter Impfung entlassen	5912
Im Jahre 1802.	
In das Haus aufgenommen . . .	337
Blos da geimpfet	3990
Vom 1*ten Jäner* 1803 *bis* 16*ten Juni.*	
In das Haus aufgenommen . . .	70
Blos da geimpfet	1826
	13,715

Bei 2500 vorher mit den Kuhpocken Geimpften, ist nachher die gewöhnliche Inoculation *ohne alle Wirkung* angewandt worden. Auch ist der Direktion dieses Spitals kein Fall zu Gehör gekommen, wo eine geimpfte Person nachher die natürlichen Pocken bekommen hätte.

Dr. *Woodwill* hatte die Güte mich in diese Anstalt zu führen, welche ich auch nachher mehrere Male in dessen Gesellschaft, so wie in jener des Dr. *Valentin* aus Nancy, eines Mannes, der sich besonderes Verdienste um die Kuhpocken gesammelt hatte, besuchte. Die Menge von Menschen, welche hier ihre Kinder zur Einimpfung der Kuhpocken herbringt, ist unglaublich. Es werden deren gewöhnlich 200 in einer Woche inoculirt.

Dr. *Woodwill*, welcher keine Gelegenheit versäumte, mir etwas Angenehmes zu erweisen, trug mir an, einige darunter selbst zu impfen. ”Es „wird ihnen nicht unangenehm seyn, sprach er, „sagen zu können, dass sie selbst in *der* Anstalt, „wo die ersten Versuche mit den Kuhpocken im „Grossen vorgenommen worden sind, dieselben ein-„geimpft haben!„ — und unter der Leitung eines *Woodwill*'s geimpfet haben, — setzte ich hinzu. Ich inoculirte hierauf selbst Kinder, deren Namen, samt dem meinigen, in das Protokoll eingetragen wurden.

Ich habe mich allerdings gewundert, dass Dr. *Woodwill* dem Gebrauche auf jedem Arme doppelt zu impfen, getreu geblieben seie; indem es doch nicht selten geschehen ist, dass auf diese Art die Höfe der beiden Kuhpocken zusammenflossen, und so einer heftigen Entzündung der Haut Anlass gaben. — Eben so ist mir es aufgefallen, dass jedem Inoculirten ein Pülverchen aus einem Gran Calomel, fünf Gran Rhabarbar, und vier Gran Jalappa, blos in der Absicht mitgegeben wurde, um dem Vorurtheile des Publikums, nach welchem jeder Geimpfte sollte abgeführet werden, nachzugeben.

In dem Spitale selbsten, lagen drei Kranke mit natürlichen Pocken; doch in einem ganz getrennten Flügel; eine Sache, die ich auch nicht billigen kann; indem doch einige Kommunikazion durch den Arzt, der sie besucht, und die Kuhpocken einimpfet, geschehen kann. Diejenigen, welche mit der Geschichte letzterer bekannt sind, wissen, dass diess auch wirklich bei den ersten Versuchen des Dr. *Woodwill*'s der Fall war, indem die mit Kuhpocken Eingeimpften einen Ausschlag von natürlichen Pocken bekamen, welcher Umstand hätte hinreichen können, um Dr. *Jenner*'s Entdeckung in der Entstehung zu ersticken. So wie die Sache indessen auslief, war sie nicht allein nicht schädlich, sondern interessant. Jede der beiden Krankheiten gieng nemlich ihren gewöhnlichen Gang, ja selbst in dem Hofe der Kuhpocken entstanden gewöhnli-

che Pocken. Von beiden wurde Stoff zum inoculiren genommen, — mit dem Erfolge, dass jene, wieder Kuhpocken, — diese, wieder natürliche Pocken erzeugten.

Die Anstalt, von welcher ich bisher gesprochen habe, ist nicht die einzige der Art in London, wie aus folgender Erzählung, welche ich nicht als einen unwichtigen *Beitrag zur Geschichte der Kuhpocken* betrachte, erhellen wird.

Dr. *Jenner* hatte schon vor mehr dann zehn Jahren in einer medizinischen Gesellschaft, welche sich dreimal des Jahres in dem Dorfe *Rodborough*, das im Mittelpunkt von *Glostershire* liegt, seine Ideen über die Kuhpocken geäussert. Diess erzählte mir eines unter den Mitgliedern von jener Gesellschaft, nemlich Dr. *Parry* aus *Bath*. Die übrigen Mitglieder waren, wie mir nachher Dr. *Jenner*, welcher Dr. *Parry*'s Aussage bestätigte, sagte, die Doktoren *Hicks*, *Ludlow* und Hr. *Paytherus*. Von Anfange betrachteten sie insgesammt die Ideen des Dr. *Jenner* für Grillen; da sie indessen sahen, dass er darauf beharrte: so munterten sie ihn auf, damit er doch entscheidende Versuche vornehmen mögte. Diess konnten sie nicht so leicht erhalten: denn vieles Zureden und Aufmuntern war nöthig, um Dr. *Jenner*, der etwas bequem ist, zu bewegen, sich die Mühe zu geben, die Versuche anzufangen. Endlich gelang es ihnen; —

der Erfolg ist dem Publikum bekannt. Dr. *Jenner*, der damahls noch in *Berkeley* wohnte, stand über seine Entdeckung in Briefwechsel mit Dr. *Pearson* in London. Im Juni 1798 machte derselbe sein erstes Werk durch den Druck bekannt*). Es wurde hierauf, wie gesagt, in dem Pockenspital, so wie in ganz London, mit Kuhpocken geimpfet. Dr. *Pearson* warf sich als *Stifter eines Instituts für die Kuhpocken* auf. Wegen diesem Entzwecke, wurde den 2ten Dezemb. 1798 eine Versammlung in dessen Hause gehalten. Es fiel ihm nicht schwer eine Menge Personen zu finden, die denselben in diesem wohlthätigen Unternehmen unterstützten. Es eröffnete sich daher bald eine reichliche Subskription; man miethete das Haus eines gewissen Hrn. *Lewis*, Apothekers und Accoucheurs, in *Golden-Square*, welcher zugleich Antheil an dem Institut nahm. Für das Institut wurden ihm 40, und für seine Mühe 20 Guineen jährlich bewilliget. Dr. *Pearson* versprach dabei, dass letztere Summe in der Folge erhöhet werden sollte. Als man den Ort für das Institut bestimmt hatte, kündigte man dem Publikum an, dass Jedermann, der sich an demselben, mit der Empfehlung eines Wohlthäters versehen, melden würde, gratis mit den Kuhpocken inoculirt werden sollte. Nichts war leichter, dann eine solche Empfehlung zu erhalten: indem jeder, welcher jährlich eine Guinee zum Be-

*) *Enquiry into the causes and effects of the* Variolae vaccinae.

sten des neuen Instituts unterschrieb, das Recht hatte, so viele Personen zu empfehlen, als er nur immer wollte.

Dr. *Pearson* hatte bisher an Dr. *Jenner*, über seinen Plan, ein Institut in London zu errichten, kein Wort geschrieben; — Hingegen wandt er sich an Seine königliche Hoheit, den Herzog von *York*, um Denselben zum Protektor des neuen Instituts aufzufordern: welche Bitte auch auf der Stelle gewähret wurde. Es ward dem zufolge auf das Cartel, das vor dem Hause, in welchem sich das Institut befande, angeschlagen wurde, geschrieben:

Institut,
zur
Einimpfung der Pocken,
unter dem
Patrocinium
Sr. königl. Hoheit des
Herzogs von York.

Dr. *Pearson* gesellte sich einige andere Ärzte und Wundärzte zu, nemlich die Doktoren *Nihell* und *Nelson*, so wie die Herren *Keate*, *Payne*, *Thompson Forster*, *Robert Keate*, *Gunning* und *Carpue*; — Diese Ärzte und Wundärzte begaben sich wechselweise, zweimal die Woche, in das Institut, um die Personen, welche sich darbothen,

zu untersuchen, und mit Kuhpocken zu impfen. Ich habe dieser Verrichtung den 5ten April 1803 beigewohnet. Seit der Entstehung dieses Instituts wurden allda inokulirt:

Vom 18ten Jänner, bis 31ten Dezember 1800.	317
Vom 1ten Jänner 1801, bis 31ten Dezember.	287
Vom 1ten Jänner 1802 bis 31ten Dezember.	569

Zu gleicher Zeit hat sich das Institut zur Pflicht gemacht, beständig Kuhpocken-Materie vorräthig zu haben, um diejenigen Inoculatoren des Inn- und Auslandes, welche sich an dasselbe wändten, damit zu versehen. Die Materie, welche das Institut einzig und allein für die Seinige erkennet, ist mit einem Sigel, das die Inschrift, *Feliciores inserit*, führet, versehen.

Und von allem diesem erfuhr der Entdecker, oder, wie ihn Dr. *Pearson nun* *) zu nennen

*) Ich sage *nun*! weil Dr. *Pearson* selbst ehemals, in seinem Werke *An Enquiry Concerning the History of Cow-Pox*, pag. 3, sagt: „Die Erklärung, dass ich nicht in der entferntesten Erwartung bin, den geringsten Antheil an der Ehre der vorgetragenen Thatsachen zu erhalten; — dass diese Ehre ganz und gar ausschlieslich dem Dr. *Jenner* zugehöre; und dass ich nicht einen Sprossen von dem Lorbeerkranze, der dessen Stirn umgiebt, pflücken möchte, — diese Erklärung dürfte vielleicht nicht überflüssig sein."

beliebt, der *Verbreiter (Promulgator)* der Kuhpocken nichts früher, dann bis die Sache allgemein bekannt ward, und Dr. *Pearson* ihm, in einem Briefe vom 10^ten^ Dezember 1799, das Amt *eines korrespondirenden Mitgliedes* antrug. Dr. *Jenner* begab sich hierauf alsogleich nach London zu seinem Freunde, dem Grafen *Egremont*, der bereits von dem ganzen Verlauf der Sache unterrichtet war, und daher auch Dr. *Pearson*'s Anerbieten, Präsident des Institutes zu werden, ausgeschlagen hatte. Graf *Egremont* liess es nicht dabei bewenden, sondern entdeckte selbst dem Herzog von *York* das Betragen von Dr. *Pearson* gegen Dr. *Jenner*. Seine königl. Hoheit gaben sogleich den Befehl, man solle die Worte — *unter dem Patrocinium Sr. königl. Hoheit des Herzogs von York, auf dem vor dem Institut hängenden Cartel ausstreichen.*

Diese Anekdote verschweigt Dr. *Pearson* in der Geschichte, welche er von den Fortschritten seines Instituts herausgegeben hat. *) In London ist sie dessen ohngeachtet wohl bekannt.

Es war sehr leicht vorauszusehen, dass ein grosser Theil derjenigen, welche Dr. *Pearson*'s Institut unterstützten, ebenfalls über dessen Betragen sehr aufgebracht sein musste. Kaum hatten meh-

*) *The Report on the Cow-Pock Inoculation. London* 1803.

rere unter ihnen von Dr. *Jenner's* Ankunft in London gehört, und davon den übrigen Nachricht ertheilt; als sie sich den 11ten Februar 1800 versammelten, und beschlossen, den Präsidenten der Versammlung, Hrn. *Brande*, als Deputirten zu Dr. *Jenner* zu schicken, und ihn bitten zu lassen, an dem Institut Antheil zu nehmen, und ihn zu versichern, dass er an dem Plane desselben jede Veränderung machen könne, die er für thunlich hielte: ja selbst, dass wenn ihm irgend Jemand unter den bei dem Institut angestellten Personen unangenehm wäre, derselbe kein Bedenken tragen würde zu regnisiren. Dr. *Jenner* dankte hierauf Hrn. *Brande*, versicherte ihn aber, dass er nie an einem Institute, an welhem Dr. *Pearson* angestellt wäre, Antheil nehmen würde.

Hätte ich mir nicht vorgenommen, bei dieser ganzen Geschichte blos als Erzähler zu erscheinen, — und jede Anmerkung von meiner Seite zu unterdrücken; so würde ich mich nicht enthalten können, die Antwort Dr. *Jenner's* etwas hart zu finden; — so aber muss ich meinem Vorsatze gemäss, blos Thatsachen sprechen lassen. — Es rede also folgende! Es erschien 1803 eine Schrift unter dem Titel, *Explanatory Statement humbly submitted to the Right honorable the President and Governors of the Vaccine Institution in Golden Square.* — Der Verfasser derselben ist der nemliche Hr. *Lewis*, von welchem das Institut das Haus in *Golden Square*

gemiethet hatte. Der Verfasser beklagt sich darin über mehrere durch Dr. *Pearson* veranlasste Streitigkeiten, die Verpachtung des Hauses betreffend, welche das Publikum nicht interessiren können, und sagt unter andern S. 7. „Die angeführten Thatsachen werden, wie ich glaube, hinlänglich sein, um meinen Wunsch, die Connektion mit einem Institute zu brechen, in welchem ich stets dem verdrieslichen und herabwürdigenden Betragen des Dr. *Pearson*'s ausgesetzt bin, zu rechtfertigen."

Als 1802 Dr. *Jenner*'s Entdeckung ein Gegenstand wurde, dem das Parlament seine Aufmerksamkeit schenkte; und als den 2ten Juny desselben Jahres ihm von dem Unterhaus eine Belohnung von 10,000 Pfund Sterling accordirt wurde; — da fieng erst Dr. *Pearson* an, als offenbarer Feind des Dr. *Jenner*'s aufzutreten. Er schrieb nemlich alsogleich seine Bemerkungen über die von Seiten des Parlaments dem Dr. *Jenner* bewilligte Belohnung. *) In diesem Werke sollte nemlich *bewiesen* werden, dass Dr. *Jenner* nicht der Entdecker der Kuhpocken seie; dass er selbst diese Krankheit äusserst unvollkommen beschrieben habe; — und dass das Parlament sehr partheiisch gegen Dr. *Jenner* gehandelt habe! !

*) *An Examination of the Report of the Committee of the House of Commons on the claims of Remuneration For the Vaccine Pock Inoculation, containing, a statement of the Principal historical Facts of the Vaccine.* By Georg Pearson. *London* 1802.

Dr. *Jenner* hielt es nicht seiner würdig, auf Dr. *Pearson's* Werke zu antworten. Einer seiner Freunde, Dr. *Hicks*, übernahm dieses, eben so unangenehme, als leichte Geschäft. *) Er hätte sich nemlich diese Mühe ersparen können: denn ich kann auf meine Ehre versichern, dass ich durch ganz England und Schottland nur *eine* Stimme hörte, man habe Dr. *Jenner* viel zu wenig belohnet! — zwar seie Er gar nicht zu belohnen; aber dennoch hätte die Ehre der Nation erfordert, dass man Ihm grössere Beweise von Erkenntlichkeit gegeben hätte.

Die Erfahrung hat auch gelehret, dass das englische Publikum von allen Seiten *das* dem Dr. *Jenner* zu ersetzen suchte, was ihm von Seiten des Parlaments, wie es glaubte, hätte erwiesen werden sollen.

Wenige Tage bevor ich London verliess, wurde Dr. *Jenner* das Bürgerrecht dieser Stadt in einer goldenen Dose von 200 Guineen an Werth präsentirt, u. s. w.

Nichts beweiset indessen deutlicher die Hochachtung, welcher Dr. *Jenner* in seinem Vaterlande geniesset, dann die Errichtung der

*) *Observations on a late Publication of Dr.* Pearson *entitled an Examination etc. By Henry Hicks Strand* 1803.

Königlich-Jennerschen Gesellschaft
zur
Vertilgung der Kinder-Pocken.

Ich war so glücklich diese Gesellschaft unter meinen Augen bilden zu sehen, und hatte die Ehre mehrern ihrer Verrichtungen beizuwohnen. Ich schmeichle mir daher, dass niemand das Publikum besser von ihrer Entstehung und ihren Fortschritten unterrichten könne, als ich es zu thun versuchen werde.

Die Jennersche Gesellschaft entstand im Jäner 1803, und erhielt, da sie des Königes und der Königin Majestäten Ihres Patrociniums beehrten, den Beinahmen *Königliche*. Der erste Grund dazu wurde bei einer Versammlung in der Londner Tavern, durch Seine königl. Hoheit dem Herzog von *Clarence*, und mehrere Personen unter dem Adel, so wie durch den Lord *Mair* gelegt. Kaum hatte sich die königl. Jennersche Gesellschaft gebildet; so erliess sie eine Proklamation an das Publikum, und eröffnete eine Subscription.

Alle diejenigen, welche dieser Subscription, entweder durch einen jährlichen Beitrag von einer Guinee, oder durch ein Geschenk von fünf Guineen ein für allemal, beitreten, werden als Gouverneurs der Gesellschaft betrachtet.

Diese Gouverneurs halten jährlich vier allgemeine Versammlungen. Die Einladung dazu wird wenigstens eine Woche vorher in sechs Morgenszeitungen eingerückt.

Sie wählten sogleich bei der ersten dieser Versammlungen acht und vierzig Direktoren, — von welchen jährlich ein viertel Theil austritt, und durch neu erwählte Mitglieder erneuert wird. Keiner unter diesen Direktoren darf Arzt seyn.

Die Direktoren versammeln sich einmal des Monats, oder öfters, wenn es nöthig ist. Sie führen durchaus alle Geschäfte der Gesellschaft.

Nebst ihnen existirt ein *medizinischer Rath*. Dieser besteht ebenfalls aus acht und vierzig Mitgliedern, die aber unter denjenigen Ärzten und Wundärzten gewählet werden, welche subscribiret haben, und daher Gouverneurs sind. Auch dieser Rath wird jährlich durch ein Viertel erneuert.

Derselbe leitet alle medizinische Geschäfte, und stattet dem Ausschusse der Direktoren Rapport ab. Sowohl er, als der Ausschuss der Direktoren, halten ihre Sitzungen in dem Central-Hause der *Vaccination*, von welchem gleich gesprochen werden wird.

Die Gesellschaft nimmt auch Fremde, sowohl Ärzte, als Nichtärzte, die sich um die Kuhpocken verdient gemacht haben, zu Mitgliedern auf.

Alle anwesende Mitglieder derselben versammeln sich den 17ten May eines jeden Jahres, um den auf diesen Tag fallenden Geburtstag des Dr. *Jenners* durch ein Mittagmal zu feiern.

In der allgemeinen Versammlung, welche im Monat März statt findet, wird ein Bericht über die Lage, in welcher sich die Gesellschaft befindet, abgestattet; — Hier geht auch die Wahl derjenigen von statten, welche das austretende Viertel unter den Direktoren und dem medicinischen Rathe ersetzen sollen.

Die Gesellschaft hat sich ein bequemes Haus in *Salisbury Square* gemiethet. Es wird *Central-Haus* der *Vaccination* genannt. Es ist täglich, ausgenommen Sonntags, von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags offen. Während dieser Zeit kann sich jeder, um *vaccinirt* zu werden, oder um Rath in Sachen einzuholen, welche sich auf die Kuhpocken beziehen, so wie auch, um Kuhpocken-Materie zu haben, melden. Diess alles ist nicht mit den geringsten Kosten verbunden.

In dem Central-Hause wohnet ein *residirender Arzt*. Er erhält jährlich, nebst freier Wohnung,

Kohlen und Licht, 200 Pfund Sterling Besoldung; und ist zugleich Sekretair des medicinischen Rathes der königl. Jennerschen Gesellschaft. An diesen Arzt, und *nicht* an Dr. *Jenner* *) hätte jeder sich zu wenden, welcher, sowohl vom In- als vom Auslande etwas der Gesellschaft mittheilen, — oder von einigen Dingen Nachricht einziehen wollte.

Die Mitglieder des medizinischen Rathes besuchen, je nachdem die Reihe an sie kömmt, das Gentral-Haus zu jeder Stunde, wo es für das Publikum offen steht.

Nebst dem Central-Hause, sind noch dreizehn *Filial-Anstalten* in den verschiedenen Bezirken dieser ungeheuren Hauptstadt. Diese sind aber blos viermal die Woche, von halb 10 bis 11 Uhr, offen. Zwei Wundärzte haben das Geschäft des Inoculi-

*) Ich führe diesen Umstand geflissentlich an, weil Dr. *Jenner* mit Briefen von allen Theilen der Welt gleichsam bombardirt wird; — und bereits einen grossen Theil seiner Belohnung für Brief-Porto ausgegeben hat. Überhaupt kann ich nicht umhin diese Gelegenheit zu benutzen, um alle diejenigen, welche mit Britannien in Correspondenz stehen, zu ersuchen, wenigstens einfache Briefe dahin zu schicken, indem dort das Brief-Porto über allen Begrif theuer ist. Ein Brief mit einer Couverte, wenn er auch einfach ist, zahlet immer doppelt das Nemliche, wenn auch nur ein Blättchen Papier darin läge. Es herrschet in Hinsicht dieses Punktes eine allgemeine Klage über die deutschen Korrespondenten in England.

rens auf sich. Zwei Mitglieder des medizinischen Rathes sind im Besitze der Oberaufsicht einer jeden dieser Filial-Anstalten.

Diejenigen die sich sowohl da, als in dem Central-Hause zur Inoculation melden, müssen sich verbindlich machen, wenigstens viermal, je nachdem es die Ärzte oder Wundärzte, welche die Operation vornahmen, für gut halten, zurückzukommen, damit man den Verlauf und das Resultat der Impfung beobachten und bestimmt wissen könne. *)

Um das Publikum von den Vorzügen der Kuhpocken-Einimpfung vor der gewöhnlichen Inoculation zu überzeugen, — überhaupt um ihm die

*) Bei einem so sehr an Ordnung gewöhnten Volke, wie der Engländer ist, lässt sich die Erfüllung einer solchen Ordnung, wenige Fälle ausgenommen, erwarten; — nicht so an andern Orten. Die Erfahrung hat nemlich gelehret, dass viele der in den Vaccinations-Anstalten Deutschlands Geimpften sich nachher nicht mehr sehen liessen, so, dass man nicht bestimmen kann, ob die Kuhpocken ihren rechten Verlauf gemacht haben, und daher vor den Pocken schützen können oder nicht. Dieser Umstand ist auch viel der Furcht, welche gemeine Leute haben, dass man sich ihrer oder ihrer Kinder bedienen möchte, um andere zu impfen, zuzuschreiben. Fürtreflich war daher der Gedanke des verdienstvollen Hrn. Hofrathes *Bremer* in Berlin, durch eine kleine Denkmünze, mit der Aufschrift: *Zum Andenken an erhaltenen, und mitgetheilten Schutz*, die allhier Geimpften zur Wiederkehre in die Anstalt, zu locken, wie diess wirklich in der Hauptstadt der Preussischen Monarchie geschieht.

Gefahren der natürlichen Pocken, folglich den unbeschreiblichen Nutzen der Jennerschen Entdeckung begreiflich zu machen, wurde beiliegende Tabelle verfertiget. Ich schliesse ihr auch die Tabelle bei *(Tab. VI.)*, in welcher das Protokoll der im Institut Geimpften u. s. w. eingetragen wird.

Als ich nach London kam; waren die mehrsten dieser Einrichtungen noch nicht beschlossen, — ehe ich aber diese Stadt verliess, waren sie bereits alle ausgeführt. So gross ist dort der Eifer, das Gute so geschwind als möglich in Ausübung zu bringen!

Ich verdanke die Bekanntschaft des unsterblichen Dr. *Jenners*, einem Briefe meines Freundes, des Drs. *De Carro* in Wien; und dann Dr. *Marcet*, welcher die Güte hatte mich zu ihm zu führen. Dr. *Jenner* ist ein sehr einfacher, einnehmender Mann. Das Bildniss, welches die *englischen Miscelen* von ihm geben, ist ihm äusserst ähnlich. Man wird aus demselben hinlänglich die Gutmüthigkeit dieses fürtreflichen Mannes erkennen.

Es hat mehrern beliebt zu sagen, Dr. *Jenner* wäre durch Zufall auf die Entdeckung der Kuhpocken gekommen, und seie übrigens ein Mann von gemeinem Schlage. Was das Erste betrift, so ist das Publikum hinlänglich unterrichtet, wie viel Scharfsinn und Genauigkeit erforderlich war, um in einer Sache von diesem Belange so vor den Au-

gen der ganzen Welt aufzutreten, wie Dr. *Jenner* aufgetreten ist. In Hinsicht des zweiten, wäre es verwegen von mir, als Richter der Fähigkeiten eines solchen Mannes auftreten zu wollen. Ich lasse daher die Stimme aller derjenigen, die ihn genau kennen, reden. Sie versichert, dass Dr. *Jenner* von jeher ein Mann von den ausgezeichnesten Fähigkeiten wäre, und stets mit sonderbaren Ideen umgieng, — deren er, wie ich aus mehrern Gesprächen urtheilen konnte, noch einige, sehr wichtige Gegenstände betreffend, in *petto* hat. Ja, als ich Dr. *Jenner* einstens in vertraulichem Gespräche sagte, — es wäre ohnmöglich, dass er seine Reputation in der Welt noch vermehren könnte; er möchte mir deswegen einige seiner Ideen zur Ausarbeitung abtreten, — so trug er kein Bedenken mir einiges mitzutheilen, was von der grössten Wichtigkeit seyn dürfte. Es wäre unbescheiden von mir, die, beinahe noch rohen, freundschaftlich mitgetheilten Gedanken eines solchen Mannes, bekannt zu machen; — ja ich hätte nie so viel gesagt, wenn Dr. *Jenner* nicht selbst mehrern Personen erzählet hätte, — er habe mir einige seiner Lieblings-Ideen zur Ausarbeitung mitgetheilet.

Da, wie gesagt, während meines Aufenthaltes in London der Plan zur Organisation des K. Jennerschen Instituts entworfen wurde; so hatte Dr. *Jenner* die Güte, mich an einer Sitzung des medizinischen Rathes Theil nehmen zu lassen, damit

ich sehen könnte, wie man hierzuland Geschäfte dieser Art abhandlet. Da es jedoch, nicht von ihm allein abhieng, mir diese Gefälligkeit zu erweisen; so sahe er sich gezwungen, die Erlaubniss dazu von dem ganzen Rathe auszubitten. Diese ward ihm auch, doch unter der Bedingniss, dass sogleich ein Gesetz entworfen werden sollte, welches einem jeden, der nicht Mitglied von dieser Gesellschaft wäre, der Zutritt zu derselben untersagen sollte, bewilliget.

Die Geschäfte, welche in der Sitzung, der ich den 7ten April beizuwohnen die Ehre hatte, vorkamen, so wie die Art sie zu führen, sind so beschaffen, und gereichen so sehr zur Ehre der Gesellschaft, dass ich kein Bedenken trage, von beiden Meldung zu machen.

Da Dr. *Jenner*, nachdem er mich dem medizinischen Rathe vorgestellet hatte, sogleich zu der Versammlung der Direktoren gehen musste, und folglich seinem Amte jetzt nicht vorstehen konnte, so vertrat der berühmte Dr. *Denmann*, ein ehrwürdiger Greis, die Presidenten-Stelle. Unter den übrigen Mitgliedern erkannte ich die Doktoren *Lettsom*, *Babington*, *Bradley*, *Chrichton*, *Powell*, *Hooper*, *Marcet*, *James Sims*, *Skey*, *Fox*, u. s. w. dann die Hrn. *Home*, und *Ring*.

Das erste, was vorkam, war ein von Dr. *Jenner* und *Ring* abgefasster Brief an *, in welchem von der besten Weise die Kuhpocken mitzutheilen gehandelt wurde. Der Vorschlag war, wo möglich die Impfung von Arm zu Arm vorzunehmen; sonst wurden als ein gutes, bequemes, und wohlfeiles Mittel gewisse von Hrn. *Ring* angegebene, und vorher in Kuhpocken - Eyter getauchte Lanzetten von Horne vorzüglich anempfohlen. Dieser Brief fand allgemeinen Beifall.

Hierauf folgte die Bestimmung der Eigenschaften, welche der residirende Arzt im Central - Vaccinations - Hause haben sollte. Man war bald einig folgendes festzusetzen. Der residirende Arzt muss Doktor seyn, oder wenn er Chirurgus ist, durch Zeugnisse beweisen, dass er seine Studien gehörig absolvirt, und überhaupt eine medizinische Erziehung genossen habe; — dass er die Lehre der Vaccination verstehe: — und besonders die wahren Kuhpocken von dem ihnen gleichendem Hautausschlage zu unterscheiden wisse; — dass er überhaupt Kenntnisse in der Behandlung von Kinderkrankheiten besitze; — und endlich, dass er einen untadelhaften Charakter habe.

In Hinsicht der Pflichten des residirenden Arztes, wurde ausgemacht, dass er sich zu den bestimmten Stunden im Hause aufhalten solle; — dass er jeden, während dieser Zeit sich meldenden gratis

zu inoculiren habe, — dass er die ganze Correspondenz mit dem In- und Auslande führen, und der Gesellschaft die Resultate der gemachten Beobachtungen von Zeit zu Zeit vorlegen müsse. Bei dieser Gelegenheit erinnerte Hr. *Ring*, dass man dem armen residirenden Arzte so viele Schreibereien auferlege; dass er am Ende bei der Impfung zittern müsse. Dieser wohl angebrachte Scherz hatte die Folge, dass man beschloss, dass, wenn sich die Correspondenz-Geschäfte sehr häufen sollten, dem residirenden Arzte ein Gehilfe zugetheilet werden könne.

Nun wurde dem medizinischen Rathe gemeldet: zwei Deputirte des Ausschusses der Direktoren wünschten demselben etwas vorzutragen. Sie wurden alsogleich hereingelassen, ihnen Sitze angewiesen, worauf sie sich folgender Massen erklärten.

„Die Direktoren wünschen zu wissen, ob der medizinische Rath dem residirenden Arzte die Privatpraxis erlauben, oder versagen werde? damit sie dem zu folge dessen jährliche Besoldung bestimmen könnten."

Der Präsident antwortete hierauf, dieser Gegenstand würde noch in der heutigen Sitzung in Berathschlagung gezogen, und das Resultat dersel-

ben dem Ausschusse der Direktoren mitgetheilet werden. Die Deputirten zogen sich hierauf zurück.

Nichts war mir interessanter, als die Debatten hierüber zu hören. Ich war unentschlossen, was ich bewundern sollte, ob die solide natürliche Beredsamkeit der Sprechenden, oder den Anstand und die Ordnung, welche bei dieser ziemlich lebhaften Sitzung beobachtet wurden. — Der Gegenstand, über welchen debattirt wurde, hatte noch darum ein besonderes Interesse für mich, weil bei jedem Spitale die Frage entstehen kann, ist es besser dem dabei angestellten Arzte und Wundarzte freie Praxis zu erlauben, oder sie ihm zu untersagen?

Das Resultat der Debatten des medizinischen Rathes, so wie es dem Ausschusse der Direktoren von zwei Mitgliedern, den Doktoren *Lettsom* und *Sims*, überbracht wurde, war folgendes.

„Dem residirenden Arzte ist in so ferne freie Praxis erlaubt, als er sich dadurch nicht von seinen Amtspflichten abhalten lässt."

Die Antwort, welche der medizinische Rath auf diese Resolution von Seiten der Direktoren erhielt, lautete:

„Es wird dem residirenden Arzte eine hinlängliche Besoldung ausgeworfen werden, damit er sich nicht nothwendiger weise, um zu leben, Praxis nehmen müsse, und diess, bei Versäumung seiner Amtspflicht, als Entschuldigung anführen könne."

Endlich kamen die Suppliken von drei Ärzten, welche um den Platz eines residirenden Arztes anhielten, zur Berathschlagung vor. Hier kam ich in eine grosse Verlegenheit, weil einer der Supplikanten mein Freund war, ein Umstand, welchen viele unter den anwesenden Mitgliedern des Rathes wussten. Zum Glück ward bei dieser Sitzung nichts entschieden. Leider fiel mein Freund bei der, später erfolgten, Wahl durch, obwohl der *Prinz von Galles*, so wie die meisten anderen Prinzen ihn auf das Wärmste dem medizinischen Rathe, von welchem die Wahl abhieng, anempfohlen hatten. — Jedoch hatte er die Ehre eine Ansehnliche Anzahl von Stimmen für sich zu haben. Die Wahl fiel auf Dr. *John Walker*.

Inzwischen näherte sich der 17te May — und in mir wuchs, durch die Güte mehrerer Mitglieder der K. Jennerischen Gesellschaft, die Hoffnung, an der Geburtsfeyer des Dr. *Jenners* Antheil nehmen zu können. Diese Feyer musste um so interessanter seyn, als sie die erste, folglich ein neues Schauspiel für alle Anwesende war. Hier folgt die Beschreibung derselben.

Um 5 Uhr versammelten sich gegen 300 theils Mitglieder der Gesellschaft, theils Fremde in der *Crown and anchor tavern.* *Lord Egremont* präsidirte bei Tische, oder wie die Engländer zu sagen pflegen, Er war *Chairman.* Der Graf *Egremont*, Lord *Carrington*, der Lord *Mair*, Sir *Walter Farquhar*, Dr. *Lettsom*, und noch sieben andere Herren versahen das Amt der *Stewards.* — *) Dr. *Jenner* sass zur Rechten des *Chairman.* Wie man sich zu Tische setzte, ertönte von der Mitte desselben das Tischgebeth, von einigen Opernsängern sehr männlich gesungen. Eben so, als das Speisen vorbei war, und bevor man zu dem *Toast* übergieng, das, *Non nobis Domine.* Dann folgte die Gesundheit des Königs, Patron's der Gesellschaft; worauf dann von allen Seiten das *God Save the King!* erschallte. Nach diesem göttli-

*) Bei allen grossen *Dinés* dieser Art versehen einige unter den Mitgliedern der Gesellschaft das Amt der *Stewards*, d. h. sie machen die Ehre des Hausherren. Gewöhnlich wählet man die angesehensten, reichsten, oder wenigstens freigebigsten Mitglieder dazu, indem die *Stewards* mehrere Nebenauslagen haben. Da nemlich der Preiss des *Dinés* (eine halbe Guinee) für gesammte Mitglieder bestimmt ist, und es sich doch nicht bestimmen lässt, ob der Wein mehr dann diese Summe betragen dürfte; so zahlen die *Stewards* dasjenige, was mehr daran aufgeht, aus ihrem Beutel; ein Spass, der manchmal auf 5 Guineen, und darüber für jeden unter ihnen zu stehen kömmt. Eben so machen sie den Aufwärtern Presenten, und bestreiten die übrigen Auslagen.

chen Gesange, wurde Ihrer Majestät, der Königinn, und des Prinzen von *Galles* Gesundheit getrunken. Bei dieser Gelegenheit las der *Chairman* einen, auf Befehl des Prinzen von *Galles* geschriebenen, Brief vor: in welchem Se. königliche Hoheit versichern, dass sie sehr bedauerte durch eine strenge Etiquette von dem Vergnügen, an dem Feste selbst Theil zu nehmen, und dessen respektabeln Urheber ihre Bewunderung erkennen zu geben, abgehalten zu werden. — Hierauf wurde die Gesundheit der Prinzessin von *Galles*, deren Geburtstag ebenfalls heute eintraf, mit Enthusiasmus getrunken. Dann folgte ein *Toast* für die *Marine*, — und der bekannte Gesang *Rule Britannia;* — so wie ein zweiter, für die Armeen, und das Lied *Britons Strike Home*. Nach der Gesundheit des Herzogs von *Bedford*, Präsidenten der Gesellschaft, trank man jene des Dr. *Jenner*'s. Hier stieg der allgemeine Enthusiasmus auf den höchsten Grad. Dr. *Jenner* versuchte mehrmal seine Dankrede anzufangen, konnte aber lange nicht zur Sprache kommen; ja, als er dazu kam, verhinderten ihn seine Modestie, und die Gefühle der innigsten Rührung so rednerisch zu erscheinen, wie es manchem andern vielleicht in einer solchen Lage gelingen hätte können. Die lebhaftesten Zurufungen folgten nichts destoweniger auf Dr. *Jenner*'s Dankrede. Nun ergrif Hr. *Dibdin* das Wort, und erhob die Verdienste des Dr. *Jenner*'s besonders dadurch, dass er die Folgen der Pocken nicht allein auf die Sterblichkeit, sondern

auch auf die Art der Existenz der Menschen, sehr schön schilderte. Unter andern sagte er: — „Meine Herren! — wir werden nun eine zahlreichere, schönere und vollkommnere Generation unter unsern Augen aufwachsen sehen; — der Sohn wird seinem Vater eben so erhalten werden, wie die Tochter die Blüthe und Lieblichkeit ihrer Mutter erben wird!" — Diese Rede wurde mit grossem Beifall aufgenommen: worauf man auf den Erfolg der K. Jennerschen Gesellschaft, und auf die Ausrottung der Pocken trank. Nun lass Hr. *Isaac Brandon* eine Lobeserhebung auf Dr. *Jenner* in Versen vor. Diese erhielt aber keinen besonderen Beifall. Gelegenheitlich kam die Anekdote darin vor, dass einige Vorsteher der Cherokee in Indien den Präsidenten der vereinigten Staaten von Amerika angegangen sind, und ihm sagten, „sie hätten vernommen, dass der grosse Geist einem weisen Manne über dem grossen Wasser, die Gabe mitgetheilet habe, vor den Pocken bewahren zu können." — Dem zufolge zogen sie die nächsten Nachrichten darüber ein, liessen sich mit Kuhpocken impfen, und brachten dieselben auf ihren eigenen Armen in die Mitte ihrer Horden. Sie sollen jene nachher allgemein unter sich verbreitet haben. Diese nemlichen Wilden bereiten wirklich ein rohes, aber wohlgemeintes Geschenk für Dr. *Jenner*.

Dr. *Bradley* stand nun auf, und theilte der Gesellschaft, in einer kurzen, aber sehr eleganten

Rede, die Geschichte der Fortschritte der Kuhpocken mit. Er spielte darin besonders auf den Erfolg an, welchen Dr. *De Carro* *) in Wien hatte, die Kuhpocken nach Indien fortzupflanzen., Es wurde hierauf auf Dr. *Bradleys* Gesundheit getrunken. Dann brachte man mehrere *Toast* dem Lord *Egremont*, Lord *Mair*, und vielen andern, die sich durch die den Kuhpocken ertheilte Protektion um die Gesellschaft verdient gemacht haben: welches dann zu mehrern schönen An- und Dankreden Anlass gab.

Endlich ergrief Dr. *Lettsom* das Wort: Er theilte der Cesellschaft die Nachricht mit, dass Dr. *Woodvill* so eben den Saal verlassen habe, und dass man diesen Augenblick benutzen soll, um dessen Gesundheit zu trinken. Er fügte folgende, zur Ehre des Dr. *Woodvills* gereichende, Bemerkungen an. Dr. *Woodvill*, als Arzt bei dem Kinderpocken-Spitale, hatte durch die viele Gelegenheit Blattern zu sehen, so grosse Erfahrung in diesem Fache er-

*) Dass die Engländer Dr. *De Carro* ganz besonders hochachten, und dessen Verdienste um die Vaccination allgemein anerkennen, — darüber kann ich jeden Zweifel, wenn solcher herrschen sollte, benehmen. Nicht weniger lassen diejenigen unter ihnen, die ihn persönlich kennen, dessen fürtreflichem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren. Dr. *Jenner* gab mir bei dem Abschiede eine Tabatiere für diesen meinen Freund, mit der Aufschrift: Dr. *Edward Jenner to Dr. De Carro!* wessen Auftrages ich mich auch mit vielem Vergnügen entledigte.

langt, dass er beinahe bei allen wichtigen Fällen dieser Art Krankheit, von andern Ärzten zu Consilium gezogen wurde, was ihm eine grosse Summe Geldes jährlich eintrug. Dessen ohngeachtet hat er alsogleich Dr. *Jenners* Entdeckung geprüfet, angenommen, und so sein eigenes Interesse dem allgemeinen Besten aufgeopfert. Bei dieser Gelegenheit unterliess Dr. *Lettsom* nicht, eine ähnliche Bemerkung im allgemeinen auf die ganze medizinische Fakultät auszudehnen: da doch die meisten Mitglieder derselben zur Verbreitung der Kuhpocken, also auch zur Verminderung ihres Einkommens, beitrugen. Man kann annehmen, sagte Dr. *Lettsom*, dass jährlich 3000 Personen in London an den Pocken sterben. Hieraus lässt sich schliessen, dass 30,000 von dieser Krankheit befallen waren. Nimmt man nun an, dass jeder Kranke der ärztlichen Hilfe auch nur drei Guineen gewidmet hätte; so folget für die ganze Fakultät ein jährlicher Verlust von 90,000 Guineen. —

Gegen Abend entfernte sich Lord Egremont: worauf Dr. Jenner dessen Platz als Chairman annahm. So wurde dieser wichtige, ehrenvolle Tag durch freundschaftliche Gespräche geschlossen.

Ich kann aber meine Beschreibung der Kuhpocken-Anstalten in London nicht schliessen, ohne eines Mannes zu erwehnen, der sich vorzüglich um diese neue Einrichtung berühmt gemacht, und

die grössten Verdienste darum gesammelt hat: — ich spreche von Hrn. *Ring*, Wundarzte in London. Dieser edle Mann hat nicht allein durch ein wichtiges Werk über die Kuhpocken der litterarischen Republik ein grosses Geschenk gemacht; sondern er hat auch zur Verbreitung der unsterblichen Entdeckung Dr. *Jenners* unter allen Klassen des Volkes, ausserordentlich viel beigetragen. Hr. *Ring* fährt nemlich noch jetzt in den Theilen der Stadt, wo besonders arme Familien wohnen, herum; — springt aus seinem Wagen, sobald er ein Kind auf der Strasse sieht; frägt, ob es die Pocken gehabt habe? ob es inokulirt worden seie? u. s. w.; — Die nämliche Frage stellt er in den Häusern, die er ohngerufen, betritt; und lässt sich nach Umständen in Unterredungen mit den Ältern der Kinder ein, hört ihre Einwürfe, widerlegt sie, — und macht so, dass viele hunderte sich der Inokulation der Kuhpocken unterziehen, welche sich sonst derselben widersetzt hätten, oder von ihr wenig oder nichts erfahren haben würden. Ich habe Hrn. *Ring* bei einer solchen Expedition selbst begleitet, und nicht genug dessen Eifer, und dessen Gedult bewundern können.

Lock Hospital.

(Near Hyde — Park Corner.)

So heist ein Spital, welches ausschlieslich für *venerische Kranke* bestimmt ist.

Da ehemals diese Gattung von Krankheit aus allen übrigen Spitälern ausgeschlossen ware, und es mehr oder weniger noch immer ist; — da sie sich überlassen platterdings für unheilbar angesehen werden muss; — da sie so viele unschuldige Opfer, als betrogene Ehefrauen, Kinder u. dgl. ergreift; da selbst diejenigen, welche sich dieses Übel durch ein Muthwille zuziehen, wenn sie ihren Fehler bereuen, das Mitleid und die Hilfe eines jeden guten Menschen verdienen; — so hat sich im Jahr 1746 eine Gesellschaft gesammelt, und eine ansehnliche Summe zur Errichtung eines venerischen Spitals in der Absicht ausgeworfen; nicht allein die allda aufzunehmenden Kranken zu heilen; sondern dieselben auch in Hinsicht auf Religion und Moral zu unterrichten, und sie auf diese Art in nützliche Mitglieder des Staates zu verwandeln. Verfallen hingegen die einmal geheilt Entlassenen in ihre alten Fehler; so wird es ihnen ohnmöglich von Neuem in das Spital aufgenommen zu werden.

Von der Stiftung des *Lock Hospitals* an, bis den 25ten März 1801 sind aus dem Spitale

27154 Kranke gesund entlassen, und
518 als ausserhalb Kranke *(Out - Patients)* behandelt worden.

Vom 25ten März 1801, bis 25ten März 1802 sind

337, mit Inbegrif der 69 noch im Hause Befindlichen, geheilet worden. Zu diesen gehören noch
16 sogenannte auswärtige Kranke *(Out-Patients)*
60 sind, obwohl geheilt, davon gelaufen.
17 wurden wegen veranlassten Unordnungen weggeschickt.
4 sind gestorben.
79 sind wirklich (den 25ten März 1802) im Hause.

Totale 27672

Das Locale dieses Spitals gleicht ganz jenem eines Privathauses. Nur solche Kranke, welche eine Empfehlung von einem Direktor des Spitals mitbringen, werden, wenn Platz ist, gratis aufgenommen. Gegen den Erlag von drei Guineen für die ganze Kur, kann in diesem Falle jeder Andere Eintritt erhalten.

Die Kranken bekommen, wenn sie die ganze Speiseporzion haben, dreimal die Woche ein Pfund Fleisch, — drei andere Male ein Pfund Fleischbrühe, und den siebenten Tag einen Pudding.

Dr. *James Hervey* ist Arzt, und Hr. *John Pearson*, Verfasser mehrerer wichtigen Schriften über den Gebrauch einiger Arzneymittel, über krebsartige Krankheiten, u. s. w., — so wie Hr. *Blair*, ebenfalls durch seine Versuche über den Gebrauch der Salpetersäure in der *Lues venerea* bekannt, — sind Wundärzte in dem *Lock Hospital*. Ich habe blos das Vergnügen letzteren zu kennen; er hatte die Güte mir das Spital zu zeigen, und mich mit allen wichtigen Fällen bekannt zu machen, die sich darin befinden.

Die meisten Pazienten werden mit Friktionen behandelt. Von dem Gebrauche der Salpetersäure, statt dem Quecksilber, scheint Hr. *Blair* vollkommen abgegangen zu seyn; doch hält er es in einigen Fällen noch immer für ein schätzbares Mittel, besonders, wenn die Gefahr einer Salivation durch Mercurius bevorsteht.

Zu dem *Lock-Spital* gehört das sogenannte *Lock-Asylum*. So nennet man ein kleines Institut, welches im Jahre 1787 durch Subskription in der Absicht errichtet wurde, Frauenzimmer, die aus dem venerischen Spitale geheilt entlassen werden, aber aus Mangel an Unterkunft sich der Gefahr ausgesetzt sehen würden, eine schlechte Lebensart zu führen, einsweilen so lange zu beherbergen, bis sie auf eine gehörige Art in die Gesellschaft treten können. Während dem sie in dem Asylum sind, beschäftigen

sie sich mit Haus- und Frauenzimmerarbeiten; und ihr Erwerb beträgt jährlich gegen 100 Pfund Sterling. Zugleich sieht man strenge auf ihre Aufführung, und sucht ihnen Religion und Moral beizubringen. Seit dem Jahre 1787, bis 1802, wurden 364 Frauenzimmer in dieses Institut aufgenommen, wovon

40 von ihren Verwandten aufgenommen wurden.
89 in Dienste traten,
16 im Hause gestorben sind, und
15 daselbst zurückblieben.

160

Von den übrigen 200 sind viele nach Hause gegangen, andere entliefen, und noch andere wurden wegen übler Aufführung zurückgeschickt. Selbst unter diesen haben sich nachher mehrere gebessert, und haben Ehen eingegangen, in welchen sie glücklich und ehrlich leben.

Britisches Gebährhaus. *)

(Brownlow - street, long acre.)

Diese Anstalt wurde im November 1749, unter dem Nahmen *Gebährhaus*, gestiftet, und erhielt den Beinahmen *Britisch* im April 1756. Sie nimmt blos arme, eheliche Schwangere, besonders Weiber

*) *British Lying — In Hospital.*

oder Wittwen von Hauswächtern, Soldaten, Matrosen u. dgl. auf, und war die erste dieser Art, welche in London errichtet wurde. Beiliegende Tabelle (*Tab. VIII.*) bezeichnet die Anzahl der, seit der Stiftung dieser Anstalt, bis den 1ten Januar 1801, aufgenommenen Gebährenden.

Das Britische Gebährhaus dienet zugleich zu einer Hebammen-Lehranstalt. Diese besitzt eine interessante Sammlung von Präparaten, das Accouchement und die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes betreffend.

Ich habe dieses Spital nicht genau gesehen, weil ich niemand hatte, der mich darin hätte herumführen können. Dr. *Batty* ist zwar Arzt da; — allein, obwohl er übrigens ein sehr artiger Mann ist; so gelang es mir, wiederhohlter Versuche ungeachtet, dennoch nie ihn dazu zu bewegen, sein Wort, mir das Spital zu zeigen, zu halten.

Weit glücklicher war Hr. Dr. *Bollmann* *) aus Bremen, welcher durch die Güte des Dr. *Combe*,

*) Dieser wackere junge Mann begab sich nach einem ziemlich langen Aufenthalte in Paris, nach London, an welchem letzteren Orte er mehrere Monate hindurch die Spitäler äusserst fleissig besuchte, und sich besonders genau mit dem Zustande der Wundarzneikunde in England bekannt machte, über welchen Gegenstand er im Sinne

ebenfalls Arztes an dem Britischen Gebährhause, mehrere Male den Besuchen allda beizuwohnen Gelegenheit hatte. Dr. *Bollmann* versicherte mich, dass die ganze Einrichtung dieses Gebährhauses fürtreflich seie, und verschafte mir die über dasselbe mitgetheilten Nachrichten.

Gebährhaus der Stadt London. *)
(City Road.)

Eine Anstalt, die den nemlichen Zweck, wie die vorhergehende hat, und deren Besichtigung mir das gröste Vergnügen machte. Sie befindet sich in einem Hause, welches eine wahrhaft schöne Lage hat, und äusserst elegant und zweckmässig gebaut ist. Nichts gehet über die allda herrschende Reinlichkeit und Ordnung. Die Anzahl der Bette beläuft sich auf 42, — die Gestelle sind alle von Eisen. In den Zimmern stehen nicht mehr, dann 6 bis 8 Bette. Kein Spital dieser Art kann reichlicher und mit schönerer Wäsche besorgt seyn, als dies hier der Fall ist. Auch die Kost ist fürtreflich. Die Wöchnerinnen bekommen täglich Brühen und Fleisch, wenn sie welches ertragen können. In der Küche herrschet ebenfalls der höchste Grad

hatte etwas drucken zu lassen, was nicht anders dann gut ausfallen kann.

*) *City of London Lying — in Hospital.*

von Reinlichkeit. Die Schwangeren werden durchaus gratis, zwei Tage vor der Geburt aufgenommen; — kommen sie früher, so müssen sie die übrigen Tage bezahlen. Die Zeit der Entlassung hängt ganz von der Bestimmung des Arztes ab. Es gehört zu den Statuten dieses Gebährhauses, dass keine Wöchnerin ohne dessen Erlaubniss austreten darf. Die Weiber werden hievon, so wie von allen übrigen Gesetzen der Anstalt, die sie zu betreten gesonnen sind, unterrichtet. Ich war so glücklich, die Art zu sehen, mit welcher sie aufgenommen und entlassen werden. Ein Ausschuss der Direktoren dieses, ebenfalls durch milde Beiträge gestifteten, Gebährhauses versammelt sich wöchentlich einmal, in Gesellschaft der Ärzte, und bestimmt, nach der Beschaffenheit der Umstände, welcher Bittstellerin er die Aufnahme in die Anstalt gewähren wolle. Diejenigen Weiber, welche diese Wohlthat erhalten, stellen sich dann vor den Ausschuss. Der Präsident redet sie alsdann an, — macht ihnen begreiflich, wie gross die Wohltha seie, die ihrer erwartet; fordert aber auch von ihnen, dass sie sich genau den Regeln der Anstalt (die er nun der Reihe nach anführt) unterwerfen: indem diess das einzige Bedingniss seie, unter welchem ihnen die Aufnahme gestattet würde.

Weit feierlicher und rührender ist die zweite Ceremonie: wo nemlich die Wöchnerinnen, die auf dem Punkt sind entlassen zu werden, dem Aus-

schusse ihren Dank abstatten. Ich kann nicht ohne die angenehmsten Gefühle an dieses Schauspiel, das ich den 25ten Mai 1803 in Gesellschaft mit Dr. *Bollmann* genossen habe, denken. — Zehn reinlich, einfach und niedlich gekleidete Weiber erschienen in Begleitung der obersten Hebamme, mit ihren Kindern auf dem Arme, vor dem Ausschusse, und setzten sich der Reihe nach dem Presidenten desselben gegenüber. — In ihren noch blassen Gesichtern las man die Absicht, die sie herbeiführte; denn die Gefühle des innigsten Dankes leuchteten aus ihren in Thränen schwimmenden Augen hervor. Der President, — ein bejahrter, verehrungswürdiger Bürger Londons, ergriff hierauf das Wort, und sagte: „Ihr guten Weiber! — Ihr kommet um dem Ausschusse für die genossenen Wohlthaten Dank abzustatten! — Der Ausschuss nimmt ihn mit Rührung an; — erkläret euch aber, dass *die* Danksagung, auf welche *er* den grösten Werth leget, darin besteht, dass ihr eure Kinder wohl und zu guten Staatsbürgern auferziehet; dass ihr ihnen Religion und Ehrfurcht vor den Gesetzen einflöset, und denselben hierin mit gutem Beispiele vorgehet.„ — Diese kurze Anrede machte einen tiefen Eindruck auf die Weiber. — Die Oberhebamme entfernte sich nun, und nach einer kleinen Pause, erhob der President abermals seine Stimme, und frug: ob sie vollkommen zufrieden austräten? ob sie keine Unordnungen bemerket hätten, die für ihre Nachfolgerinnen von üblen Folgen

seyn könnten? u. s. w. — Hierauf ertönte ein allgemeines *Nein!* — Nun wurde die Oberhebamme abermal hereingerufen, und ihr die vollkommene Zufriedenheit des Ausschusses zu erkennen gegeben.

Eben so rührend solle die Kindstaufe seyn, welche blos den letzten Sonntag jeden Monats, abends um sechs Uhr, in einer in dem Hause befindlichen, sehr schönen Kapelle Platz findet. Alle Mütter erscheinen dann mit den, während dem verflossenen Monate gebohrnen Kindern. Nach der Taufe wird eine analoge Predigt gehalten, worauf verschiedene für die Anstalt verfertigte Hymnen unter Begleitung der Orgel abgesungen werden. Dieser Ceremonie können Fremde beiwohnen, wenn sie eine Woche vorher um ein Eintrittsbillet bei der Anstalt einkommen.

Die Ausgaben dieser fürtreflichen Anstalt beliefen sich vom 25ten März 1802 bis den 25ten März 1803 auf 1905 Pfund Sterling und 6 Schillinge. — Seit ihrer Errichtung 1750, bis den 25ten März 1803 wurden

22544 Weiber, wovon 269, Zwillinge, — und zwei, Drillinge gebahren, verpfleget, und

11765 Knaben } zusammen 22815 Kinder
11050 Mädchen }
gebohren.

Ich habe dem Dr. *Walker*, Arzte und Accoucheur, zu verdanken, mir nicht allein die Gelegenheit verschaft zu haben, das Gebährhaus der Stadt London zu sehen; sondern auch die Bekanntschaft mehrerer Hrn. Direktoren gemacht zu haben. Ich glaube, letztere können sich schmeicheln, die vollkommenste Anstalt dieser Art in Europa zu leiten, und zu unterstützen. Möge *Madame Newby*, welche als Oberhebamme die Hauptgeschäfte desselben, mit einer Einsicht und mit einem Eifer führet, die schwer ihres gleichen finden werden, lange zum Wohl der Menschheit und zu ihrer Ehre leben! Ich werde in der Folge von dieser fürtreflichen Frau noch etwas Interessantes zu sagen haben; ich bitte daher vorläufig meine Leser, sie in ihrem Gedächtnisse zu behalten.

Westminster-Gebährhaus.

(Nahe an der Westminster-Brücke.)

Dieses wurde im Jahr 1765 durch Subskription, wie die übrigen Anstalten, gestiftet; ist aber weit kleiner, und nicht so reich, als die vorher beschriebene Anstalt. Dagegen besorget die Westminster-Anstalt nicht allein zwischen 25 und 30 Wöchnerinnen in dem Hause; sondern verschaft noch einer weit grösseren Anzahl ausser demselben in ihren eigenen Wohnungen, Holz, Nahrung, Kleidung, folglich die zweckmässigste Hilfe.

Obwohl die Absicht dieses Gebährhauses vorzüglich darin besteht, verehelichten armen Weibern, besonders denjenigen, die fleissigen Taglöhnern, oder abwesenden Matrosen und Soldaten angehören, beizuspringen; so weiset sie dennoch auch unglückliche unverehelichte Schwangere nicht ab. Eine wahrhaft wohlthätige Anstalt verschlieset der Reue ihre Thore nicht; und weit entfernt, dadurch das Laster zu befördern; beugt sie demselben durch eine zeitliche Hilfe vor. Was kann wohl schrecklicher seyn, als der Kindermord, welchem doch nichts so mächtig zuvorkommt, als ein Ort, wo unverehlichte Schwangere sichere Unterkunft finden. Ich will nicht läugnen, dass auch solche Orte ihr Übles, und einen bösen Einfluss auf die Moralität haben können, obwohl es sich nicht leicht vermuthen läst, dass ein Mädchen sich auf Rechnung derselben versündige; — aber es wird immer sicher bleiben, dass der am besten fährt, der aus zwei Übeln das kleinste wählet.

Vom ersten Anfange des Westminster-Gebährhauses, bis in den Monat September, 1792 wurden von demselben über acht tausend Wöchnerinnen verpfleget; und von dieser Epoche, bis Juni 1799, haben gegen 3000 die nemliche Wohlthat erhalten.

Hr. *Mathiew*, ein Partikulier, welcher einen Theil seines Vermögens, und seine ganze Zeit zur Unterstützung wohlthätiger Anstalten verwendet,

hatte die Güte mich in das Westminster-Gebährhaus zu führen. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt die allda angestellten Hrn. Ärzte und Accoucheurs kennen zu lernen. — So viel ich im Allgemeinen erfahren habe, ist das Kindbettfieber den drei erwehnten Anstalten nicht fremd, und im Verhältniss nicht weniger fürchterlich, dann an andern Orten.

Bayswater - Gebährhaus.

(Bayswater.)

Von diesem Gebährhause kann ich keine Nachricht geben, weil während meines Aufenthaltes in London an dem Gebäude desselben Verbesserungen vorgenommen wurden, welche die Aufnahme von Wöchnerinnen verhinderten.

Institut zur Unterstützung ehelicher Wöchnerinnen in ihren eigenen Wohnungen.

Der Zweck dieses seit 1757 bestehenden Institutes ist allerdings der Nemliche, wie bei der bereits beschriebenen Pariser-Anstalt des gleichen Nahmens; — nur ist die Hilfe, welche das Londner-Institut ertheilet, weit eingeschränkter: denn sie besteht blos darin, dass die Wöchnerinnen, welche daran Theil haben, die Hebamme, und wenn es nöthig ist, den Accoucheur und Arzt gratis erhalten. Dagegen erstreckt sich die Wohlthat auf eine weit grössere Anzahl: denn im verflossenen Jahre wur-

den 4110 Wöchnerinnen durch 1401 Pfund Sterling mit der obgedachten Hilfe versehen. Freilich, was kann die ärztliche Hilfe bei vollkommenem Mangel aller übrigen Bedürfnisse leisten? — doch sicher mehr in Hinsicht auf Entbindungskunde, als in jedem andern Falle. Dann ist es doch immer *so* viel. — Auch ist die Frage, ob es besser seie, reichliche Hilfe einer geringen Anzahl, oder sparsamere einer grossen zukommen zu lassen, noch nicht so ganz entschieden, dass man leicht darüber urtheilen könnte.

Dr. *J. Sims*, ein verehrungswürdiger, bescheidener, lieber Mann, der sich auch als Botaniker rühmlich bekannt gemacht hat, ist konsultirender Arzt und Accoucheur des erwähnten Instituts. Ich kann dessen Nahmen nicht nennen, ohne mich an die vielen Freundschaftsbezeugungen, die ich von ihm und dessen höchst liebenswürdigen Familie erhalten habe, zu erinnern.

Findelhaus.

(Lamb's conduit - street.)

England war das Land in Europa, in welchem an die Errichtung eines Findelhauses am spätesten gedacht wurde, — und noch izt hat eine solche Anstalt blos in der Hauptstadt gedeihen wollen. Es blieb nemlich Hrn. *Thomas Coram*, einem Kaufmanne, vorbehalten, nachdem er sich mehrere Jahre hin-

durch bemühet hatte, durch Eröffnung einer Subskription den Grund dazu zu legen. Er verlangte und erhielt den 17ten Oktober 1739 von dem Könige die gesetzmässige Erlaubniss und Bewilligung zur Errichtung eines Findelhauses, welche Erlaubniss ihn autorisirte, Grundstücke zu kaufen, deren Interesse sich auf 4000 Pfund belief. Diese Bewilligung ward nachher von dem Parlamente mit einigen neuen Privilegien beschenkt. Da die Armenanstalten für alle eheliche Kinder sorgen, welche auf ihre Hilfe Anspruch machen können; so bestimmte man das Findelhaus einzig und allein zur Aufnahme unehelicher Kinder. Nun handelte es sich einen Grund zur Errichtung desselben zu kaufen, welches im Jahre 1740 mittelst einer Summe von 6500 Pfund Sterling geschahe. Man hätte auch wirklich keinen vortheilhafteren Platz wählen können. Den 16ten September 1742 wurde der Grundstein gelegt, und im Jahre 1752 war das Gebäude zum Bewohnen bereitet, wozu ein Vermächtniss von Hrn. *Emerson*, das sich auf mehr dann 11,000 Pfund belief, viel beitrug. Obwohl man beschlossen hatte, alle Ziereriein zu vermeiden; so konnte man doch nicht verhindern, dass einige ausgezeichnete Künstler freiwillig zu dessen Verschönerung das ihrige beitrugen. Unter diesen verdienet besonders *Hogarth*, welcher dem Findelhause drei Gemählde schenkte, genannt zu werden. Auch *Händl* erwies der Anstalt eine grosse Wohlthat, dass er ihrer Kapelle nicht allein eine Orgel,

sondern auch das Einkommen von seinem berühmten Oratorium, Messias, welches mehrere Jahre hindurch unter seiner Direktion wiederhohlet wurde, und so mehr dann 6700 Pfund eintrug, schenkte.

Es zeigte sich gleich bei der Eröffnung des Instituts, der sich an allen ähnlichen Orten darbiethende Mangel an Säugammen. Die Direktoren sahen sich daher gezwungen, die Kinder so früh als möglich auf das Land zu senden, und nur nach dem dritten Jahre wieder in das Haus zu nehmen. Vor Ende 1752 hatte man schon 1040 Kinder aufgenommen. Diess verursachte in einem Jahre eine Auslage von mehr dann 5000 Pfund, wo doch das jährliche Einkommen der Anstalt blos in 1050 Pfund bestand. Man entschloss sich hierauf weniger Kinder anzunehmen. Diesem Grundsatze konnte man aber nicht getreu bleiben: weswegen sich die Gefahr eines Bankerots immer mehr und mehr näherte. Es blieb endlich im Jahre 1756 den Direktoren nichts anders über, als die Parlamente um Beistand zu bitten. Das Unterhaus stimmte also auf ein Geschenk von 10,000 Pfund; doch mit dem Bedingnisse, dass von nun an nicht blos uneheliche, sondern *alle* Kinder unter einem gewissen Alter sollten aufgenommen werden. Dieses Alter wurde zuerst auf zwei, dann auf sechs, und endlich auf zwölf Monate festgesetzt. — Den 2ten Juni 1756, als den ersten Tag der allgemeinen Annahme, wurden allein 117 Kinder in das Findelhaus aufgenommen.

Von dieser Zeit, bis den 31ten Dezember 1757, belief sich ihre Zahl bis auf 5510.

Die Anstalt gieng jetzt freilich mit Riesenschritten vorwärts. Es strömten Kinder von allen Seiten herbei. Der König selbst erklärte sich zum Patron derselben. Im Jahre 1760 belief sich die Anzahl der durch das Findelhaus unterstützten Kinder auf 6000; so, dass, wenn man ein Kind nur auf 7 Pfund 10 Schilling anschlägt: ein jährliches Einkommen von 45,000 Pfund erforderlich gewesen wäre. Aber auch die Grösse des Hauses, welche eigentlich auf 400 Kinder berechnet war, both der Fortsetzung einer allgemeinen Aufnahme Hindernisse dar. — Die natürliche Folge dieser Umstände, nemlich des Mangels an den dringendsten Bedürfnissen und an Raum, war eine schreckbare Sterblichkeit unter den Kindern. Das Parlament fasste hierauf den Entschluss die allgemeine Aufnahme zu unterdrücken, und den Direktoren zu erlauben ihrem ersten Plane getreu zu bleiben, und nur uneheliche Kinder aufzunehmen. Dabei verband es sich, zur Unterhaltung der bereits Aufgenommenen das Seinige beizutragen. Diess geschah auch zehn Jahre hindurch; und belief sich nur von Anfang so hoch. Da waren nemlich über 6000 Kinder in der Anstalt; beinahe alle unter fünf Jahren. Nach sechs Jahren war ihre Anzahl bereits auf 4300,— und nach zehn Jahren, auf 1000 herunter gekommen. Doch rechnet man im Durchschnit-

te, dass das Parlament vom Jahre 1756 bis 1771, die Summe von 33,000 Pfund jährlich zugeschossen habe.

Während dieser Zeit dachten die Direktoren ernsthaft auf Vermehrung des Einkommens. Indem sie einige blinde Kinder Musik lehren liessen, und überhaupt gesammte Kinder in der Kirchenmusik übten: erhielt die Kapelle des Findelhauses eine solche Reputation, dass sie jährlich mehr und mehr an Allmosen einbrachte. In einem Jahre belief sich dasselbe auf 3000 Pfund. Zu gleicher Zeit wurde die Anzahl der in dem Findelhause angestellten Beamten vermindert. Doch solche Kleinfügigkeiten konnten die Anstalt nicht retten. Man musste daher einen wichtigen Entschluss fassen, und mehrere Grundstücke zum Bauen der Häuser vermiethen: wodurch dann nach und nach ein Einkommen von 4000 Pfund erhalten werden wird. Die Summen, die auf diese Art jetzt schon eingehen, reichen hin, nicht allein die Ausgaben bequem zu bestreiten; sondern selbst noch etwas Ansehnliches übrig zu behalten, und das Findelhaus, weit entfernt zu verlieren, gewinnt dabei noch an Zierde: indem sich eine kleine ihm zugehörige Stadt um dasselbe in einiger Entfernung anlegt, die ihm auf keinen Fall die freie Luft benehmen, oder irgend einen anderen Schaden zufügen kann.

Die Direktoren, wohl überzeugt, dass es nichts Zweckwidrigeres und Lächerlicheres geben kann, als wenn eine milde Stiftung, so lange sie nicht ihren Zweck auf die vollkommenste und ausgebreitetste Art erreicht hat, den Überschuss ihres Einkommens zurücklegt, und so Kapitalien auf Kapitalien häuft, — haben 1794 beschlossen, auch Waisen oder verlassene und dürftige Soldaten- und Matrosen Kinder, unter dem Alter von fünf Jahren, aufzunehmen. Überhaupt geschieht nun die Aufnahme auf folgende Art.

Die Mütter, welche ihre Kinder in das Findelhaus geben wollen, melden sich allda, gewöhnlich noch während der Schwangerschaft, mit einer Bittschrift, aus der erhellen muss, dass das Kind ihr eigen, — wer der Vater davon seie? als welche Umstände im Fall der Noth durch einen Eid der Mutter bestätiget werden müssen, und auf Verlangen auch geheim gehalten werden. Ferner muss in der Bittschrift nach dem besten Wissen der Bittstellerin angeführet werden, wo sich der Vater nun aufhalte; es muss erhellen, dass ihre Aufführung vor diesem Fehltritte ehrlich und lobenswerth war, dass sie nicht im Stand seie, ihr Kind selbst zu versorgen, ohne sich der höchsten Armuth preis zu geben, oder ohne ihre Schuld, an Tag zu legen; endlich, dass durch die Aufnahme ihres Kindes und durch die Verheimligung ihrer Schande, sich eine Aussicht eröffne, sie abermals auf den Weg der Tugend zu-

rückführen, und so *ein* nützliches Mitglied der Gesellschaft aus ihr *bilden* zu können.

Wie nun das Kind aufgenommen ist, so bekömmt die Mutter einen Empfangschein, durch welchen sie das Recht erhält, nach ihrem Kinde zu sehen, und es wieder zu sich zu nehmen, wenn es ihre Umstände, oder jene des Vaters erlauben sollten. Die Kinder werden gewöhnlich den ersten Sonnabend eines jeden Monats aufgenommen, und den folgenden Tag öffentlich getauft. Den nächsten Morgen werden sie auf das Land, in einem Umfang von 20 bis 30 englischen Meilen von London, zu den ihnen angewiesenen Ammen geschickt. Diese erhalten drei Schillinge (beiläufig einen Thaler) die Woche; und wenn das Kind am Ende des ersten Jahres noch lebt, zehn Schillinge (beinahe einen Dukaten) Remuneration; so dass eine Amme jährlich auf 166 Schillinge zu stehen kommen kann. Diejenigen Personen, welche von den Direktoren des Findelhauses aufgestellet sind, um den sich in ihrer Nachbarschaft befindlichen Ammen ihre Besoldung zukommen zu lassen, führen auch die Aufsicht über sie und die Kinder. Es versteht sich von selbsten, dass man sich vor Allem überzeugt, dass die Ammen gesund und überhaupt im Stande seien ihren Beruf zu erfüllen.

Sehr merkwürdig ist die in letztern Jahren erreichte Veränderung der Sterblichkeit unter den

in das Findelhaus aufgenommenen Kindern. Es erhellet nemlich aus den Protokollen, dass, seit dem Ende des Jahres 1770, bis auf die letzten zehn Jahre, immer das vierte Kind unter einem Jahr alt gestorben seie. Von da an, bis auf den heutigen Tag, starb blos das sechste — und in den letzten vier oder fünf Jahren fand noch ein geringeres Verhältniss statt.

Die Kinder bleiben bis in das vierte Jahr in den Händen ihrer Ammen; dann werden sie in das Haus aufgenommen, und, wo diess noch nicht geschehen wäre, mit den Kuhpocken geimpfet. *Nach und nach* gewöhnet man sie an Ordnung und Fleiss. Die kleineren Kinder laufen herum und spielen, während dem die grösseren ihre Lehrstunden haben. Im Sommer stehen sie durchaus Morgens um 6 Uhr, und im Winter bei Tages Anbruch auf. Ein Theil unter ihnen wird vor dem Frühstücke verwendet die kleinen Kinder anzuziehen, das Haus zu reinigen. Die Knaben müssen Wasser pumpen, u. s. w. Um halb acht Uhr frühstücken sie; eine Stunde später gehen sie bis 12 Uhr in die Schule. Um ein Uhr wird gegessen, von 2 bis 5 Uhr ist wieder Schule, ausgenommen Sonnabends Nachmittag, wo sie Spielzeit haben. Um 6 Uhr essen die Kinder zu Nacht, und um 8 Uhr gehen sie schlafen.

In Hinsicht der Beschäftigungen, findet Folgendes statt. Die kleinen Knaben stricken die Strüm-

pfe für die Kinder im Hause. Die älteren arbeiten, je nachdem die Reihe an sie kömmt, im Garten, verrichten Hausdienste, u. dgl. — Ferner werden sie in Religion, Kirchengesang, Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Man hatte das Wollespinnen eingeführt aber wieder aufgehoben, weil die Knaben viele Zeit dadurch verlohren, und so später in den Stand gesetzt wurden, in Condition ausser dem Hause gegeben zu werden. Man muss nemlich wissen, dass die meisten unter ihnen im 12ten oder 13ten Jahre in die Lehre gegeben werden. Die Anstalt behält dann immer die Aufsicht, bis in das ein und zwanzigste Jahr über sie.

Die Mädchen, die man von den Knaben vollkommen trennet, sind in drei Klassen eingetheilt. Jeder Klasse steht eine Lehrmeisterin vor. Die älteren werden auch in Handarbeiten und Nähen unterrichtet. Sie bearbeiten nicht allein alle Leinwand, welcher die Anstalt bedarf; sondern auch diejenige, welche von ausserhalb dahin in die Arbeit gegeben wird. Ein Mädchen von 11 bis 14 Jahren, gewinnet jährlich gegen 12 Pfund Sterling; und ein Mädchen von 7 bis 11 Jahre 2 Pfund 13 Schillinge. Haben sie einmal das Alter von 14 Jahren erreicht: so werden sie in Dienst gegeben. Hier ist es, wo die Direktoren besonders sorgfältig zu Werke gehen. Kein Mädchen darf bei einem unverheiratheten Manne dienen, und selbst wenn verheirathete Männer Findelkinder in Dienst nehmen wollen, muss ihr Gesuch durch die

Einwilligung ihrer Weiber unterstützt werden. Selten geschieht es ferner, dass man Mädchen Leuten zu Dienstbothen giebt, die Zimmer vermiethen. So weit die Beschreibung der Verordnungen. Nun von dem, was ich gesehen habe.

Das grosse Interesse, welches mir diese Anstalt einflöste, meine Bekanntschaft mit dem Arzte, Dr. *Stanger*, und mit der Vorsteherin, Madame *Johnston*, bewogen mich dieselbe mehr dann einmal zu besuchen. Ich habe da die möglichste Vollkommenheit in allen Theilen gefunden, — nur konnte ich nicht billigen, dass zwei Kinder in einem Bette lagen: denn blos in den Krankenzimmern traf ich sie getrennt an. Diese Krankenzimmer waren beinahe leer, und kein Kind lag im Bette. — Ereignen sich ansteckende Krankheiten: so sind dazu wieder eigene Zimmer bestimmt. Mit einem Wort, alles ist hier, wie es nicht besser seyn könnte. Nichts geht indessen über die, strenge nach den Grundsätzen des unsterblichen Grafen *Rumford* angelegte Küche. Es werden dadurch der Anstalt jährlich 900 Scheffel Kohlen erspart. —

Madame *Johnston*, eine fürtrefliche, höchst interessante Frau, bei der es eine nicht geringe Empfehlung war, ein Freund von Hrn. *Pictet*, welcher der Anstalt, und ihr ein so gerechtes Lob in der Bibliotheque Britannique wiederfahren liess, zu seyn, lud mich zum Gottesdienste auf den näch-

sten Sonntag ein. Ich begleitete sie in die Kapelle, wo ich durch den Anblick der an den Seiten der Orgel auf Art eines Amphitheaters disponirten, wohlgenährten, reinlichen, gesund aussehenden Kinder, wirklich überrascht wurde. Wie war mir's erst um's Herz, als diese die schönsten Psalmen in Chören, welche mit einigen von einem blinden Mädchen sehr gut gesungenen Solo's abwechselten, anstimmten! — Nach dem Gottesdienst, der über zwei Stunden dauerte, war die ungeheure Menge der abfahrenden prächtigen Equipagen ein nicht weniger schönes Schauspiel, das nur ein London, ein Wien und Petersburg gewähren kann. Madame *Johnston* führte mich nun in den Speisesaal, wo ich dem Mittagspeisen der Kinder beiwohnte. Sie erhielten Fleisch und Gemüse, und zwar so viel sie wollten. Einmal die Woche, erhalten sie gewöhnliches Bier. Ihr Abendessen besteht in Käse und Brod. In sehr kurzer Zeit war das Dinée vorbei. *)

*) Überhaupt kann man nicht glauben, wie sehr die Engländer frugal sind, und wie wenig Zeit Leute von Geschäften bei Tische zubringen. Niemals sieht man auf einem bürgerlichen Tische mehr dann zwei Speisen: und diese bestehen gewöhnlich in etwas warmen, oder kalten Braten, und in Erdäpfeln. Der Sonntag allein macht eine Ausnahme: und diess mehr in Hinsicht auf das Trinken als auf die Anzahl der Speisen. Doch muss ich auch in Betreff des ersteren gestehen, dass die Sache, wenigstens unter der Klasse von Menschen, mit der ich umgegangen bin, und deren Familien-Verhältnisse ich genauer, als es sonst Fremden leicht gestattet wird, habe beobachten

Magdalenen-Spital.

(St. George's Fields, in Surrey.)

Wenn die Findelhäuser ihrem Entzwecke entsprechen; so thun sie doch immer nicht mehr, dann für die unglücklichen Kinder, welche ausser der Ehe erzeugt sind, zu sorgen, und der Mutter höchstens zur Verheimlichung ihrer Schande an die Hand zu gehen. — Sie, die Mutter, bleibt aber gewöhnlich, wie vorher, von ihren Freunden oder Ältern verlassen, so, dass sie öfters kein anderes Mittel übrig hat, als auf dem Wege des Lasters fortzuwandeln, und so Schande auf Schande zu häufen.

Dieser Klasse von Menschen, so wie überhaupt allen Frauenzimmern, die verführt wurden, oder sonst eine lasterhafte Laufbahne betreten, — wenn sie wahre Reue fühlen, und ihre Lebensart ändern wollen, zu Hilfe zu kommen, — diess ist der edle Zweck des Magdalenen-Spitals. —

können, bei weitem nicht so arg ist, als man es sich im Auslande einbildet. Wer würde auch so grausam seyn können, Männern, welche die ganze Woche mit allen Kräften gearbeitet haben, in Übel zu nehmen, wenn sie sich des Sonntags mit dem Zirkel ihrer Familie vereinigen, und durch die Gesundheit, die sie ihrem Könige, dem Wohl ihres Vaterlandes, und ihren besten Freunden bringen, etwas aufgeheiterter, dann in der Regel, werden, und das Glück, Brite zu seyn, etwas lebhaft ausdrücken! —

Dass die Erreichung dieses Zweckes möglich seye, dass das Magdalenen-Spital nicht zu den Instituten, welche blos einen frommen Wunsch vor Augen haben, gehöre, — dass folglich dessen Beschreibung als höchst interessant angesehen werden müsse, und dass solch' eine Anstalt nachgeahmt zu werden verdiene — diess mag vorläufig aus Folgenden erhellen.

Seit der Errichtung dieses Instituts, vom 10ten August 1750, bis auf den 6ten Jäner 1803, wurden an Frauenzimmern, die sich unter den erwehnten Umständen befanden, 3496 aufgenommen. Von diesen wurden 2277 mit ihren Verwandten ausgesöhnet, — in einen ehrlichen Dienst gebracht, oder sonst gut versorgt, — 100 wurden wegen Beweisen von Wahnsinn, oder wegen Anfällen von andern unheilbaren Krankheiten, ausser dem Hause gegeben, — 66 starben; 509 wurden auf eigenes Verlangen — und 544 wegen schlechter Aufführung, entlassen.

Im Jahr 1791 fragte man mit der grössten Genauigkeit nach dem Zustande der in einem Zeitraume von vier Jahren (also seit 1787) aus dem Institut entlassenen Frauenzimmer, und erhielt folgendes Resultat.

In diesen vier Jahren. Anzahl der Entlassenen überhaupt 246.

Zu der Zeit sich wohlaufführende.	157
— — — schlecht- —	74
Wahnsinnig oder im Gefängniss. .	4
Gestorben.	1
Unbekannt.	10
	246

Auch das Magdalenen-Spital ist ein durch Privatbeiträge gestiftetes und unterhaltenes Institut. Doch ist es durch eine Parlamentsakte bestätiget, und steht unter dem Schutze Ihrer Majestät, der Königin. Eine Summe von 50 Guineen ein auf allemal, oder 5 Guineen jährlich, — verschaffen das Recht für immer, oder auf das Jahr — Gouverneur dieser Anstalt zu werden. Doch ist hier zu bemerken, dass man hiezu, nebst dem Gelde eines guten Rufes bedarf; indem nur solche Menschen zu Gouverneurs dieser Anstalt erwählet werden, die desselben geniesen. Daher ist es auch nicht selten, dass Leuten, welche beträchtliche Summen anbiethen, um Governor zu werden, ihre Gesuche abgeschlagen werden.

Die Gouverneurs versammeln sich alle viertel Jahre. In der Versammlung, welche den letzten Mittwoche des April-Monats gehalten wird, wählen sie einen Ausschuss von 22 Mitgliedern, welche eigentlich die Direktion des Instituts haben; auch werden bei jener allgemeinen Versammlung die Of-

fizianten und Diener bestimmt und gewählet. Der Präsident ist auf Lebenslang angestellt.

Das Haus, in welchem sich das Magdalenen-Institut befindet, und das ich blos durch die besondere Güte des Hrn. *Mathiew* eines Mitgliedes des Ausschusses, nachdem die Magdaleinen, (so nennet man die allda aufgenommenen Frauenzimmer) sich in eine Stube zurückgezogen hatten, zu sehen bekommen konnte, besteht beinahe aus einem Quadrate. Die Front, welche auf eine grosse Strasse geht, enthält den Versammlungssaal für die Gouverneurs, das Archiv, die Wohnungen des Kaplans, und jene der Offizianten und Dienerschaft. In den drei übrigen Theilen des Gebäudes, bemerket man die Kapelle und die Wohnungen der Magdaleinen. In der Mitte des Hofes steht auf einem kleinen grünen Hügel eine Urne. — Seitwerts sind zwei Trauerweiden gepflanzt; um und um befindet sich schöner Wasen, — das Ganze flöset dem Profanen, welcher in dieses Heiligthum eintritt, eine Empfindung ein, die ich mir nicht zu beschreiben trauen würde.

Nebst dem *Kapellane*, welcher ein verheiratheter Mann, oder Wittwer, nicht unter 35 Jahren, seyn muss, — und nicht allein den Gottesdienst im Hause zu halten, sondern auch die Magdaleinen in den Grundsätzen der Religion und Moral zu unterrichten hat, sind bei dem Institute noch fol-

gende Personen angestellt, nemlich ein *Sekretaire*, eine *Matrone*, drei *Assistentinnen*, ein *Verwalter*, ein *Arzt*, zwei *Wundärzte*, und ein *Apotheker*.

Der *Sekretaire*. Er führet das Protokoll, die Correspondenz, und muss überhaupt mit der ganzen Verfassung so genau bekannt seyn, dass er den Gouverneurs mit gutem Rath an die Hand gehen könne.

Die *Matrone*. Sie muss unverheirathet oder Wittwe seyn. Wer sich um den Dienst einer Matrone bewirbt, darf nicht unter 35 — und nicht über 50 Jahre haben. Die Matrone wohnet beständig im Hause, und führet die Ökonomie desselben. Sie hat die Aufsicht über die Aufseherin und übrige Dienerschaft. Besonders hat sie über die Magdaleinen zu wachen, damit sie sich gut aufführen, und den Gesetzen des Instituts u. s. w. — gehorchen. Daher hat sie die Wohnungen derselben zu verschiedenen Stunden des Tags und in der Nacht zu besuchen, und zu sehen, ob die Frauenzimmer Fortschritte in den, tiefer unten von uns zu beschreibenden, Arbeiten machen. Sie erhält auch von dem Verwalter die rohen Materialien; welche zur Verarbeitung ausgetheilet werden, und legt dann Rechenschaft davon ab. Der Ausschuss erhält wochentlich einen schriftlichen Rapport über den Zustand der Anstalt von ihr.

Die *Assistentinnen.* Sie müssen unverheirathet, oder Wittwen seyn. Bei ihrer Aufnahme wird darauf gesehen, dass sie nicht unter 35 und nich tüber 50 Jahre haben. Jede der drei Aufseherinnen hat eine Klasse von Frauenzimmern unter sich. Sie unterrichtet die ihr Untergebenen in Frauenzimmer-Arbeiten u. dgl. Dabei führet sie die besondere Aufsicht über dieselben, ohne sie je ausser Gesicht zu lassen, und giebt genau obacht, dass keine unschickliche Gespräche geführet werden, so wie dass überall die grösste Reinlichkeit und Ordnung herrsche. Auch hat die Assistentin die Anlagen und Gemüthsstimmungen ihrer Untergebenen auszuspüren, und diejenige Gattung von Arbeit oder Versorgung vorzuschlagen, zu welcher sich die verschiedenen Individuen am besten schicken. Über alle diese Gegenstände statten sie dem Ausschusse wochentlich einen Rapport, durch eine sogenannte Conduitliste ab.

Der *Verwalter.* Er führet die Ökonomie der ganzen Anstalt, und kontrolirt die Berichte der Matrone. Auch wenden sich diejenigen, welche allda aufgenommen werden wollen, an ihn. — Eben so trägt der Ausschuss vorzüglich ihm auf, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, oder solche Bothschaften auszurichten, die geheim gehalten werden müssen, oder einen Mann von Kenntnissen erfordern.

Der *Arzt*. Er muss über 30 Jahre alt, verheirathet, oder Wittwer, und ein Mitglied des k. Collegiums der Ärzte in London seyn. Der Sekretaire giebt ihm Nachricht, wenn man dessen Hilfe bedarf. Übrigens besucht er das Haus einmal die Woche. Er versieht seinen Dienst ohnentgeltlich.

Die *Wundärzte*. Sie müssen über 30 Jahre alt, verheirathet, oder Wittwer, und Mitglieder des k. Collegiums der Wundärzte in London seyn. — Sie besorgen wechselweise ihr Amt gratis, und befinden sich bei den wochentlichen Sitzungen des Ausschusses gegenwärtig.

Der *Apotheker*. Er muss ein verheiratheter Mann, oder Wittwer, nicht unter 30 Jahr alt, und ein Mitglied der Gesellschaft der Apotheker seyn. — Er besuchet die Kranken des Instituts, welche seiner Hilfe bedürfen sollen; liefert die Arzneyen, und erhält dafür 60 Pfund Sterling des Jahres.

Was die *Aufnahme der Magdaleinen*, deren sich gewöhnlich zwischen 60 und 70 in dem Institute befinden, so haben folgende Ordnungen statt.

Kein Frauenzimmer wird aufgenommen, wenn sie schwanger, krank ist, oder bereits einmal von hier entlassen war. Jedes verführte Mädchen, solches mag nun empfohlen seyn oder nicht, kann um

Aufnahme ansuchen. Solche Person erhält nemlich von dem Verwalter, an den sie sich zu wenden hat, einen gedruckten Zettel, von dem ich hier eine Formel einrücke.

An den Ausschuss des Magdaleinen-Spitals.

Unterthäniges Gesuch von
alt Jahre, aus der Pfarrey von
in der Grafschaft
mit der Versicherung, dass sie sich eine so verwerfliche Aufführung hat zu Schulden kommen lassen, welche die Bittstellerin zum Gegenstand der Protektion dieser milden Stiftung geeignet macht. Dabey empfindet sie wahre Reue über ihre üble Aufführung, und bittet um die Aufnahme in dieses Haus unterthänig, wobei sie dann heilig verspricht, sich ordentlich und sittlich aufzuführen, so wie sich den bestehenden Gesetzen des Instituts zu unterwerfen.

Endlich wird die Bittstellerin, wie sie es verbunden ist, ewig für diese Wohlthat dem Himmel danken.

Diese Bittschrift hat eine Numer, welche sowohl in das Protokoll eingetragen, als der Bittstellerin, oder der für sie ansuchenden Person, gegeben wird. Die Bittstellerinnen werden nicht durch ihre Nahmen, sondern durch die Numer ihrer Bittschrift vorgerufen, damit, im Fall dass man deren ihr Gesuch abschlagen müsste, ihre Namen selbst den Mitgliedern

des Ausschusses unbekannt bleiben. Vor allem werden sie von einer Hebame, und wenn es nöthig ist, selbst von dem Arzte oder Wundarzte, in Hinsicht auf Schwangerschaft und Krankheiten, untersucht. Nachher werden die Suppliken dem Ausschusse vorgelegt. Von diesem werden blos solche Fragen gestellt, welche ihn in den Stand setzen, zu bestimmen, ob die Bittstellerinnen für die Anstalt geeignet seien oder nicht. Bringen die Bittstellerinnen Freunde, oder Empfehlung mit sich: so sucht man ebenfalls aus diesen die nöthigen Nachrichten zu ziehen. Das Alter, in welchem man sie am liebsten aufnimmt, ist zwischen 16 und 20 Jahren. Die meisten Frauenzimmer, welche um die Aufnahme suppliciren, sind von etwas höherer dann gemeiner Herkunft. Sobald sich die Mitglieder des Ausschusses gehörig unterrichtet glauben, werden die Stimmen gesammelt. Die Aufnahme findet nicht anderst statt, als wenn zwei Drittel derselben dafür sind. In diesem Falle erhalten die Aufgenommenen eine Anweisung von dem Sekretaire an die Matrone.

Kein aufgenommenes Frauenzimmer kann ausser dem Hause gehen, ohne eine schriftliche Erlaubniss von dem Sekretaire, dem Präsidenten des Ausschusses, und zwei Mitgliedern desselben zu haben, und da wird die Erlaubniss nicht über einen Tag, und nur in einem sehr dringenden Falle, mit dem Bedingnisse, dass sie sich von einer Person,

welche die Matrone bestimmet, stets begleiten lasse, gestattet.

In der Anstalt selbsten, darf nur der *Kaplan*, und *sonst niemand*, ohne von der Matrone, und einer Assistentin begleitet zu seyn, die Magdaleinen besuchen. Selbst die Mitglieder des Ausschusses machen keine Ausnahme; im Gegentheile, während der Arzt, die Wundärzte und der Apotheker, blos der eben erwähnten Begleitung bedürfen; können jene nur zwei oder mehrere zusammen oder in Gesellschaft des Sekretairs, den Zutritt erhalten. Die Magdaleinen dürfen keine Briefe empfangen, oder schreiben, ohne dass dieselben durch die Hände der Matrone oder des Ausschusses liefen.

Die neu aufgenommenen Magdaleinen kommen nicht gleich zu den übrigen, sondern müssen zuerst in einem besondern Wohnorte *(Probatory Ward)* ihre *Probezeit* aushalten. Diese Zeit beläuft sich gewöhnlich auf zwei Monate: nach welchen ein Rapport von dem Kaplane, der Matrone, und der Aufseherin, an den Ausschuss gemacht wird: welcher, wenn er die gute Aufführung der Novizin bestättiget; ihre Vereinigung mit den übrigen, — sonst aber ihre Entlassung, zur Folge hat; doch finden einige Ausnahme hier statt, besonders, wenn es Frauenzimmer von Stande sind, welche mehr um dem Übel zuvorzukommen, als des begangenen halber, die Aufnahme fordern.

Die Magdaleinen sind ferner nicht unbedingt vereiniget; sondern sie bilden *drei Klassen.* Der Unterschied zwischen diesen drei Klassen bezieht sich vorzüglich auf folgende Umstände, — Geburt, Erziehung, Aufführung und Geschicklichkeit in den verschiedenen Arbeiten.

Wollen die Magdaleinen ihren Nahmen geheim halten, so können sie einen falschen annehmen. Auf's Strengste ist es verbothen, sie um ihre Familie zu fragen, oder ihnen irgend einen Vorwurf über das Verflossene zu machen.

Sobald diese Mädchen eintreten: so wird ihre Kleidung mit einer Numer zum Aufheben gegeben, und ihnen wird ein Hauskleid angelegt. Bei ihrem Austritte erhalten sie ersteres wieder zurück. Letzteres ist durchaus uniform, und besteht in einem braunen, langen Rocke von geschornem wollenen Tuche.

Im Sommer, stehen die Magdaleinen um 6 Uhr auf; — um 7 Uhr wird das Gebeth verrichtet, nach welchem sie frühstücken. Um 8 Uhr gehen sie zur Arbeit. Zwischen ein und zwei Uhr wird zu Mittage gegessen, und nachher eine Stunde freigelassen. Um 7 Uhr Abends höret die Arbeit abermals auf; zwischen 8 und 9 Uhr wird zu Nacht gespeiset, dann das Gebeth verrichtet. Um 10 Uhr gehen alle zu Bette.

Im Winter wird mit Tages Anbruch aufgestanden, und unmittelbar das Gebeth verrichtet. Zwischen 8 und 9 Uhr folgt das Frühstück, und darauf die Arbeit. Um 2 Uhr speisen sie zu Mittag, und haben eine Stunde frei. Abends hört die Arbeit um 8 Uhr auf, — dann wird Souppirt, und um 9 Uhr zu Bette gegangen. Jedes Frauenzimmer hat ihr eigenes Bett, und einen Ort, um ihre Wäsche aufzubewahren. Ich habe überhaupt die grösste Reinlichkeit und Ordnung in allen ihren Wohn- und Schlafzimmern gefunden. Das Essen besteht in einfacher, englischer bürgerlichen Kost. Jede freie Stunde können die Frauenzimmer in dem Garten spazieren gehen. Jede Klasse hat nemlich ihr eigenes kleines Gärtchen. Alle drei haben einen Kranken- und Rekonvaleszenten-Saal gemein.

Es wird den Magdaleinen diejenige Arbeit auferlegt, welche ihrem Stande ihren Fähigkeiten, und der zukünftigen sich hierauf gründenden Versorgung angemessen ist. Ein Theil wird daher gezwungen, die Hausarbeiten in ihrer respektiven Klasse zu verrichten. Ein anderer muss waschen; — und diess in einer sehr schönen Waschanstalt, die gesehen zu werden verdient. Hr. *Mathiew*, welcher sie angab, hat viele Ehre davon. Das Gebäude besteht aus zwei Flügeln, welche unter einem stumpfen Winkel zusammenstossen; An den Zusammenstossungspunkte befindet sich ein kleines Zimmer, das beinahe aus lauter

Fenster mit Aussicht von jeder Seite in die zwei Flügel des Gebäudes besteht, und der Aufseherin zum Aufenthaltsorte dienet. In den beiden Flügeln selbsten stehen, von beiden Seiten, die mit dem Waschen beschäftigten Frauenzimmer. Jede hat ihr eigenes Waschgefässe vor sich, über welchem zwei Hahnen angebracht sind, wovon, bei Eröfnung, der eine, warmes, der andere kaltes Wasser geben. Auf der rechten Seite ist ferner ein kleines Behältniss für die Seife vorhanden. Am Grund des Waschbehältnisses ist ein Zapfen angebracht; wird dieser herausgenommen, so leert es sich aus. Das Enthaltene flieset in eine Röhre, und wird aus dem Waschhause geführt. Die Wäsche wird in einem kleinen Hof getrocknet. Die Mangmaschine ist ebenfalls sehr schön ausgedacht. Sie wird nemlich in einem fort, und immer nach der nemlichen Richtung herumgedrehet, und windet so, dessen ohngeachtet, von selbst die Wäsche auf und ab. Das Zimmer, in welchem gebiegelt wird, enthält, nebst mehrern Tischen, einen Ofen, auf welchen die Biegeleisen gestellt sind. Auf diese Art werden sie nicht allein nicht unrein, sondern erhalten auch einen bestimmten gleichförmigen Grad von Wärme.

Beinahe alle Magdaleinen geben sich mit Nadelarbeiten ab: wobei besonders Rücksicht genommen wird, dass sie, soviel als möglich, das Weis-

zeug des Hauses, so wie ihre eigene Kleidung, verarbeiten.

Ein Unterricht, der nicht versäumt wird, und welcher dem Institute selbsten reichliche Früchte trägt, ist jener in *Kirchengesängen.* Alle Sonntage ist nemlich grosser Gottesdienst in der Kapelle des Magdalenen-Spitals, der jedem, gegen den Erlag eines kleinen Beitrages, offen steht, und auch häufig besuchet wird. Er fängt mit einer Predigt an, worauf dann Gesänge folgen. Hr. *Mathiew* hatte die Güte, den Tag, wo er mich dahin führte, Sorge zu tragen, dass die besten Sängerinnen sich hören liessen, und einige von *Händl* in Musik gesetzte Psalmen gesungen wurden. Man kann nichts Schöners hören. Unter andern, machte eine reine Alt-Stimme den tiefsten Eindruck auf mich. Gesammte Magdaleinen befinden sich auf einer Gallerie, um die Orgel, welche von einer eigenen Organistin sehr gut gespielet wird, herum. Vor ihnen war ein schleierner Vorhang gezogen, hinter welchen man die Magdaleinen, wie *ombres chinoises,* wahrnahm.

Die Zeit, während welcher sich diese beglückten Unglücklichen in diesem Institute aufhalten, ist unbestimmt. Gewöhnlich beträgt sie ein Jahr. *Auf keinen Fall wird eine derselben entlassen, (es seie dann, sie führe sich schlecht auf, oder fordere die Entlassung selbst) ohne dass die Anstalt dafür*

gesorgt hätte, damit sie in die Zukunft auf eine ehrliche Art leben könne.

Hie und da geschieht es nemlich, dass die Verführer selbst ihr Verbrechen bereuen, und daher früher oder später um die Hand der Verführten bitten. Es ist daher nicht selten, dass Magdaleinen sehr gute Parthien machen; ja es gibt mehrere, die noch wirklich in London in ihren eigenen Wägen herumfahren, und als Muster der Tugend, zur vollkommensten Zufriedenheit ihrer Männer, leben. Folgende Anekdote kann ich für wahr angeben. Ein Kaufmann verführte vor mehrern Jahren ein sonst ehrliches, wohl erzogenes Mädchen von bürgerlicher Herkunft, und verliess sie alsdann unerwartet, um eine Reise nach Ostindien vorzunehmen. Das arme verlassene Geschöpfe befand sich dadurch in so schrecklichen Verhältnissen, dass solches kein anderes Rettungsmittel sahe, als sich an das Magdaleinen-Institut zu wenden. Sie wurde auch wirklich aufgenommen. Es währte nicht sehr lange, so erfuhr der Kaufmann diese Nachricht. Er wurde durch dieselbe dermassen gerühret, dass er ihr alsogleich schrieb, er wolle sie ehligen, und sie solle nur einsweilen austreten. Er hatte Befehl gegeben, dass für ihren Unterhalt gesorget würde. Hierauf antwortete das Mädchen, dass es sich glücklich schätze ihm ihre Hand reichen zu können; — dass es aber nie, bevor er sie nicht selbst abholen würde, austreten wür-

de: indem es sonst möglich wäre, dass sie ihn nicht so leicht von der Reinheit ihrer Gesinnungen, und von ihrem tugendhaften Lebenswandel überzeugen könnte. — Es stand auch wirklich nicht sehr lange an, so kam der ostindische Kaufmann sehr bereichert zurück, um sein Versprechen zu halten; ja die Hochzeit wurde in dem Instiute selbsten gefeiert. Welcher Tag der Freude muss nicht dieser Tag für die Edelgesinnten gewesen seyn, die eine solche Anstalt unterhalten und leiten!

Mehrere Magdaleinen söhnen sich mit ihren Ältern und Verwandten aus, und werden von diesen wieder aufgenommen. Da die Versöhnungsgeschichte von den Mitgliedern des Ausschusses gewöhnlich negozirt wird; so frug ich Hrn. *Mathiew*, ob, im Allgemeinen gesprochen, grosse Schwierigkeiten dabei zu überwinden seien? — Viel weniger, als man sich's nur erwarten sollte, — war die Antwort. Kaum erfahren, sagt Hr. *Mathiew*, die Ältern, dass sich ihre Töchter in dem Magdaleinen-Institute befinden, und dass sie sich allda gut benehmen: so fangen sie gewöhnlich zu weinen an, und strecken die Hände nach ihnen aus, — so dass die wohlthätigen Vermittler die süsseste Belohnung für ihre Verwendung erhalten. Viele andere Magdaleinen treten in Dienste. Am liebsten suchet man ihnen solche auf dem Lande, oder wenigstens ausser der Hauptstadt, zu verschaffen. Es versteht sich, dass man vorher alle nöthige Erkun-

digung in Hinsicht der Herrschaft, zu der sie in Dienst treten sollen, einzieht. Erhalten sie nach einem Jahre von dem Herren und der Frau, welchem sie dienen, ein gutes Zeugniss; so bekommen sie eine Guinée, oder, nach Umständen, mehr, von dem Institute zur Belohnung. Diejenigen, welche keine ordentliche Kleidung bei ihrem Austritte haben, werden von dem Ausschusse damit versehen.

Asylum für Waisenmädchen.

Da die Waisen von Ältern, welche keiner Pfarrei zugehören, auch keinen Anspruch auf die von dieser abhängenden Unterstützungen haben, (und dieser Fall tritt sehr häufig bei den Kindern von Matrosen, Soldaten u. dgl. ein,) so ist *Sir John Fiedling* auf den Gedanken gekommen, wenigstens für die weiblichen Geschöpfe, welche die grösste Gefahr unter ihnen laufen, zu sorgen, und einen Plan zu ihrer Aufnahme zu entwerfen. Diess geschahe im Mai 1758. Es fanden sich, wie gewöhnlich, viele wohlthätige Menschen, welche *Sir John* Mittel zur Ausführung seines Planes an die Hand gaben; und so entstand das *Asylum*, welches noch heut zu Tage durch milde Beiträge unterstützet wird.

In dieser recht artigen, schönen Anstalt, wo die nemliche Verpflegung, wie in dem Findelhause statt hat, befinden sich zweihundert verlassene Mädchen, die so nicht allein allen Gefahren, die

sie sonst umringen würden, entgehen; sondern zugleich den vollkommensten Unterricht, der ihrer Lage und zukünftigen Bestimmung angemessen ist, erhalten. Man unterrichtet sie nemlich sorgfältig in den Grundsätzen der Religion, im Lesen, Schreiben, Nähen, so wie überhaupt in den Hausgeschäften; und sucht sie so an diejenige Ordnung und Industrie zu gewöhnen, welche einen guten Dienstbothen glücklich und nützlich machen.

Folgende Bedingnisse werden zur Aufnahme in das Asylum erfordert.

1tens Das Mädchen muss ein Waise seyn, deren Anverwandten, Wohnort, aller sich darum gegebenen Mühe ohngeachtet, nicht ausfindig gemacht werden kann.

2tens Das Kind darf nicht unter neun, und nicht über zwölf Jahre alt seyn.

3tens Mohrinnen oder Mulaten werden nicht aufgenommen.

4tens Auch verunstaltete oder kränkliche Kinder nicht.

Sobald die Mädchen dazu geeignet sind, werden sie irgend wo in die Lehre gethan, oder als Mägde verdingt. Auch in beiden Fällen braucht

man die nemlichen Vorsichtsregeln, wie bei den Kindern im Findelhause. Nur ein Bedingniss mehr findet hier statt; nemlich das Gesetz, dass die Mädchen nur zu solchen Leuten in die Lehre, oder in Dienst gegeben werden sollen, welche zu der herrschenden Religion gehören.

Philantropische Gesellschaft.

(St. Georg Field's.)

Wenn irgend ein Institut die Aufmerksamkeit des Menschenfreundes verdient, so verdienet sie dasjenige, welches von der philantropischen Gesellschaft im Jahr 1788 errichtet worden ist. Dessen Zweck ist, die Kinder von Missethätern, oder andern Menschen von verdorbenen Sitten, zur Tugend aufzuerziehen, und sie in Stand zu setzen, ihr Brod auf eine ehrliche Weise zu verdienen.

Haben diejenigen Unglücklichen, welche durch Armuth, durch Gewalt der Leidenschaften, zur Übertretung der Gesetze hingerissen wurden, unter einem gewissen Gesichtspunkte nicht allen Anspruch auf unser Mitleiden verlohren; so verdienen die Kinder, welche durch die Laster ihrer Älteren von ihrer ersten Jugend an der Gefahr verführt zu werden ausgesetzt waren, oder bereits in dieselbe verfallen sind, eben darum, weil sie nichts Besser wussten, als den Gewohnheiten ihrer Väter und Mütter zu folgen, doppelt bedauert zu werden. Wie

gross ist nicht die Anzahl letzterer in jedem Staate, — in jeder bevölkerten Stadt? — Nichts kann daher wohlthätiger, und nichts einer weisen Regierung angenehmer seyn, als ein Institut, welches den Entzweck hat, dem Verbrechen zuvorzukommen, und die bereits darin inizirten Individuen auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Diesem Entzweck entsprechen die Bemühungen der philantropischen Gesellschaft in London. Diese verdankt ihren Ursprung Hrn. *Robert Jouny* — und zählte bald unter ihre besonders aktive Mitglieder den menschenfreundlichen Dr. *Lettsom*, so wie Dr. *Sims*, Präsidenten der k. medizinischen Gesellschaft.

Die, zur Errichtung eines ihrem Entzwecke entsprechenden Hauses, erforderlichen Kosten waren bald, durch die Eröfnung einer Subskription, eingebracht. Aus der nemlichen Quelle fliessen noch die Mittel, welche zur Erhaltung der Anstalt jährlich erfordert werden. Sie betrugen im Jahr 1800, 2308 Pfund, — 2 Schilling. Die Wohlthäter wählen unter sich einen Präsidenten, zwölf Vice-Präsidenten, einen Schatzmeister, und einen Ausschuss von 24 Mitglieder, welche die Geschäfte des Instituts betreiben, und jährlich Rechenschaft abstatten.

Die Kinder, welche in dasselbe aufgenommen werden, stammen entweder von Leuten her, die hingerichtet worden sind, oder sich noch wirklich zur

Strafe, theils in Gefängnissen befinden, theils des Landes verwiesen worden sind, oder einen schlechten Lebenswandel führen, u. s. w.; oder sie sind bereits beim Stehlen und andern schlechten Streichen ertappet worden, ohne von der Gerechtigkeit vollkommen überwiesen, oder, wegen ihrem zarten Alter, gestraft werden zu können.

Die Anzahl der in dem Institut vorhandenen Zöglinge beläuft sich gewöhnlich auf 160. Ich vermuthe, es dürfte meinen Lesern nicht unangenehm seyn, etwas Näheres von einigen unter ihnen zu erfahren.

Es befinden sich nemlich allda:

Ein Mädchen, alt 11 Jahr, dessen Vater als Missethäter prozessirt, überwiesen, und zur Transportation verdammt worden ist.

Ein Mädchen von 9 Jahren, Tochter eines Mannes, welcher wegen Mord in Salisbury hingerichtet worden.

Ein Knabe, alt 8 Jahr, Sohn eines Diebes, der in Twickenham eingebrochen, und hingerichtet worden ist.

Ein Knabe von 8 Jahren, der selbst gestand, eine Uhr gestohlen zu haben.

Ein Knabe von 11 Jahren, der bereits in verschiedenen Zuchthäusern war, und der, wie er selbst aussagte, an der Plünderung eines Hauses Antheil genommen hatte.

Zwei Kinder, nemlich ein Knabe von 8- und dessen Schwester von 10 Jahren. Derselben Vater wurde hingerichtet, und bath sich vor seinem Tode die Gnade aus, dass seine Kinder durch die philantropische Gesellschaft versorgt und tugendhafter, folglich glücklicher, auferzogen werden möchten. Dieser nemliche Mann sagte aus, dass er ehrlich gelebt hätte, bis ihm das verderbliche, infame Buch, *die Rechte des Menschen*, *von Thomas Pain*, in die Hände gekommen seie.

Die von der philantropischen Gesellschaft aufgenommenen Kinder werden vor allem in der Religion und Moral unterrichtet. Sie lernen lesen, schreiben, rechnen, und die Knaben ein Handwerk. Es sind nemlich mehrere geschickte Handwerksleute in dem Institut als Meister angestellt, als Buchbinder, Buchdrucker, Schuster, Schneider, Seilmacher, Drexler u. s. w. — Zu diesen kommen die Knaben, je nachdem sie sich ein Handwerk wählen, in die Lehre. Ich habe die gesammten Werkstätte besuchet, in welchen sie arbeiten, und überall die grösste Ordnung gefunden. Um zeitlich die Industrie bei ihnen zu erwecken, erhalten sie Prämien, wenn sie sich in Geschicklichkei-

und Fleiss auszeichnen. Nach geendigter Lehrzeit, gehen dann die Knaben ausser dem Institut ihrem Handwerke nach.

Die Mädchen werden vorzüglich für Mägde auferzogen, und in der Hausarbeit unterrichtet. Sobald sie im Stand sind ihren Beruf zu erfüllen: so werden sie in Dienst gethan. Führen sie sich allda gut auf; so haben sie immer noch hie und da ein kleines Geschenk von der philantropischen Gesellschaft zu erwarten.

Das ganze Institut ist unter der Aufsicht Hrn. *Durands*, eines sehr gefälligen, artigen Mannes. Endlich habe ich zu erinnern, dass die allda befindlichen Kinder sehr wohl gekleidet sind, und übrigens gesund aussehen.

In dem zweiten Bande dieses Werkes, folget, meinem Versprechen gemäss, die Beschreibung der noch übrigen, zu meinem Zwecke gehörigen Gegenstände in London, so wie in dem grössten Theil des übrigen Englands und Schottlands.

Za… de… Entbun…	Totalsummen der Verstorbenen.	Vergleich der verstorbenen zu den lebendig gebohrnen Kindern.
Im Jahre 6	36	1 zu $26\frac{2}{3}$
— — 7	47	1 — $29\frac{1}{3}$
— — 8	51	1 — $22\frac{6}{7}$
— — 9	44	1 — $27\frac{3}{4}$
— — 10	63	1 — 24
— — 11		
die ersten 6 Monate	37	1 — $24\frac{1}{9}$
	278	

Welches ein Jahr in das andere 1 zu $25\frac{1}{3}$ macht.

Ungeheilt ausgetrettene.
—
—
—
—
2
3

.	7060
.	580
.	268
.	307
e.	5

e r A

8. | 1.

ärtiges rbe d her inn.	Physisch Kräften u Vermögen dieser oder ner Gattu von Arbe	kungen.
flicke- . täg-	Von schwa Gesundheit	von der Bürgschaft, anbiethet, Erwäh- enn jeder Dürftiger ufsicht oder Schutz achbaren, der sei- d gute Aufführung Man muss auch ge der Kinder und nverwandten der geben, damit man welche die Mittel, oder ihnen Hilfe
15 bis glich.	Von guter sundheit.	
h	Von schwa Gesundheit	
Zufall aft	Drucken der Bru	

fertafel vertritt di

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Tab. VII.

i o

		Kuhpocken-Materie.	Vermischte Bemerkungen.
n.			
ie e-	Beschaffe heit der M terie.	Genommen den 8ten Tag.	

uf V

Staatl. Bibliothek
Regensburg

B hause

von Errichtun ten Juny 1801 inclusive.

Jahrzahlen.	Anzahl der Entbundenen.	Verhältniss der Sterblichkeit unter den Kindern	Verhältniss der Sterblichkeit unter den Müttern
1785	435	1 in [illegible] + [illegible]	1 in 44 + [illegible]
1786	597		
1787	564		
1788	578		
1789	599		
1790	622		
1791	621		
1792	610		
1793	590		
1794	583		
1795	612	1 in 288 + $\frac{1}{21}$	1 in 77 + $\frac{38}{79}$
1796	627		
1797	619		
1798	566		
1799	521	1 in 938	1 in 118 + $\frac{7}{8}$.
1800	417		
	26201		

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Frank, Joseph,

Dr. Joseph Frank's, öffentlichen Lehrers der Pathologie und allgemeinen Therapie auf der Kaiserlich Russischen Universität zu Wilna ... Reise nach Paris, London und einem grossen Theile des übrigen Englands und Schottlands in Beziehung auf Spitaeler, Versorgungshäuser, übrige Armen-
Bd.: 1

Wien 1804

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Med.1911(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301223-0